

NDL

Neue Deutsche Literatur

ZEITSCHRIFT DES

DEUTSCHEN SCHRIFTSTELLERVERBANDES

Vol. 3

1955

No. 1-6

VERLAG VOLK UND WELT · BERLIN

GELEITET VON WILLI BREDEL UND F. C. WEISKOPF.
REDAKTION: GÜNTHER CWOJDRAK, GÜNTHER DEICKE,
HENRYK KEISCH. SEKRETARIAT: ACHIM ROSCHER.

Nachdruck nur mit Genehmigung

REDAKTIONSSCHLUSS FÜR DIESES HEFT: 5. DEZEMBER 1954

Redaktion: Berlin W 8, Friedrichstr. 169/170, Fernsprecher 225771. Verlag Volk und Welt, Berlin W 8, Taubenstraße 1/2. Für unverlangt eingehende Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Die Zeitschrift erscheint monatlich und ist in der Deutschen Demokratischen Republik durch jede Buchhandlung oder die Post zu beziehen. Im Ausland vermitteln folgende Stellen den Bezug: *UdSSR*: Meshdunarodnaja Kniga, Smolenskaja sennaja Pl. 32/34, Moskau; *China*: Guozi Shudian, Suchou Hutung 38, Peking; *Polen*: Prasa i Ksiazka, ul. Koszykowa 31, Warschau; *ČSR*: Artia AG, Ve Smečkách 30, Prag II; *Ungarn*: Kultura, Ungarisches Außenhandelsunternehmen für Bücher und Zeitungen, Rakoczi ut. 5, Budapest 62; *Rumänien*: IMEX, Strada Foisorului 41, Bukarest; *Bulgarien*: Raznoizos, 1, Rue Tzar Assen, Sofia; *Albanien*: Ndermarja Shetnorë Botimeve, Tirana. Interessenten in den übrigen Ländern sowie in *Westdeutschland* wenden sich über den örtlichen Buchhandel oder direkt an: „Deutscher Buch-Export und -Import GmbH, Leipzig C1, Schließfach 276“. Dieser weist ihnen Bezugsquellen in ihrem Land nach. Preis des Einzelheftes: 1,50 DM. Vierteljahrsabonnement: 4,50 DM. Briefe, die mit dem Inhalt der Zeitschrift zu tun haben, sind an die Redaktion, Zuschriften in Fragen des Vertriebs und Bezugs an den Verlag zu richten. Druck: IV-14-48 Volksstimme, Verlag und Druckerei, Magdeburg, Bahnhofstraße 17, Lizenz-Nr. 1313.

INHALT

Duldet es nicht!	<i>DSV</i>	5
Unsere Meinung	<i>NDL</i>	7
Michael Vierkant streicht einen Zaun an	<i>Leonbard Frank</i>	15
Zwei Wintergedichte	<i>Adelheid Christoph</i>	28
In der grünen Hölle	<i>Ehm Welk</i>	29
Ein Traum von fünfzig Jahren	<i>Fritz Jensen</i>	43
Weg ohne Wahl	<i>Katharina Kammer</i>	58
Kauft Chrysanthemen	<i>Werner Lindemann</i>	68
Neue Gedichte	<i>Erich Arendt</i>	69
Kunst und Proletariat	<i>Clara Zetkin</i>	78
Die Kunst und die Revolution	<i>Richard Wagner</i>	89
Beim Lesen von Heines „Harzreise“	<i>Joachim Müller</i>	95
Romain Rolland im Jahre 1919	<i>Werner Ilberg</i>	104
UNSERE LITERATURDISKUSSION ZUM IV. DEUTSCHEN SCHRIFTSTELLERKONGRESS		
Substanz und Einheit der Handlung im Roman	<i>Henryk Keisch</i>	108
Probleme des deutschen Gegenwartsromans	<i>Marceli Ranicki</i>	113
Zum Problem der Heimatdichtung	<i>Georg Maurer</i>	123

NEUE BÜCHER

Günther Cwojdrak: Blick in die Werkstatt, S. 136; *F.C. Weiskopf*: Hohe Schule der Sprache, S. 138; *Karl Mundstock*: Auf gutem Wege, S. 140; *Alfred Antkowiak*: Bericht gegen den Krieg, S. 145.

UNSERE UMSCHAU

Howard Fast: Literaturbrief aus New York, S. 147; *Samuel Sillen*: Der tiefste Abgrund, S. 150; *Gerhard Schneider*: Biograph auf Entdeckungsreisen, S. 156; *Günther Stein*: „Geistiges Widerstandszentrum gegen die Unfreiheit“, S. 158; *Kurt Türke*: Von der Freude des Kürzens, S. 164; *Richard Drews*: Kleine Stilkunst in Versen, S. 169; ferner: „Kleine westdeutsche Chronik“, „O diese Sprache!“, „Schwarz eingerahmt“ u. a.

ZU UNSEREN BEITRÄGEN

Der Beitrag von Leonhard Frank ist das Anfangskapitel seines autobiographischen Romans „Links wo das Herz ist“, der in absehbarer Zeit auch in der Deutschen Demokratischen Republik erscheinen wird.

Die junge Lyrikerin Adelheid Christoph lebt in Dresden.

Aus einem neuen Werk von Ehm Welk: „MUTAFO, das ist Das Ding, das durch den Wind geht“ veröffentlichen wir das Kapitel „In der grünen Hölle“.

Katharina Kammer ist eine in Karl-Marx-Stadt lebende junge Autorin.

Werner Lindemann ist Mitglied des Arbeitskreises junger Autoren in Leipzig.

Die Gedichte von Erich Arendt entstammen einem größeren, noch unvollendeten Zyklus.

Unser dem Gedächtnis Romain Rollands gewidmeter Artikel ist einem neuen Buch von Werner Ilberg entnommen, das der Petermanken-Verlag, Schwerin, vorbereitet.

Wir setzen in diesem Heft unsere Literaturdiskussion zum IV. Deutschen Schriftstellerkongreß mit Beiträgen von Henryk Keisch, Marcell Ranicki und Georg Maurer fort. Darüber hinaus aber sollen auch unsere Buchbesprechungen sowie andere Artikel oder Glossen Teile dieses Gesprächs darstellen

Duldet es nicht!

Schriftsteller erheben ihre Stimme gegen die neuen Kriegsverträge von London und Paris.

Der Deutsche Schriftstellerverband wendet sich mit dem folgenden Aufruf an die Öffentlichkeit:

Die Deklaration der Moskauer Konferenz läßt keinen Zweifel darüber, daß die Politik der starken Hand keine Chancen in Europa hat und die Ratifizierung der Abkommen von London und Paris Folgen auslösen würde, die die Sicherung Europas gegen eine solche Kriegspolitik erforderlich machen.

Wir deutschen Schriftsteller wissen, welche verhängnisvolle Rolle die Lüge seit eh und je bei dem Versuche spielt, Menschen gegen ihren eigenen Willen in den Krieg zu treiben, welche Rolle sie auch heute wieder spielt, um sie von den großen Möglichkeiten der friedlichen Verständigung abzulenken. Wir bezeugen daher um der Wahrheit willen:

1. Volkskammer und Regierung der Deutschen Demokratischen Republik haben alles versucht, um in direkte Verhandlungen mit dem Parlament und der Regierung der Bundesrepublik zu kommen. Bonn hat alle diese Angebote brüsk zurückgewiesen, um den westdeutschen Separatstaat gegen die Welt des Sozialismus aufrüsten zu können.

2. Trotz aller Zurückweisungen haben Regierung und Volkskammer der Deutschen Demokratischen Republik ihren Vorschlag für freie Wahlen in ganz Deutschland entsprechend dem Wahlgesetz der Weimarer Republik und noch vor Bildung einer gesamtdeutschen provisorischen Regierung aufrecht-erhalten.

3. Die Regierung der Sowjetunion ist stets für die friedliche Wiedervereinigung eines demokratisch erneuerten Deutschlands eingetreten. Die Westmächte haben sie verbindert, um Westdeutschland gegen die Sowjetunion aufrüsten zu können.

4. Die Moskauer Konferenz hat Verhandlungen über die Sicherung des Friedens in Europa vor der Ratifizierung der Londoner und Pariser Abkommen vorgeschlagen. Diese Ratifizierung würde Verhandlungen über Deutschland den Weg verlegen. Das Wort der Moskauer Deklaration ist ernst, so ernst wie die Gefahr, der es begegnen will.

Wir Schriftsteller fühlen uns ganz besonders verpflichtet, dieses Wort der Warnung und Wegweisung unseren deutschen Landsleuten weiterzusagen und sie mit aller Eindringlichkeit, die unserem Worte irgend gegeben ist, zu beschwören, es zu hören und danach zu handeln, so lange es Zeit ist. Es ist hohe Zeit.

In ganz Deutschland ist eine Jugend herangewachsen, die frei ist von der Schuld und Schande, die das Leben der älteren Generation noch vielfach belastet. Diese Jugend wehrt sich gegen ihre Bedrohung durch die Pariser und Londoner Verträge. Laßt sie nicht allein! Stützt und stärkt ihren Widerstand! Wer das Schwert in die Hand nimmt, um in den Frieden anderer Völker einzubrechen, drückt auch den Verteidigern des Friedens das Schwert in die Hand.

Wir sagen noch einmal:

Alle Türen zum Frieden und zur Einheit unseres Vaterlandes stehen offen. Duldet nicht, daß fremde Mächte sie zuschlagen! Wir deutschen Schriftsteller wollen sie offenhalten, daß Frieden werde in unserem einen Vaterland und friedliche Nachbarschaft mit allen Völkern.

Willi Bredel	Jurij Brězan	Kurt Stern
Kuba	E. R. Greulich	Erwin Strittmatter
Stephan Hermlin	Peter Nell	Bodo Uhse
F. C. Weiskopf	Jan Petersen	Berta Waterstradt
Alfred Kurella	Jan Koplowitz	Wolfgang Joho
Günther Cwojdrak	Franz Hammer	Hans Lorbeer
Werner Reinowski	Anneliese Reinhard	Karl Otto
Erich Blach	Karl Kleinschmidt	Gustav Just
Hans Marchwitza	Walter Stranka	Wieland Herzfelde

UNSERE MEINUNG

Am 2. Februar 1768 unterrichtete Lessing, zu dieser Zeit in Hamburg lebend, den Berliner Buchhändler und Schriftsteller Nicolai von seiner Absicht, gemeinsam mit Bode eine literarische Zeitschrift unter dem Titel „Deutsches Museum“ herauszugeben, und machte ihm zugleich einige Beiträge bekannt, die für das erste Heft vorgesehen waren. Uns interessiert hier nicht, warum Lessings Projekt scheiterte (zum Beispiel wurde der Antrag auf ein kaiserliches Privilegium und auf Zensurfreiheit abgeschlagen, und der Rat der Stadt Hamburg erhielt überdies noch einen kaiserlichen Rüffel wegen Lessings Eingabe), uns interessiert vor allem die Antwort Nicolais. Nicolai erwiderte auf Lessings Brief: „Für Ihr neues Journal habe ich allen Respekt. Wenn Sie lauter solche Sachen einrücken, als diejenigen, die ins erste Stück kommen sollen, so wird es alle, die jemals gewesen sind, übertreffen. Befeßigen Sie sich nur auf Vorrath von Manuscript; und lassen Sie die besten Schriftsteller Deutschlands

fein fleißig schreiben. Das ist die Hauptsache, wenn die Fortsetzung ununterbrochen erfolgen soll.“

Nicolais Ratschlag, einen Vorrat an Manuskripten anzulegen und „die besten Schriftsteller Deutschlands fein fleißig schreiben“ zu lassen, ist heute noch genauso gut und beherzigenswert, wie er es damals war. Wir haben uns, was die „Neue Deutsche Literatur“ angeht, im letzten Jahre einer Arbeit in diesem Sinne befleißigt. Manche Stimme hat sich in der Öffentlichkeit erhoben, die uns bestätigte, daß wir ein gutes Stück vorangekommen seien; viele unserer Leser in der Deutschen Demokratischen Republik, in Westdeutschland und im Ausland haben es an freundlichem Zuspruch und kritischem Interesse nicht fehlen lassen; reaktionäre Blätter in Westdeutschland lobten des öfteren unsere Zeitschrift, indem sie uns heftig tadelten oder verleumdeten: alles in allem dürfen wir schließen, daß die „Neue Deutsche Literatur“ an Gewicht und Wirkung gewonnen hat.

Diese sachliche Feststellung darf und wird uns keineswegs zur Selbstzufriedenheit verleiten. „Worte wider Waffen“ lautet der Titel einer Anthologie zeitgenössischer deutscher Prosa und Lyrik, die vor einigen Jahren in einem westdeutschen Verlag erschienen ist. Worte wider Waffen: niemals war dieser Kampfruf so verpflichtend wie heute, da in Westdeutschland die Waffen erhoben werden sollen. Wir wissen, daß man gegen Waffen nicht nur mit Worten kämpfen kann; wir wissen aber auch, daß Worte ebenfalls Waffen sein können. In der heutigen Situation ganz besonders muß auch unsere Zeitschrift eine Waffe für Frieden und Verständigung sein.

Wir sind nicht für große programmatische Erklärungen; ein Programm sollte vor allem aus der Praxis ablesbar sein. Vor einem Jahr schrieben wir: „Die ‚Neue Deutsche Literatur‘ muß ein Forum aller deutschen Schriftsteller in Ost und West sein, die sich zur Idee des Friedens, zur Verteidigung des Friedens bekennen. In Deutschland muß, bei den gegenwärtigen Verhältnissen, ein Bekenntnis zum Frieden zugleich ein Bekenntnis zur demokratischen Einheit Deutschlands sein.“ Und wir schrieben auch, im Hinblick auf literarische Kriegsverbrecher und Faschisten, und wiederholen heute diesen Satz Gorkis: „Der Feind muß vernichtet werden, wenn er sich nicht ergibt.“ Wie

sehr unsere Gegner sich auch bemühen mögen, den Sinn dieses Satzes zu verdrehen und als „antihumanistisch“ zu verleumden: Gorkis Forderung ist das erste Gebot des streitbaren Humanismus; wenn Milde Mörder schont, sagt Shakespeare, verübt sie Mord.

Wie schrieb Nicolai an Lessing? „Lassen Sie die besten Schriftsteller Deutschlands fein fleißig schreiben“: viele der besten deutschen Schriftsteller haben im vergangenen Jahr das Gesicht unserer Zeitschrift geprägt, mancher begabte junge Autor konnte sich zum ersten Mal der Öffentlichkeit vorstellen. In vielen politischen und künstlerischen Fragen mag und soll es Meinungsverschiedenheiten geben: keine Meinungsverschiedenheit darf es darüber geben, daß wir alle Kräfte darauf konzentrieren müssen, die Remilitarisierung Westdeutschlands zu verhindern, damit die demokratische Wiedervereinigung Deutschlands erreicht wird. Das ist die Lebensfrage unseres Volkes und zugleich die Lebensfrage unserer Literatur. *gc*

Ob der Berg zum Propheten oder der Prophet zum Berg kommt, ist möglicherweise eine Prestigefrage, für das Ergebnis aber ist es ohne wesentliche Bedeutung. Daß beide zueinanderkommen, daß die Worte den erreichen, dem sie gelten, darauf kommt es an. Ungehörte Worte sind

niegesprochenen gleich. Es ist der Sinn des Menschenwortes, gehört zu werden.

Dem Wort Gehör zu verschaffen, es nicht mehr in Unverständnis und gehässiger Polemik verhallen zu lassen, und erst recht nicht im Bombenkrachen des drohenden Krieges, dieser Wille beherrscht die hartnäckigen Bemühungen des Ministers für Kultur der Deutschen Demokratischen Republik um das deutsche Gespräch. In Leipzig und anderswo haben wir auch das angeblich Unmögliche schon eintreten sehen: der Berg kam zum Propheten. Im gespaltenen Berlin nun hat sich der Minister mehrfach zu ähnlichen Begegnungen, deren Fruchtbarkeit bereits zu erkennen ist, auf dem Boden der Westsektoren eingefunden. Hat er sich damit irgend etwas vergeben? Im Gegenteil, er hat dem Ansehen eines Staates gedient, dessen Minister dem Leben und den kleinen Aufgaben des Alltags nahegeblieben sind. Überdies ist das deutsche Gespräch keine Angelegenheit des Prestiges.

Wäre es eine Angelegenheit des Prestiges, so hätten allerdings ein paar Giftspritzen aus westlichen Redaktionsstuben und andere Kläffer, die sich uneingeladen ebenfalls einfanden, bestenfalls den Anspruch erheben können, unter Wahrung der Formen der Höflichkeit hinausgewiesen zu werden, statt in diesem Kreise das Wort ergreifen zu dürfen.

Die Herren Mitarbeiter oder Herausgeber der amerikanischen „Neuen Zeitung“ und des ebensowenig deutschen „Monat“ (jener Unzeitschrift, die uns schon so manchen Glossenstoff lieferte) sind ja nicht nur ihrer Gesinnung, sondern auch ihrem Paß nach Landsleute Eisenhowers und McCarthys, kommen also als Partner eines deutschen Gesprächs nicht in Betracht. Ein Minister der Deutschen Demokratischen Republik braucht ein gerütteltes Maß von Selbstbeherrschung, um ihre Anwesenheit zu ertragen. Minister Becher hat solide bajuwarische Nerven: er ertrug sie. Über sie hinweg sprach er zu denen, für die Deutschland und die deutsche Kultur etwas bedeuten.

Da Einladende und Eingeladene die Geduld aufbrachten, den nicht-eingeladenen amerikanischen Herausgeber der bewußten Unzeitschrift seine plumpen Provokationen vorbringen zu lassen, hielt dieser, ein Zeitgenosse namens Lasky, die Gelegenheit für günstig, sich einen Schritt weiter vorzutasten. Als Beweis und Illustration der grenzenlosen Meinungsfreiheit, die er vertrete, wolle er, so teilte er mit, einen beliebigen Beitrag von Bertolt Brecht abdrucken, wenn eine Zeitschrift der Deutschen Demokratischen Republik als Gegenleistung einen Text aus seiner Feder aufnehme. Triumphierend blickte er um sich: Wer ist noch freiheitlicher als ich?

Gemach, Mister! Bleiben Sie auf der Erde! Es dürfte schwierig sein, in der ganzen Deutschen Demokratischen Republik eine einzige Publikation zu finden, die nicht systematisch und in regelmäßiger Folge Beiträge westdeutscher Autoren veröffentlichte, ohne Hintergedanken, ohne Gegenbedingungen, keineswegs „Zug um Zug“. Unsere „Neue Deutsche Literatur“ ist nur eines unter vielen Beispielen dafür. Herr Lasky und seinesgleichen mögen erst einmal zeigen, was sie demgegenüber aufzuweisen haben. Daß der Herausgeber eines subventionsfressenden Druckereiprodukts wie des „Monat“ gern damit einverstanden wäre, durch Veröffentlichung eines Textes von Brecht seinen Absatz zu heben, ist vom kommerziellen Standpunkt durchaus zu begreifen. Aber als Tauschobjekt einen Text von Lasky zu offerieren, das ist, gelinde gesagt, eine Frechheit! Hat der Mann alle Maßstäbe verloren, sogar die geschäftlichen, die ihm so vertraut sein sollten? Mutet er uns zu, edlen Wein gegen schlechten Fusel, Literatur gegen pseudo-intellektuelle Ladenhüter zu tauschen? Nein, Mister, aus diesem Business wird nichts. Das deutsche Gespräch ist, wie schon der Name sagt, ein Gespräch zwischen Deutschen. Auch ohne den nie zu überbrückenden Qualitätsunterschied, der Sie von Brecht trennt, wären Sie dabei unerwünscht. Wir haben nicht

auf Sie gewartet, um in der Deutschen Demokratischen Republik westdeutsche Schriftsteller zu drucken. Sie aber, Mister, sind weder ein westdeutscher noch ein deutscher, noch überhaupt ein Schriftsteller im verpflichtenden Sinn dieses Wortes. Sie sind ein Eindringling. Wie lautet doch die Aufforderung, die Immigranten in Ihrem Lande so häufig zu hören bekommen: Go back where you came from! *hk*

Bei einer vor kurzem in der Deutschen Akademie der Künste durchgeführten Diskussion über die Stuttgarter „Empfehlungen zur Erneuerung der deutschen Rechtschreibung“ beschwerte sich einer der Verteidiger (und, nebenbei bemerkt, auch Mitautoren dieser Empfehlungen), Professor Wolfgang Steinitz, ein Sprachforscher von Rang und Namen, sehr temperamentvoll über die leidenschaftliche Ablehnung der Reform durch die meisten Schriftsteller – eine Ablehnung, die, wie er ausführte, zu beträchtlichem Teil darauf beruhe, daß die Ablehner über das wahre Wesen der Vorschläge falsch informiert seien. Indem er selbst von dem widerspruchsvollen und problematischen Begründungs-Sammelsurium abrückte; indem er die bisherige Ausschaltung der Schriftsteller aus den Beratungen über die Reform als Fehler kennzeichnete, der fortan vermieden wer-

den müsse; indem er den Abschnitt der „Empfehlungen“, der die schärfsten Proteste hervorgerufen hatte: den Abschnitt über Abschaffung der meisten Dehnungszeichen seines Empfehlungs-Charakters entkleidete und als bloße Erörterung unverbindlicher radikaler Reformwünsche* hinstellte . . . indem unser Freund (und Gegner in dieser Diskussion) all dies tat, trug er in hervorragendem Maße dazu bei, die Auseinandersetzung über die Reformvorschläge von Mißverständnissen, Verführungen zu Abwegen und Quellen für Erbitterung hüben und drüben zu befreien. In einer solchen Atmosphäre, ohne Eile, wird man jetzt diskutieren und entscheiden können, welche der Empfehlungen von den an Sprachdingen vornehmlich Interessierten – den Philologen, den Schriftstellern und den Lehrern – als möglich und notwendig anerkannt, welche aufgeschoben und welche verworfen werden sollen, wobei neben den bisher fast ausschließlich

* Bei eingehender Prüfung des Textes stellt sich heraus, daß diese Auslegung den Tatsachen entspricht. Die mißverständliche Auffassung, als sei auch dieser Abschnitt eine „Empfehlung“, wird freilich – fast möchten wir sagen: zwangsläufig – durch seine zweideutige Formulierung hervorgerufen, die ihrerseits der eingestandenermaßen nicht ganz lautenen Erwägung entsprang, man müsse „viel mehr fordern oder wenigstens zu fordern scheinen, um wenigstens etwas herauszuschlagen“.

ins Treffen geführten pädagogischen und (pseudo)sozialen, insbesondere die kulturpolitischen, nationalpolitischen und künstlerischen Gründe für und gegen die Reform berücksichtigt werden müssen. Dabei können uns die Vorsicht und Gründlichkeit, der Sinn für die Fortführung nationaler Tradition und die Scheu vor ver simpelndem Scheinradikalismus, mit denen die Chinesen an ihrer Schreibreform arbeiten, als gutes Beispiel dienen.

fcw

Es war ein Zufall, daß die erste Leserversammlung unserer Redaktion gerade bei den jüngsten Lesern unserer Zeitschrift, bei den Schülern der XII. Klasse einer Oberschule in Berlin - Pankow stattfand. Aber dann priesen wir diesen Zufall als glücklichen Umstand. Denn vor uns im nüchternen Klassenraum saßen, interessiert, wissensdurstig und diskussionsfreudig, die neuen Leser unserer Literatur. Man könnte von einem neuen Typ des Lesers sprechen, wenn dieser Begriff nicht allzu sehr verallgemeinerte und nivellierte angesichts dieser dreißig quicklebendigen Jugendlichen, die die verschiedensten, aber fast immer durchdachten Meinungen teils mit zurückhaltender Sachlichkeit, teils mit fragender Skepsis, teils mit schwungvollem Temperament vortrugen. Die selbstverständliche Offenheit, mit

der Fragen gestellt und Fragen beantwortet wurden, das relativ hohe Niveau, auf dem diese Aussprache stattfand, beweisen, daß in unserer Republik eine intelligente, aufgeschlossene, vielseitig gebildete Jugend heranwächst, die zu selbständigem, systematischem Denken erzogen wird, und der jede geistige Uniformität darum fremd, ja zuwider ist. (Es wäre überflüssig, das zu betonen, wenn nicht im Westen unseres Vaterlandes mit penetranter Stupidität schon jahrelang das Gegenteil behauptet würde, wenn es dort nicht immer noch Leute, sogar intelligente Leute gäbe, die auf derartige Lügen hereinfliegen.)

Begreiflicherweise wurden viele Fragen und Wünsche nach ausführlicherer Behandlung des literarischen Erbes gestellt; die vor dem Abitur stehenden Jugendlichen empfinden das Fehlen einer Literaturgeschichte als besonders schmerzlich. Wir konnten darauf hinweisen, daß der Verlag Volk und Wissen einen auf etwa 1000 Seiten berechneten Leitfaden der deutschen Literaturgeschichte vorbereitet. Methodologische Fragen der Literatur, die Vorschläge zur Rechtschreibreform, einige Praktiken unserer Zeitschrift wie Anordnung und Kommentierung einzelner Beiträge waren Gegenstand der Debatte. Um Leonhard Franks Novelle „Michaels Rückkehr“ entstand ein kleiner Meinungsstreit. Für

die Erörterung der Nobelpreis-Verleihung an Hemingway zeigten einige Schüler besonderes Interesse, die Werke von Hemingway gelesen hatten. Eine Schülerin empfand es als besonders wohlthuend, daß unsere Zeitschrift nicht in „Zeitungsddeutsch“ geschrieben sei. Dieses Lob hat wiederum uns wohlgetan. Aber daß diese Tatsache überhaupt auffällt, sollte den Redakteuren unserer Tageszeitungen vielleicht zu denken geben.

Zwei der interessantesten Vorschläge, die aus dem Kreise der Schüler gemacht wurden, wollen wir zum Schluß wiedergeben, zumal wir glauben, sie im Verlaufe dieses Jahres noch realisieren zu können. Wir wurden darauf hingewiesen, daß das Werk von Hans Sachs in unserer Zeit und in unserer Gesellschaft eine Wiedergeburt verdient und daß unsere Zeitschrift dabei mithelfen kann. In der Tat, hier gilt es einen Schatz zu heben. Einige Schüler, offenbar eifrige Theaterbesucher, baten uns, doch künftig auch zu interessanten und problematischen Theateraufführungen kritisch Stellung zu nehmen; genannt wurden die Stücke „Anna Karenina“, „Julius Fučik“, „Der Teufelskreis“ und „Der kaukasische Kreidekreis“. Auch das konnten wir zusagen; die ersten Aufträge sind bereits vergeben.

Der Wunsch nach einem Gespräch mit unserer Redaktion war von

einigen Oberschülern ausgegangen. Wir glauben sagen zu können: das Gespräch war eine Bereicherung für beide Partner. Wir, die Redakteure unserer Zeitschrift, wünschen uns weitere Leserversammlungen; wir möchten noch enger als bisher mit unseren Lesern in Kontakt kommen.

gd

Mitte Dezember, kurz nach unserem Redaktionsschluß, beginnt in Moskau der II. Kongreß des Sowjetschriftsteller-Verbandes. Seit Monaten diskutieren die sowjetischen Schriftsteller in der Öffentlichkeit über ihre literarischen und künstlerischen Probleme, über die schöpferischen Methoden ihrer Arbeit, über die in jüngster Zeit erschienenen Romane, Dramen und Gedichte – und das ganze Volk nimmt Anteil.

Seit dem I. Sowjetschriftstellerkongreß sind zwanzig Jahre vergangen. Zwanzig Jahre bedeuten im Ablauf der Geschichte wenig, jedoch in unserer Zeit, in der sich die Ereignisse überstürzen, außerordentlich viel. Was ist nicht alles in den Jahren von 1934 bis 1954 geschehen! Wie hat sich in diesen zwei Jahrzehnten das Antlitz der Erde verändert! Und welche herrlichen Werke sind in diesen wenigen Jahren von sowjetischen Schriftstellern geschaffen worden! Wir nennen nur: Scholochows jetzt vollendete Trilogie ‚Der stille Don‘,

Alexej Tolstois Trilogie ‚Der Leidensweg‘ und den historischen Roman ‚Peter I.‘, Makarenkos ‚Pädagogisches Poem‘ und ‚Flaggen auf den Türmen‘, Nikolai Ostrowskis ‚Wie der Stahl gehärtet wurde‘ und ‚Die Sturmgeborenen‘, Fadejews ‚Die Junge Garde‘, von Polewoi ‚Der wahre Mensch‘, von Konstantin Fedin ‚Erste Freuden‘ und ‚Ein ungewöhnlicher Sommer‘, Konstantin Simonows ‚Tage und Nächte‘, Gorbатовs ‚Die Unbeugsamen‘, von Kornejtchuk ‚Die Front‘, von Leonow ‚Invasion‘ und ‚Der russische Wald‘, Pawlenkos ‚Glück‘, den Film ‚Kampf um Berlin‘, Galina Nikolajewnas ‚Ernte‘, Wassili Ashajews ‚Fern von Moskau‘, Babajewskis ‚Ritter des goldenen Sterns‘. Diese in den vergangenen zwei Jahrzehnten entstandenen Werke sind nur ein Bruchteil dessen, was geschaffen worden ist.

Anläßlich des I. Sowjetschriftstellerkongresses vor zwanzig Jahren, der noch unter dem Vorsitz von Maxim Gorki stattfand, waren die ausländischen Schriftsteller auch Gäste Gorkis auf dessen Sommersitz in der Nähe von Moskau. Schriftsteller aus der ganzen Welt waren gekommen, Engländer, Franzosen, Deutsche, Amerikaner, Chinesen, Skandinavier, Südamerikaner, Japaner und Afrikaner. Damals erzählte eine chinesische Schriftstellerin von den Leiden und Kämpfen ihres Volkes. Sie berichtete, wie Tausende

junger Studenten in Schanghai und Peking, in Mukden und Kanton auf offener Straße von den Polizeischergen Tschiang Kai-scheks und seiner amerikanischen Geldgeber und Hintermänner hingerichtet wurden. Maxim Gorki liefen dabei die Tränen über das Gesicht. Damals schilderte ein polnischer Schriftsteller den Kampf seines Volkes gegen die in Polen herrschenden Pilsudski-Faschisten und die Leiden der Bauern und Arbeiter in seinem Lande. Wir deutschen Schriftsteller waren aus dem faschistischen Deutschland vertrieben und kamen aus jenen Ländern, in denen wir Asyl gefunden hatten. Einige kamen auch direkt aus deutschen Konzentrationslagern und Gefängnissen; andere, wie Ludwig Renn, befanden sich noch in deutschen Zuchthäusern.

Zwanzig Jahre sind seitdem vergangen. Der deutsche und europäische Faschismus hat den zweiten Weltkrieg entfesseln können, die Menschen in Europa haben unsägliches Leid erlitten. Die faschistischen Armeen konnten nicht in Moskau einmarschieren, aber die Sowjetarmee ist in Berlin einmarschiert.

Zwanzig Jahre später, auf dem II. Sowjetschriftstellerkongreß, kommen die Schriftsteller aus China als Vertreter eines Volkes, das sich seine Freiheit erkämpft hat und im friedlichen Aufbau einem neuen Tag

zuarbeitet und entgegenlebt. Die polnischen Schriftsteller und die tschechoslowakischen, ungarischen, bulgarischen, rumänischen und albanischen Schriftsteller, zusammen mit ihren Kollegen aus Korea und Vietnam, kommen ebenfalls als Vertreter befreiter Völker. Und wir Schriftsteller aus der Deutschen Demokratischen Republik kommen aus einem Teil Deutschlands, in dem Faschismus und Militarismus beseitigt sind und in dem die Arbeiter und Bauern zusammen mit der Intelligenz am Aufbau der Grundlagen des Sozialismus arbeiten.

In zwanzig Jahren hat sich die Erde sehr verändert. Diejenigen, die den Faschismus beerben und sein mißglücktes Verbrechen gegen die Menschheit wiederholen möchten, würden dasselbe Ende erleben wie ihre Vorgänger und Vorbilder. Zwanzig Jahre Weltgeschichte lehren, daß niemand das Rad der Entwicklung zurückzudrehen vermag, auch die Autoren der Pariser Verträge über die westdeutsche Wiederaufrüstung nicht.

Wir werden über den Verlauf und die Ergebnisse des II. Sowjetschriftstellerkongresses in unserm Februarheft berichten. Als Vertreter der Schriftsteller in der Deutschen Demokratischen Republik fahren nach Moskau Anna Seghers, Willi Bredel und Erwin Strittmatter. *mb*

MICHAEL VIERKANT STREICHT EINEN ZAUN AN

Michael war das Sorgen vermehrende, unerwünschte vierte Kind gewesen. Sein Vater, ein Schreinergereselle, der Parkettböden legte und glatthobelte – zehn Stunden im Tag auf den Knien, die Stirn nahe dem Boden, den er hobelte, hartes Buchenholz –, verdiente achtzehn Mark in der Woche. Am Eßisch gab es große Augen und kleine Bissen. Acht Monate im Jahr liefen die vier Kinder, zwei Buben und zwei Mädchen, keine Schuhsohlen durch. Aber im Winter, wenn Schnee lag und der Main zu-gefroren war, konnten sie nicht mehr barfußig in die Schule gehen.

Daß die Mutter es vollbrachte, Geld für Holz und Kohlen abzu-zwacken, dem schwer arbeitenden Vater jeden Morgen Vesperegeld mitzugeben, Schuhe und Winterkleider für zwei Erwachsene und vier Kinder beizuschaffen und dennoch die Miete zu bezahlen und täglich zweimal Essen für sechs auf den Tisch zu stellen, alles von achtzehn Mark in der Woche, war ein Wunder, vergleichbar mit dem des Wundertäters Jesus, der mit fünf Broten und zwei Fischen fünftausend Hungrige speiste.

Eine nicht vorauszuberechnende und unvermeidliche Geldausgabe hatte diese schlaue, kampfge-wohnte und siegreiche Mutter, die aus Resten, die von anderen in den Mülleimer geworfen werden, ein schmackhaftes Essen machte und aus Lumpen etwas, das kleidsam war, während der ganzen Kindheit Michaels nicht wieder einzusparen vermocht. Er war an Diphtheritis erkrankt, und sie hatte, um den Doktor und die Medizin bezahlen zu können, den Sonntagsanzug des Vaters im Leihhaus für fünf Mark versetzt, an einem Mittwoch, und ihn am Samstag mit fünf Mark von des Vaters Wochenlohn wieder ausgelöst. Infolgedessen waren am nächsten Mittwoch kein Pfennig und kein Bissen Brot mehr im Haus gewesen. Sie hatte den Sonntagsanzug wieder versetzt. Und so war es weitergegangen, diese fünf Mark hatte die Mutter trotz ihrer Schwarzkunst nie wieder einzusparen vermocht. Jeden Mittwoch war kein Brot mehr im Hause gewesen – Jahre und Jahre hindurch den Anzug ins Pfandhaus und am Samstag wieder heraus und am Mittwoch kein Brot im Haus. Der Längsbalken des Kreuzes, das die tapfere Mutter während ihres ganzen Lebens auf dem Rücken schleppte, war lang.

Aber für Michael gab es in den Jahren, bevor er in die Schule kam, trotz allem auch Minuten reinen Glücks. Die Mutter kommt mit dem großen Henkelkorb voll Kartoffeln und Gemüse vom Markt zurück. Er fragt erwartungsvoll gespannt nur mit den Augen, und sie schüttelt betrübt den Kopf. „Nichts! Dazu hat's nicht gereicht.“ Der Fünfjährige kann die Hoffnung nicht aufgeben, er sucht mit der Hand in den Bohnen und Kartoffeln, den Blick über den Marktkorb hinweg ins Hoffnungsland gerichtet, findet plötzlich die fünf Zwetschken, eingewickelt in ein Salatblatt, und sie lacht Tränen, weil es ihr gelungen ist, ihn so zu überraschen, daß seine Augen noch größer werden und die Lippen sich öffnen.

Michaels Mutter, eine schöne Frau, dünn, mit großen Feuer Augen, liebte ihren Mann und war ihm so himmelhoch überlegen, daß er es in seinem ganzen Leben niemals bemerkte. Die große Not, herzabdrückend und die Seele verwundend, begann für Michael erst in der Schule.

Der Schlag ins Gesicht, dem ein viele Sekunden währender Wutblick des Lehrers in die Augen des hypnotisierten Schülers voranging, und die mit vollster Wucht verabreichten Hiebe mit dem Rohrstock, daß Fingerspitzen und Handballen blau anliefen, auf den Hintern, daß die Striemen schwollen, rotviolett und dick wie Würmer, waren nicht das Ärgste, das der Volksschullehrer Dürr seinen vierzig Prügelknaben zufügte. Das Ärgste war die Angst. Seine Erziehungsmethode war, die Knaben in Angstbesessene zu verwandeln. Das Schulzimmer war mit Angst geheizt. Angst war nachts der Trauminhalt seiner Schüler. Frühere Schüler von ihm fuhren seinetwegen noch als verheiratete Männer aus Angstträumen hoch und wichen auf der Straße erschreckt zur Seite, wenn er unverhofft ihres Weges kam.

Auch während des Religionsunterrichts, wenn Adam und Eva im Paradies und das ewige Himmelreich das Thema war, ging er, fanatisch lächelnd in Erwartung der falschen Antwort, wie ein Tierbändiger hin und her, in der Hand den Rohrstock, als hätte er nicht vierzig Kinder für den Weg ins Leben vorzubereiten, sondern vierzig Bestien zu dressieren. Er benutzte seine überwältigende Autorität dazu, die Persönlichkeit des Schülers auszurotten, und beging den Seelenmord gründlich. Nach kurzer Zeit bestand die Mehrzahl aus Kreaturen mit allen Eigenschaften des Untertanen, fertiges Material für die nächste Autorität, den Feldwebel im Kasernenhof, und die Empfindsameren trugen den Stempel des Irrenhauskandidaten auf der Stirn.

Sein Lächeln war besonders gefürchtet. Wenn er morgens, bei Schulbeginn „Kopfrechnen!“ gerufen hatte, lächelte er vom Katheder aus zuerst eine Weile hinab in die Totenstille, bis die vierzig Knaben vor Angst gehirntaub waren und die sinnverwirrende Furcht, aufgerufen zu werden, selbst einen zehnjährigen Immanuel Kant unfähig gemacht haben würde, auszurechnen, daß achtmal sieben sechsundfünfzig ist.

Michael, ein empfindsamer Knabe, der vor der Schulzeit fließend gesprochen und unter dem Hammer des Lehrers plötzlich gestottert hatte, ein Leiden, das er erst nach Jahrzehnten wieder überwand, wurde nicht mehr aufgerufen, da er so dumm sei, daß nichts von ihm kommen könne und sowieso nie im Leben etwas aus ihm würde. Der Lehrer hatte den Stotterer in die letzte Bank gesetzt, ihn allein. Nur zur Belustigung der Klasse rief er ihn noch manchmal auf, und sie durften zusammen mit dem Lehrer über Michael lachen, wenn er seine falsche Antwort stotternd herauspreßte.

Als Michael nach sieben Jahren die Schule verließ, war er ein schwer verwundeter Junge, der nur deshalb nicht Selbstmord beging, weil er im Gefühl noch nicht wußte, daß der Mensch, wenn er nicht mehr weiterkam, Selbstmord begeht. Unbewußt unternahm er mehrere Selbstmordversuche. Seine Überzeugung, daß er zu nichts fähig und von allen der Dümme sei, schlug hin und wieder ins Gegenteil um.

In plötzlich ausbrechenden Anfällen ungezügelter Wildheit raste er, um sich und seinen Freunden von der Straße zu beweisen, daß er zu allem fähig sei, auf dem schmalen Steingeländer im Galopp über die Mainbrücke, haushoch über dem Wasserspiegel im Wettlauf mit dem Tod, oder er kletterte von Mauervorsprung zu Mauervorsprung zwanzig Meter außen am Kirchturm empor. Zweimal wurde Michael, der nicht schwimmen konnte und seinen Freunden hatte beweisen wollen, daß er unter einem Floß durchschwimmen könne, der Mutter bewußtlos ins Haus gebracht, als schon tot.

Erst als er siebzehn war und seine Lehrzeit bei einem Schlossermeister schon hinter sich hatte, endeten die unbewußten Selbstmordversuche. In dieser Zeit entstand die Sehnsucht nach etwas, dem er keinen Inhalt geben konnte. Er sehnte sich danach, „etwas“ zu werden, und er wußte nicht, was. Ein Doktor oder ein Rechtsanwalt könne er selbstverständlich nicht werden, er, der allein in der letzten Bank gesessen hat. Er fragte fortgesetzt ins Nichts, zerquält von ziellos unbestimmter Sehnsucht, und fand die Antwort nicht. Sein Zustand war der einer jungen Pflanze, die mit einer so dicken Schicht Asche bedeckt wurde, daß sie nicht durchwachsen kann. Jahre hindurch grübelte er am Schraubstock immer wieder und wieder darüber nach, was er werden könnte, und erreichte damit nur, daß er ein schlechter Schlosser wurde.

Der Druck unter dem Brustbein wich nicht.

An einem Sonntagnachmittag zeichnete Michael vor dem Spiegel auf ein Blatt Papier sein linkes Auge, in natürlicher Größe, und darüber die Braue, jedes Härchen, jede Wimper. Das linke Auge, mit äußerster Genauigkeit gezeichnet, wie der Hase von Albrecht Dürer, nur nicht so gut, blickte ihn an. Noch ahnungslos, was sich ereignen würde, begann er, auch das rechte Auge zu zeichnen, zufällig in der richtigen Entfernung vom linken. Erst als

das zweite Auge fertig war, fragte er sich: „Und warum eigentlich jetzt nicht auch die Nase dazwischen und darunter den Mund?“

Gegen zwei Uhr früh startete Michael, der anfangs nur ein Auge hatte zeichnen wollen, sein Selbstporträt an, plötzlich glühend in unbegreiflicher Begeisterung, als der Gedanke einschlug, daß er vielleicht Kunstmaler werden könnte.

Die innere Befreiung riß ihn in die Wolken.

Den folgenden Samstagabend räumte Michael wie gewöhnlich seine Werkbank auf, wischte mit einem Klumpen alter Putzwolle die Feilspäne herunter, auch vom Schraubstock, an dem er Jahre hindurch vergebens darüber nachgedrückt hatte, was er werden könnte, und sagte zu seinem Meister, daß er am Montag nicht mehr komme. Auf die Frage des erstaunten Meisters nach dem Grund, antwortete er nur, er müsse fort aus Würzburg. Die Begründung leuchtete dem Meister nicht ein. Da er aber seit jeher der Meinung gewesen war, daß Michael eigensinniger sei als der bockigste Esel, versuchte er nicht, ihn zu halten.

Am Montag nahm Michael Abschied. Die Mutter weinte. Unschlüssig, in welche Richtung er wandern solle, stand er vor dem Haus auf der Straße und fragte sich, wo er besser Kunstmaler werden könne – flußaufwärts oder flußabwärts, und da gerade ein Fuhrmann, der seinen Gaul am Zügel in die Schmiede führte, vorüberging, flußaufwärts, ging auch er flußaufwärts.

Michael hatte die Absicht, bei einem Zimmermaler als Anstreicher zu arbeiten, da die Anstreicher in den Wintermonaten oft keine Arbeit haben und dafür in den Sommermonaten besser bezahlt werden. Im Winter wollte er mit dem ersparten Geld Kunstmaler werden. Er war dreiundzwanzig.

Das neuerbaute Schlachthäuschen von Rothenburg ob der Tauber stand zwei Kilometer vom Städtchen entfernt inmitten blumenübersäter Wiesen, auf einem Grundstück, das von einem Lattenzaun umgeben und beträchtlich größer war als die Höfe sämtlicher Schlachthäuser Chicagos.

Diesen Zaun, der ein unübersehbar großes Oval bildete und aus mehr als zweihunderttausend Latten bestand, sollte Michael zweimal mit Ölfarbe streichen, zweimal von außen herum, zweimal von innen herum. Nur mit einem guten Fernglas hätte jemand vom südlichen Bogen des Zaunovals aus das Figürchen zu sehen vermocht, das am nördlichen Bogen Streichbewegungen machte, auf und ab, auf und ab.

Ununterbrochen nichts als Latten vor den Augen, von früh sechs bis abends sechs, hatte Michael im Laufe der drei schönen Sommermonate des Jahres 1905 schließlich und endlich den Lattenzaun einmal gestrichen, einmal von außen herum, einmal von innen herum. Er hatte auch nachts im Schlaf und Traum Latten gestrichen. Es gab nur noch Latten und Zwischenräume zwischen Latten.

Als er am Montagmorgen um sechs Uhr wieder vor dem Zaun erschien, um den zweiten Anstrich zu beginnen, starrte er voller Grauen auf die grasgrün gestrichenen Latten und durch die Zwischenräume durch auf die gegenüberstehende ferne Lattenreihe, bei der er erst nach Monaten angelangt sein werde. Er konnte nicht beginnen. Er zog sein Skizzenbuch heraus und zeichnete den Büschel Löwenzahn, der am Rande der Wiese blühte. Er zeichnete jeden Zacken der gezackten Blätter und mit größter Sorgfalt jedes Blättchen der schwellenden trompetengelben Blüten.

„Wenn so etwas noch einmal vorkommt, können Sie zum Teufel gehn“, sagte der Meister, der lautlos hinter Michael getreten war und schon eine Weile seinen zeichnenden Anstreicher erzürnt beobachtet hatte.

Michael sagte sich, als der Meister gegangen war, für seine Kunst müsse der Künstler jedes Opfer bringen. Aber das Opfer dürfe nicht so groß sein, daß der Künstler dabei draufgehe und blödsinnig werde. Er stieß den Pinsel zurück in den Topf, daß die Farbe hochspritzte, und ging quer über die Wiesen davon, diesmal flußabwärts.

Nachdem Michael in Frankfurt am Main zusammen mit vier Kollegen im Laufe eines Monats die eiserne Flußbrücke mit stahlgrauer Olfarbe gestrichen hatte, fuhr er nach München, im Brustbeutel die ersparten sechzig Mark, mehr als genug, um Kunstmaler zu werden, und zweifellos der berühmteste von allen.

Die Weltstadt Berlin ist flach, und sie ist breit. Wer im Auto aus Berlin hinausfährt, könnte glauben, es ende nie. Es geht immer noch weiter und immer wieder noch weiter hinaus, bis Berlin schließlich und endlich doch schwach wird und durch Villen noch lose verbunden übergeht in Vororte, zwischen denen die schönen Seen liegen – alles flach, bis zum Meer, dessen starker Geruch, in den Sommernächten riechbar, hereinzieht, die Luft erneuert und Berlins Klima zum erfrischendsten, gesündesten aller Weltstädte macht.

In Berlin wurde vorbildlich Theater gespielt. Symphoniekonzerte und die Oper waren mit Recht berühmt. Es gab waghalsige Verleger, Kunsthändler und Theaterdirektoren. Selbst die Arbeiten der stürmischsten Neuerer erreichten die Öffentlichkeit. Der junge Schauspieler, die junge Schauspielerin, jeder und jede, die etwas konnten, bekamen die Chance, zu zeigen, was sie konnten, und in den lodernden Kampfzeitschriften der Jungen wurde nichts respektiert. Die Weltstadt Berlin war offen für neue zukunftssträchtige Kunst und Literatur in der Welt. Berlin nahm auf und gab. Nerv und Geist der Stadt waren elektrisiert. Das Leben selbst war elektrisiert.

Das war Berlin, als Michael im Herbst 1910 im Anhalter Bahnhof aus dem Zuge stieg. Er hatte in München im Laufe von fünf schweren Hunger-

jahren erkannt, daß Malen für ihn nicht das Medium war, sich auszudrücken, und wußte immer noch nicht, was er werden könnte. Er lebte ziellos dahin, von Unruhe umhergetrieben, und beständig angefallen von den Bestien seelischer Unsicherheit. Er war so übermäßig reizbar, daß ein harmloser Blick ihn außer Fassung bringen konnte. Die kleinste Ungerechtigkeit ihm oder anderen gegenüber, oft nur in seiner Einbildung, versetzte ihn in Raserei.

Einmal wurde er beinahe verhaftet. Er wollte an die Mutter, die ihm in der Münchener Zeit pünktlich jeden Ersten drei Zehnpfennigmarken geschickt hatte – die kleinste Monatsrente der Welt –, einen Brief absenden und war auf das Postamt in der Uhlandstraße gegangen, um die Marke zu kaufen. Der Beamte hinter dem Schalter schrie die kleinen Leute an, ließ sie warten, als wären sie Bittsteller, und schrie zwischendurch jeden an, der etwas zu fragen wagte. Der Kastengeist, der im Kaiserreich das Rückgrat selbst des kleinsten Beamten stiftete, hatte auf Michael immer wie Gift gewirkt. Er explodierte und riß brüllend die erbitterten Leute mit. Im Postamt brach Revolution aus. Ein Schutzmann, aus dem Nichts erschienen, drohte Michael mit Verhaftung wegen Ruhestörung.

Er ging die Uhlandstraße hinauf, Richtung Kurfürstendamm, noch empört über sich selbst, weil er nicht auch den Schutzmann angebrüllt hatte. Nein, das Maul hatte er gehalten und seine Wut hineingefressen. Wie ein verprügelter Hund, der er ist, hat er sich verkrochen, um nicht verhaftet zu werden. Ah, verächtlicher Scheißkerl!

Es war ein wunderbarer Frühlingsmorgen. Die Luft roch nach dem Meer. Auf dem breiten, sonnigen Kurfürstendamm, wo es im Jahre 1911 noch keine Ladengeschäfte gab, waren nur ein paar Spaziergänger. Der Asphalt war blitzsauber, als läge ein asphaltgrauer Teppich den ganzen Kurfürstendamm hinab, entlang den Prunkpalästen der Gründerzeit mit den prunkhaften Aufgängen „Nur für Herrschaften“ und den marmorierten Herkulen aus Gips, die Balkone nur scheinbar stützten.

Das Hupensignal der kaiserlichen Familie ertönte, das Auto raste in mörderischem Tempo an Michael vorbei, Richtung Potsdam. Die Spaziergänger rissen die Hüte herunter und standen in Habachtstellung. „Lauter Postbeamte“, dachte Michael und fragte giftig lächelnd einen alten Herrn, der noch straff wie ein Posten stand, den Hut am Schenkel, ob der Herr Oberpostsekretär oder vielleicht gar ein Feldwebel vorbeigefahren sei.

Am Ersten konnte Michael die Zimmermiete nicht bezahlen. Er packte seine Siebensachen und sagte zur Wirtin, er ziehe aus. Die Miete werde er später bezahlen. Er mußte den Koffer als Pfand zurücklassen und stand Sekunden später auf der Straße, ohne Pfennig, ohne Sachen, ohne Obdach. Die Weltstadt Berlin war reich. Aber es war schwer, der reichen Stadt Berlin eine Mark herauszureißen.

In dieser Nacht hatte Michael einen Angsttraum. Er sitzt, zehn Jahre alt und schon erwachsen zugleich, wieder allein in der letzten Bank. Der Lehrer Dürr ruft ihn auf, nur zur Belustigung der Klasse, und fragt ihn, grausam lächelnd, ob er sich einen nackten Neger auf einem weißen Pferd und daneben einen nackten Weißen auf einem schwarzen Pferd gleichzeitig vorstellen könne. Michael entgegnet, zitternd vor Angst, er sei ja jetzt achtundzwanzig Jahre alt. Die Klasse bricht in Gelächter aus.

In derselben Sekunde schlug der Angsttraum um in den schönsten Traum seines Lebens. Er schwimmt vom Meeresufer aus hinaus, er spürt bei jedem Stoß die Kraft seiner Glieder und wohligh den Anschlag des Wassers an die Schultern. Er schwimmt über das Meer, das in der Sonne glänzt. Möwen begleiten ihn. Vor ihm erscheint eine Insel. Unter einem Busch mit riesigen exotischen Hängeblüten steht ein schmales, nacktes Inselmädchen. Sie erwartet ihn. Er spürt mit den Zehen den weichen Sandboden und richtet sich auf. Sie hebt zum Gruße langsam den Arm. Er wischt mit beiden Händen das Wasser aus dem Gesicht, will ans Ufer waten, zu ihr hin, und erwachte – auf der Bank im Tiergarten, auf der er die Nacht geschlafen hatte.

Er wischte, noch im Erwachen, mit beiden Händen das Wasser aus dem Gesicht – es regnete in Strömen, er warf bis auf die Haut durchnäßt. Noch während er sich fragte, wie das möglich sei, daß er gerade jetzt, in der verzweiflungsvollsten Lage, einen so wunderbaren Traum haben könne, ließ er sich hoffnungslos wieder auf die Bank sinken. Das also ist aus ihm geworden – ein obdachloser Vagabund, der nichts ist und nirgends hingehört und nie etwas sein wird. Der Lehrer Dürr hatte es ihm prophezeit. Er schloß die Augen und blieb im Regen liegen. Alles ganz gleich.

Da schickte ihm das unerforschliche menschliche Gemüt ein blumengeschmücktes Rettungsboot – wie der Angsttraum von einer Sekunde zur nächsten umgeschlagen war in den schönen Traum, schlugen Selbstverachtung und Hoffnungslosigkeit um in grenzenlosen Größenwahn. Die Mauer zwischen ihm und ihm war verschwunden. Er ist der Größte von allen. Er könnte die Welt beherrschen, wenn er wollte. Ha, gar kein Zweifel! Wenn es ihm gefällt, stürzt er Kaiser Wilhelm und wird Präsident der Republik Deutschland. Aber das ist ihm nicht genug. Er wird ein Künstler sein, wie es noch keinen gegeben hat, größer als Beethoven und Goethe zusammen. Den Nobelpreis wird er sechsmal hintereinander bekommen.

Michaels nützlicher hilfreicher Größenwahn, ohne den er, wie er sich im späteren Leben sagte, aufgegeben haben würde und zugrunde gegangen wäre, hielt jahrelang an.

Die Schuhe, in deren Sohlen und Oberleder Löcher und Risse waren, knatschten vor Nässe und trieben Wasserblasen, als er in den Wartesaal des Bahnhofs Zoologischer Garten ging, wo er bleiben wollte, bis der Anzug

getrocknet war. Am Büfett stand ein Bekannter namens Roeren, der mit einem blassen Dienstmädchen verheiratet war und eine riesige Kiste voll Romane geschrieben hatte, die nie gedruckt wurden.

Michael pumpte ihn um eine Mark an und überzeugte ihn im Laufe einer halben Stunde über jeden Zweifel hinaus, daß ein Genie sich die Mark gepumpt hatte.

Haut und Anzug waren noch feucht, als er ins Kaffee des Westens kam. Das feuchte Haar war zurückgekämmt, tadellos glatt wie vom Friseur. Das magere Gesicht war glatt wie Säuglingshaut.

Ein paar Tische entfernt saß eine junge Frau. Schulterlanges dunkelbraunes Haar, mit einem schimmernden Kupferglanz, umrahmte, über den Hals vorfallend, ein weiches, gleichmäßig elfenbeinweiß getöntes Gesicht, das kein Rot erlaubte und nicht erröten konnte. Der Blick jedes Menschen, der es ansah, mußte von den Augen herabgleiten zu ihrem Mund, es war, als ob die Augen, die von klar und eckig geschnittenen Lidern gehalten wurden, wie zwei dunkle Steine von der Goldfassung, sich bescheiden zurückzögen zugunsten dieses großen, schönen Frauenmundes. Michael sah auch die dünnen Finger. Aber tiefer als alles ergriff ihn ihr Gesichtsausdruck, den nur ein empfindsames Herz verleihen konnte.

In Michael war ein Gefühl entstanden, das er bisher nicht gekannt hatte. Es war nicht Glück und nicht Leid. Dort saß die Lebensgefährtin. Es war die Wahl, die ein Geheimnis ist.

Er schoß einen Blick hinüber und hielt ihren Blick fest, sekundenlang, bis ihre langbewimperten Lider flatterten. Sie sah an Michael vorbei und tat, als hätte sie ihn nicht bemerkt. Aber er mußte unverwandt hinüberschauen und erzwang wieder und wieder ihren Blick. Als sie aufstand und hinausging, sah er, daß sie so groß war wie er. Sie hielt sich schlecht und ging sehr langsam an den eisernen Gartenzäunen entlang.

Michael folgte ihr. „Ich muß Sie kennenlernen. Darf ich mitgehen?“

Sie nickte, ohne ihn anzusehen. Das kleine Lächeln der Frau, die sich begehrt weiß, verging sofort wieder. Sie sagte: „Ich bin krank und muß deshalb langsam gehen.“ Vor Schwäche umklammerte sie plötzlich seinen Arm. „Ihr Anzug ist ja ganz feucht.“

„Ja, ich habe heute nacht im Tiergarten geschlafen. Hab' kein Zimmer und kein Geld. Aber das wird bald anders werden. Ha, ganz anders! ... Haben Sie Schmerzen? Was fehlt Ihnen?“

„Oh, ein Frauenleiden!“

„Ach! ... Pflegt Sie jemand? Ich könnte Sie pflegen. Das wäre wunderbar, ich meine – für mich.“

Da sah er wieder das winzige Lächeln, das so schnell verging, wie es entstanden war.

Ihre Wohnung war in Halensee. Sie stieg vor ihm mühsam die Treppe hinauf. Michael, der sich seit ein paar Stunden Beethoven und Goethe ebenbürtig fühlte, bezweifelte nicht eine Sekunde, daß Lisa seine Frau werden würde . . . Er riß in einem stundenlangen Gespräch alles Unkraut aus dem Garten. Um Mitternacht deutete Lisa, die auch einen obdachlosen Einbrecher nicht aus dem Haus gewiesen haben würde, auf das rostbraune Kanapee und sagte: „Hier können Sie schlafen, wenn Sie wollen.“ Er wollte.

Den folgenden Tag fand Michael in Halensee ein möbliertes Zimmer, nur Minuten von Lisas Wohnung entfernt. Es war ein Parterrezimmerchen mit eigenem Eingang von der Straße aus. Er schrieb Lisa: „Entscheide dich. Wenn du mich willst, mich, fürs ganze Leben, kommst du morgen nachmittag um vier Uhr zu mir.“ Er hatte bei einem Straßenhändler für zwanzig Pfennige Rosen gekauft.

Sie kam. Sie preßte ängstlich die Lippen zusammen. Er sagte: „Die Wirtin ist taub.“ Sie war taub. Und er war von Sinnen vor Glück.

Vier Wochen später heirateten sie. Roeren und seine blasse Frau waren die Trauzeugen. Michael trug Wadenstrümpfe und Knickerbockers. Der Standesbeamte wollte unbedingt den Zeugen Roeren, der einen eleganten Cutaway und gestreifte Hosen trug, mit Lisa verheiraten. Das Hochzeitsmahl, eine Mark zehn die Person, aßen die vier in einer Wirtschaft am Savignyplatz, im verstaubten Vorgärtchen. Michael bezahlte mit den fünf Mark, die er auf dem Wege zum Standesamt von seinem Trauzeugen Roeren gepumpt hatte.

Vor dem ersten Weltkrieg gab es im Westen Berlins Hunderte neuerbaute Häuser und viel mehr neue Wohnungen als Mieter. Man konnte ohne weiteres eine sogenannte Trockenwohnung bekommen, ein Vierteljahr mietefrei. Nachdem die Feuchtigkeit der Wände sich in Rheumatismus verwandelt hatte, mußte man Miete bezahlen oder ausziehen.

Lisa und Michael richteten ihre Trockenwohnung – „mit allem Komfort“ – sehr schön ein mit Möbeln auf Abschlagzahlung, acht Mark im Monat. Michael ließ zum Entsetzen des Hausbesitzers die schreiende Blumentapete mit der Rückseite nach vorne kleben, es war ein schönes, einfarbiges Blaßlila. Die Böden waren hellgrau gestrichen. Neben Lisas Schlafzimmer – weiße Schleiflackmöbel – war das Bad mit halb in den Boden eingelassener Wanne und verkachelten Wänden, alles weiß, alles blitzsauber. Sie hätten tatsächlich auf dem Boden essen können, wenn etwas zum Essen im Haus gewesen wäre, oder Geld, etwas zu kaufen – Michael hatte mit den wieder einmal letzten dreißig Pfennigen Fichtennadel-Extrakt gekauft für Lisas erstes Bad in der neuen Wohnung.

Eines Abends trat er zu Lisa ans Bett und sagte: „Ich schreibe einen Roman.“ Er preßte dabei unwillkürlich die Fingerspitzen auf die Brust, als

zwinge ihn dieser Druck unter dem Brustbein, den Roman zu schreiben. Lisas langbewimperte Lider flatterten. „Einen Roman?“ Aber sie sah, daß er entflammt war und sich bemühte, überlegen ruhig zu erscheinen. Sie streute keine Asche. Und abzuhalten wäre er ja sowieso nicht, er nicht. Er muß leider von sich aus dahinterkommen, daß man sich nicht einfach hinsetzen und einen Roman schreiben kann. Das wird eine schwere Enttäuschung für ihn werden. Aber was weiß man bei ihm? Was weiß man! Sie sagte vorsichtig: „Du kannst es ja einmal versuchen.“

Lisa war eine kluge Frau, und sie liebte Michael.

Die Sehnsucht, schreiben zu können und sagen, was er zu sagen hatte, die ihn seit langer Zeit quälte, war nachts im Traum erfüllt worden. Er hatte im Traum den Roman, seine schweren Erlebnisse in der Schule, an den Himmel über Würzburg geschrieben. Der ganze Himmel, vollgekrizelt, war von der Tinte schwarz gewesen – eine riesige Gewitterwolke – und die tausend plötzlich herabzuckenden Blitze hatten die Stadt Würzburg zerstört. Ganz Würzburg, mitsamt dem Lehrer Dürr, war in Flammen aufgegangen. Aber der Druck in der Brust war verschwunden gewesen. Nicht einmal mehr Annoncen hatten in der Zeitung gestanden, nur Besprechungen, von der ersten bis zur letzten Seite, über Michaels sensationellen Flammen-Roman.

Bei der Wohnungseinrichtung war kein Tisch für Michaels Zimmer gewesen. Ein Journalist hatte ihm einen alten Eichenholztisch geschenkt, dessen geschwungene Beine unterhalb der Platte gebrochen, gelcimt, wieder gebrochen und mit Schnur zusammengehalten waren, alle vier. Der quadratische Tisch paßte genau in die Ecke und bekam Halt durch die Rechtswand und die Stirnwand. Links vom Tisch war das Fenster. Da durch das Fenster zuviel von der Außenwelt hereinkam, für Michaels Gefühl, nagelte er eine Pappendeckelwand an die linke Seite des Tisches.

Er knipste das Schreiblämpchen an, trat zurück, betrachtete verzückt den jetzt von der Außenwelt abgeschlossenen stillen Arbeitsplatz und setzte sich vor den warm beleuchteten Kanzleibogen und vor den Roman in seiner Brust.

Beginnen wollte er mit der Schilderung der alten Mainbrücke in Würzburg zu einer bestimmten Minute: die Bürger, das Licht, der Geruch, die Geräusche, das Läuten der dreißig Kirchenglocken zum Abendgottesdienst und eine Abteilung verstaubter Infanteristen, die über die Brücke marschiert. Er sah und hörte alles deutlich und brauche es ja nur so zu schreiben, daß auch der Leser alles deutlich sehe und höre.

Aber er sah das innere Bild unvergleichlich schärfer, als er es mit Worten wiederzugeben vermochte. Außerdem zerfiel der Satz jedesmal und wurde immer wieder ein Wörterhaufen, aus dem der Satz wieder neu gebaut werden mußte.

Er schrieb die ganze Nacht. Ein Vogel begann zu zwitschern. Das graue Morgenlicht schlich herein. Als er im Bett lag, krabbelten Wortameisen aufgestört in seinem Gehirn umher.

Michael arbeitete wochenlang am ersten Satz. Und dann entdeckte er, daß der zweite Satz mit dem ersten und dem dritten in vielfachem Zusammenhang stehen mußte, auf eine geheimnisvolle Weise, für die nicht extra Wörter geschrieben werden durften. Auch dürfe er nur das Allerwichtigste hinschreiben, sonst würde ja die Schilderung dieser Minute auf der Brücke fünfzig Seiten lang.

Er arbeitete drei Monate jeden Tag bis tief in die Nacht an der ersten halben Seite. Eines Morgens war er endlich zufrieden. Er lehnte sich zurück und las laut:

Plötzlich rollten die Fuhrwerke unhörbar auf dem holprigen Pflaster, die Bürger gestikulierten, ihre Lippen bewegten sich – man hörte keinen Laut, Luft und Häuser zitterten, denn die dreißig Kirchturmglöcke von Würzburg läuteten dröhnend zusammen zum Samstagabendgottesdienst, und aus allen heraus tönte gewaltig und weittragend die große Glocke des Domes, behauptete sich bis zuletzt und verklang.

Die Unterhaltungen der Bürger und die Tritte einer Abteilung verstaubter Infanteristen, die über die alte Brücke marschierte, wurden wieder hörbar.

Über der Stadt lag Abendsonnenschein.

Ein roter Wolkenballen hing über der grauen Festung auf dem Gipfel, und im steil abfallenden königlichen Weinberg blitzten die Kopftücher der Winzerinnen – die Weinernte hatte begonnen.

Es roch nach Wasser, Teer und Weibrauch.

An dieser halben Seite hatte Michael unter zahllosen Verzweiflungsausbrüchen im Laufe dreier Monate schreiben gelernt. Er nahm sich vor, in derselben Weise weiterzuschreiben – daß der Leser sehe und höre, was er lese, dann nämlich müsse er glauben, was er lese. Begeistert schrieb er den Titel auf ein Blatt. Er nannte den Roman „Die Räuberbande“.

Da Lisa krank war und liegen mußte, besorgte Michael auch den Haushalt. Er pflegte Lisa, kaufte ein, wenn Geld da war, kochte, spülte, räumte auf und setzte sich nach der Hausarbeit begierig an den Schreibtisch. Je mehr andere Dinge er zu tun habe, desto mehr und besser könne er arbeiten, da er noch begieriger danach werde und außerdem ja sowieso in Gedanken immer weiterarbeite an einem Satz auch während er einkaufe und koche.

Hin und wieder ging er, den Kochlöffel, ein Ei, den Spüllappen noch in der Hand, zum Schreibtisch und ersetzte ein Wort durch ein anderes, das ihm

in der Küche eingefallen war. Er arbeitete ununterbrochen an seinem Roman. In mancher Nacht stand er zehnmal wieder auf und notierte oder verbesserte einen Satz.

Eine Schwierigkeit war, daß er die dreißig Pfennige für den Fisch oder das Fleisch und die zehn Pfennige für die zehn Zigaretten täglich – die billigsten und längsten – meistens zuerst aufreiben mußte, bevor er einkaufen und kochen konnte. Oftmals kam er nach Stunden mit leeren Händen zurück, nur mit notierten Sätzen. Aber der Milchhändler gab Eier, Butter, Käse und Milch auf Kredit, einen ganzen Monat, und am Neunundzwanzigsten schon darüber nachzudenken, mit was er am Ersten die Rechnung bezahlen solle, wäre ja Unsinn.

Am Schreibtisch zu sitzen und im Rücken zu fühlen, daß Lisa im Nebenzimmer lag, seiner Sorge und Pflege anvertraut, war ein gutes Gefühl.

Sie hört sein Lachen und wird schließlich davon angesteckt. Da aber sein Lachen nicht endet, glaubt sie, er sei verrückt geworden, schlüpft in den Morgenrock und geht hinüber. Er erzählt, was er soeben geschrieben hat. Die zwölfjährigen Räuber haben Trauben gestohlen im königlichen Weinberg und stehen vor dem Richter, der Old Shatterhand fragt: „Du elender winziger Frosch, unserem König hast du Trauben gestohlen, du winziger Frosch?“

Old Shatterhand antwortet nur: „Ich wachse noch.“

Michael lachte und trauerte mit den Figuren, der Tragikomödie des Lebens, die er schrieb. Es war eine schwere Zeit und die beglückendste seines bisherigen Lebens. Da war Lisa. Und wenn er glaubte, ein Satz, den er morgens geschrieben hatte, sei ihm gelungen, existierten selbst die dicksten Sorgen nicht mehr. Der Tag war gerettet, er strahlte, und da konnte der Milchhändler dem Glücks- und Kraftstrom, der von Michael ausging, nicht widerstehen und ließ sich überreden, einen Monat länger den Eiern Eier nachzuwerfen.

Michaels nützlicher Größenwahn, der nach der Regennacht auf der Bank im Tiergarten plötzlich entstanden war, trieb die prächtigsten Blüten. Die unerschütterliche Überzeugung, durch nichts begründet, daß „Die Räuberbande“ ein berühmter Roman werden würde, trug den Gewichtlosen über alle Lebenssorgen hinweg. Er arbeitete nie weniger als sechzehn Stunden im Tag und oftmals die ganze Nacht durch, bis alle Vögel zwitscherten und das Licht des Schreiblämpchens gegen die Morgensonne kämpfte.

Dennoch hatte er nach eineinhalb Jahren erst drei Viertel des Romans geschrieben. Sein Gesicht schien nur noch aus Augen zu bestehen. Er dachte, nach einem Blick in den Spiegel: „Nasen scheinen nicht magerer zu werden.“

„Schreiben ist schwer, sehr schwer“, sagte er, stolz und selig, manchmal zu Lisa, die sich an Michaels Arbeit im Laufe der Zeit zu einem scharfen Literaturkritiker entwickelt hatte und jede Zeile unbestechlich prüfte. Er

war zugänglich. Aber wenn sie eine Änderung vorschlug an einem Satz, den er erst kurz vorher geschrieben hatte und deshalb für ausgezeichnet hielt, explodierte er. Lisa war jedesmal verzweifelt. Aber sie gab nie nach. Erst am folgenden Morgen war er fähig, über die empfohlene Änderung kritisch nachzudenken und sie gegebenenfalls in aller Stille vorzunehmen.

Anfang März 1914 schickte Michael das Romanmanuskript an den Georg Müller-Verlag in München. Drei Tage später bekam er ein Telegramm, ob er kommen könne zur Ausfertigung und Unterschrift des Vertrages. Michael, dessen Größenwahn immer noch kerngesund war, wunderte sich nicht im geringsten. Er pumpte das Reisegeld von seinem Trauzeugen Roeren, dem er die fünf Mark für das Hochzeitsmahl noch schuldete, und fuhr nach München.

Die gepreßt vollen Bücherregale ringsherum reichten bis zur hohen Decke, der Schreibtisch war übersät von Rechnungen, Briefen, Prospekten, neu erschienenen Büchern, und die Sonne fiel herein. Georg Müller, ein schlanker Riese, blond und bartlos, von dem Michael dachte, daß er aussähe wie ein Waldhüter, der die Bäume bezeichnet, die gefällt werden sollen, streckte die langen Beine unter den Schreibtisch und sagte: „Auch der Titel ist gut.“ Er bot Michael eine Monatsrente von zweihundert Mark an, für zwei Jahre.

Michael glaubte, es seiner Schriftstellerehre schuld zu sein, mehr zu verlangen, er sagte gelassen: „Ich brauche zweihundertzwanzig.“

Georg Müller lachte: „Warum gerade zweihundertzwanzig?“ Aber er war es gewohnt, mit Unzurechnungsfähigen umzugehen. „Gut, zweihundertzwanzig!“ Er schrieb die Zahl in den Vertrag und gab Michael den ersten Scheck.

Unausrottbare Sympathie für Georg Müller im Herzen, ging Michael in ein Café. Er dachte das erste Mal darüber nach, von was er eigentlich in den neun Jahren gelebt habe. „Neun Jahre Essen, Kleidung, Wohnung und alles andere. Neun Jahre! Von was?“ Er dachte lange nach. Es fiel ihm nicht viel ein. Schließlich fand er, daß der schöne Spruch in der Bibel noch die beste Erklärung sei. Er flüsterte lächelnd: „Säet die Vögel des Himmels, sie säen nicht, sie ernten nicht, und der himmlische Vater ernähret sie doch.“

„Die Räuberbande“ erschien am 4. Juni 1914. Eine Woche später las Michael das erste Mal seinen Namen in der Zeitung – Paul Schlenther, ein Verfechter der naturalistischen Richtung, die damals in Europa schon im Absterben war, hatte in einer langen Besprechung in zwei aufeinanderfolgenden Nummern des Berliner Tageblattes das Buch gepriesen und es – er könne sich nicht helfen – einen naturalistischen Roman genannt. In den Literaturzeitschriften und den Literaturabteilungen der Presse wurde spekuliert darüber, ob „Die Räuberbande“ naturalistisch, neuromantisch, impressionistisch

oder expressionistisch sei, ein Begriff, der in diesen Besprechungen das erste Mal angewandt wurde. Der Autor hatte keine Ahnung, was es war.

Kurz nach dem Erscheinen bekam er für „Die Räuberbande“ den Fontane-Preis, den tausend Mark verzuckerten. Michael war sozusagen über Nacht nach oben durchgebrochen. Er sah sich sitzen in der letzten Bank, er fragte die unbeantwortete Frage, welches Wunder ihn, den Dümmden, Unfähigsten von allen, davor bewahrt habe, erdrückt und abgetötet zu werden vom Lehrer Dürr, der tausend Knaben erdrückt und abgetötet hatte.

Adelheid Christoph

WINTER

*Erfroren liegt nun grüner Klee.
Vereinsamt irrt ein junges Reh.
Mein Herz schlägt unter kaltem Schnee:
Wie tut die Dunkelheit so weh!*

*Warum birgt alle Zeit solch Weh?
Du folgst der Spur in weichem Schnee:
Geflohen ist das wunde Reh.
Und nimmer blüht hier süßer Klee.*

NACHRICHT

*Winterlied, töne nur
auf bereiften Seilen,
Himmelswinde eilen:
Silberperlenschnur
über tausend Meilen.*

*Winterlied, fliege fort,
einsam ist der Garten.
Fröste drohn mit harten
Fäusten jedem Ort.
Liebe kann nicht warten.*

*Winterlied, tu ihm kund,
daß ich nimmer leide,
nähe weiße Seide,
sticke blauen Grund
mir zum Hochzeitskleide.*

IN DER GRÜNEN HÖLLE

Wie einmal das amerikanische Abendland gerettet wurde

Das Wetter war schlecht, kein Lüftchen regte sich, seit Tagen lag die See fromm, still und platt wie die Geschichten aus dem Buch „Save Your Soul!“, das die „Association of American Aged Women for Struggle against Bolschewism, Alcohol and Fornication“ für politisch und sittlich gefährdete Seeleute aller Nationen herausgegeben hatte. Man sollte es nicht glauben, aber es ist wahr: noch gestern abend hatten acht Mann der „Queen Mary“ auf Deck gehockt und Tom gebeten, aus dem Buche vorzulesen. Wir hatten ihn angetroffen, wie er schmunzelnd lesend dagesessen und recht in die Augen fallend den bunten Umschlag hatte sehen lassen. Nur ein Nichtkenner der Seemannsseele wird annehmen, dieses Interesse der Männer für ein anscheinend doch frommes Buch sei zurückzuführen auf die Umschlagzeichnung, die einen Matrosen zeigte, um den drei nackte Girls tanzten. Allerdings waren die drei Fräuleins so verführerisch gemalt, daß auch bessere Kenner der amerikanischen Reklamekunst, als einfache Seeleute es sind, die Attribute übersehen konnten, welche die Mädchen in Händen hielten: die erste eine Flasche Rum, die zweite eine rote Fahne, die dritte eine Krücke. In der berechtigten Annahme, aus dem Buche Näheres über den Zweck der spärlichen Bekleidung der Damen zu hören, hatten die Zuhörer Toms Einwand, es sei nichts für sie, abgelehnt und ihn gezwungen, sämtliche Geschichten vorzulesen: es gehöre sich nicht und widerspreche der Kameradschaftlichkeit, wenn einer für sich genieße, indessen die anderen entbehren müßten. Worauf der nun wieder lächelnde Tom sich gefügt hatte. Nachher, als man ihn ins Meer werfen wollte, gestand er ein, den Inhalt des Buches gekannt, und nur, um am Genuß alle teilnehmen zu lassen, sich so öffentlich zum Lesen hingesezt zu haben. Sie begnügten sich dann, nicht ihn, sondern das Buch über Bord gehen zu lassen. Wobei Tom das vom Meer sagte, nämlich daß es fromm, still und platt sei, aber gerade dadurch die alte literarkritische Forderung nach Einheitlichkeit von Verfasser und Buch erfülle, ja, sie sogar noch auf Übereinstimmung mit dem Empfänger des Werkes erweitere.

Wahrscheinlich nur, um sich gegen die allgemeine Flaute zu wehren, erzählten sie den ganzen nächsten Tag Abenteuer-Geschichten. Am Abend in der Kajüte sagte jedoch Tom: „Neben dem Halleluja-Gedudel von der platten Lady in dem Buch gestern und euren Räuberpistolen heute gibt es auch noch Geschichten, die, obwohl tugendhaft, doch wahr und aufregend sind. Tatsachenberichte sagen die Zeitungsleute dazu. Sowas habe ich hinter mir. Fragt Bill danach, der war dabei. Wollt ihr mal einen hören?“

Wir bejahten eifrig. Tom zog einen Packen beschriebener Blätter aus der Tasche, setzte sich und begann:

„Bill und ich haben eine Reihe gefährlicher Entdeckungsreisen mitgemacht und so unseren Teil dazu beigetragen, die weißen Stellen auf den Landkarten auszufüllen. Unsere sensationellste Expedition aber war die in das Quellgebiet des Amazonas-Stromes, genannt „Die Grüne Hölle“. Für Leute, die mit geographischen Sachen nicht so vertraut sind wie unser-einer, sei gesagt, daß damit das hinterste Hinterland von Brasilien gemeint ist. Um es noch anschaulicher zu sagen: Stellt euch einen schönen mit Wacholderzweigen trocken geräucherten Schweineschinken vor, aber nicht so, wie er beim Fleischer am Haken hängt, nein, stellt ihn euch wirklich auf den Tisch, mit der Spitze nach unten. Was seht ihr da? Richtig, ihr seht Südamerika. An der dicken Stelle nun, oben, weit nach links, wo etwa der runde Knochen endet, tief im Dickicht des Fleisches, da ist es. Wenn ihr eine Landkarte daneben legt, ist da die Grenze zwischen Brasilien und Peru. Diese Grenze gibt es allerdings nur auf der Karte, denn in der Wirklichkeit der südamerikanischen Schinkengestalt ist dort keine Grenze, sondern ein undurchdringlicher, sumpfiger, warmer Urwald, ungefähr tausend Kilometer lang und breit. Da sollten wir hin, da sollten wir durch.

Was wir da wollten? Einen Menschen auffinden, der in dieser Gegend verlorengegangen war. Was er da zu suchen gehabt hatte? In den Zeitungen stand, er habe dort Menschen gesucht. Besondere Menschen natürlich, nämlich die Reste des sagenhaften Stammes der Grünspan-Indianer, von denen schon Alexander von Humboldt berichtet hat. Das ist eben das Faustische im Menschen, auch wenn er ein Milliardär ist, daß er seine Aufgabe nicht darin erblickt, die ihm bekannten 2 182 675 394 Menschen der verschiedenen Rassen und Farben dieser Erde zu kultivieren und glücklich zu machen, nein, ein unbezähmbarer Drang zwingt ihn, die Segnungen der abendländischen Zivilisation gerade auf jene Mitmenschen ausgießen zu wollen, die noch kein Mensch gesehen hat und die es vielleicht gar nicht gibt. Hier nun, in dieser undurchdringlichen Urwaldwildnis des brasilianischen Hinterlandes, sollten noch ein paar hundert Grünspan-Indianer hausen. Ihren Namen hatten sie von ihrer grünen Hautfarbe, die wieder

davon herrührte, daß die ewige warme Feuchtigkeit sich auf der kupfernen Haut der Indianer niederschlug und Grünspan ansetzte. In den hundert-fünfzig Jahren, die seit der Reise Alexander von Humboldts vergangen sind, haben immer wieder kühne Männer versucht, dieses Gebiet zu erforschen. Es ist nicht gelungen. Mit Maultieren, im Boot, mit Flugzeugen haben sie es versucht, nicht einmal die Tier- und Pflanzenwelt hat man restlos erforschen können. Auf den Flüssen und Bächen sind auch Siedler immer weiter in das Innere des Landes vorgedrungen, aber auch sie beknabberten gewissermaßen nur den Rand des großen grünen Kuchens. Das Schicksal der Dutzende von Expeditionen, die nicht wiederkehrten, erhöhte nur das Verlangen, es doch einmal zu schaffen.

Anfang der dreißiger Jahre nun hatte ein großer politischer und wissenschaftlicher Streit das Interesse an der Grünen Hölle wieder besonders hell entfacht. Dabei handelte es sich diesmal nur um Tiere. Schon der deutsche Forscher Alexander von Humboldt (1769–1859) hatte von zwei Tierarten berichtet, die dort in der Grünen Hölle den Ton angeben sollten. Wofür sie seitdem zu den von den Menschen am meisten gehaßten Kreaturen gehören. Es sind das die Piranhas und die Kaimane. Mehrere hundert Bücher mit den gräßlichsten Geschichten sind über Erlebnisse und Ersterbnisse mit diesen Ungeheuern geschrieben worden, es hat danach wohl wirklich keine fürchterlicheren Geschöpfe auf der Erde gegeben als sie. Darum eben mußten sie mal richtig entdeckt und wissenschaftlich erforscht werden. Denn nach den Zeitungsartikeln hätte kein Neger in den Diamanten-Minen Südafrikas, kein Kuli auf den Reisfeldern Indiens, kein Arbeitsloser in den Slums von New York mehr ruhig schlafen können, wäre nicht endlich Licht in die Lebensgewohnheiten dieser Piranhas und Kaimane gekommen. Weltkriege mit Atom- und Bakterienbomben auf Millionenstädte – nun ja, das alles ist schön aufregend, aber ist nicht die Frage interessanter, ob diese gespenstischen Piranhas und Kaimane vielleicht zu Kriegsführungszwecken zu verwenden wären? Dazu aber mußte man ihre Lebensgewohnheiten kennen. Nun also. Und außerdem weiß jeder humanistisch Gebildete, daß in der Antike Elefanten, Löwen und wilde Hunde kriegsdienstpflichtig waren. Von Kamelen nicht zu reden.

Nun hatten ausgerechnet zwei Staaten, die im Rate der Kulturvölker geachtet sind, aber deshalb noch lange nicht bestimmend mitzureden haben, diese interessanten Piranhas und Kaimane ziemlich ausgerottet, bevor sie der Zivilisation dienstbar gemacht werden konnten. Ungeheure Werte waren nutzlos zerstört worden, indem wissenschaftliche Unbildung entfesselte Naturkräfte gegeneinander wüten ließ.

In den Strömen, Flüssen und Bächen, die den Amazonas nähren, lebten neben anderen Tieren also hauptsächlich Kaimane und Piranhas. Die

ersteren sind Alligatoren, werden bis zu viereinhalb Meter lang, sind auf dem Rücken und zusätzlich auch am Bauch gepanzert und haben entsetzliche Rachen und noch entsetzlichere Zähne, dazu können sie ein so furchtbares Gebrüll ausstoßen, daß in der Nähe stehende Rundfunkapparate vor Neid geplatzt sein sollen; die Piranhas sind niedliche kleine Fische von zehn bis zwanzig Zentimeter Länge, gehören zu den Salm-lern, zu denen auch die Karpfen gehören, schmecken auch so, haben ein dummes, stumpfes Maul und nur kleine Mausezähnnchen, die allerdings besser schneiden als die beste Rasierklinge. Um diese beiden Tiere also geht es.

Wir haben gesehen, wie ein Kaimanweibchen einem Büffel, der trinken wollte, einen Kuß gab und ihn zu sich in den Amazonas zog. Es war Liebe auf den ersten Blick. Im selben Augenblick war auch die ganze Familie des Kaiman-Weibchens zur Stelle und küßte mit. In fünf Minuten war von dem stattlichen Büffel nur noch ein Horn übrig, mit dem sich der Räuber-vater satt und rülp-send die Zähne reinigte. Bill wollte ihm dabei helfen und schickte ihm ein paar Stahlmantelgeschosse in die Zahn-lücken, aber die Bestie spuckte grienend die Kugeln aus wie unsereins seine wackelnden Plomben. Dann erhob sich das Untier weit aus dem Wasser und blies auf dem Büffelhorn ein richtiges Angriffs-signal. Rundherum tauchte auch sofort die ganze Sippschaft auf und stimmte ein Hurragebrüll an, gleichzeitig gegen das Ufer vorrückend. Man kann sich schon vorstellen, daß ein Konstrukteur neuer Waffen für den Wasserkrieg hier allerhand Anregungen erhalten kann. Die Natur ist noch immer der beste Lehrmeister für den Menschen gewesen.

Mitunter stehen die Kaimane so dicht im Wasser des Stromes, daß der Dampfer nicht durch kann. Dann muß er warten, bis es den dickhäutigen Herrschaften gefällt, Platz zu machen. Das dauert gewöhnlich eine ganze Zeit, man sieht es ihnen förmlich an, sie fühlen sich als die Herren der Gegend und der Situation. Höhnisch blicken sie empor zu den Passagieren des Schiffes, die sich mit Büch-senschießen vergnügen, und es ist auch wirklich possierlich, wenn solch Kaiman sich im Wasser mit einem brüllenden Gelächter erhebt und ein Dutzend Kugeln aus dem Panzer schüttelt, daß das Wasser aufspritzt, als ob ein Platzregen fiel. Wobei die Blicke der schadenfrohen Gesellen ganz deutlich sagen: „Wir haben Zeit, wenn ihr keine Zeit habt, so steigt doch aus, bitte schön, ihr könnt auf der Brücke unserer Rücken an Land gehen!“ Erst wenn irgendwoher zum Essen gerufen oder geläutet wird, ziehen sie ab, und das Schiff kann weiterfahren.

Wir haben aber auch die Piranhas gesehen, sie standen so dicht im Fluß, daß man auch darüber hinweg hätte zum anderen Ufer gehen können. Es hat allerdings keiner von uns versucht, wir hatten nämlich auch gesehen, wie ein von uns gejagter Jaguar beim Versuch, den Fluß zu durchschwimmen,

in die Nähe eines solchen Piranhazuges geriet, und konnten in genau drei Minuten vierzig Sekunden sein blankgeputztes Skelett ans Ufer ziehen. Auch nicht ein Gramm Fleisch war mehr an ihm zu entdecken. Haifische können allerhand, es gibt keinen Seemann, der da nicht die unmöglichsten Geschichten weiß. Aber diese kleinen Tierchen erst, liebe Herren, die Natur hat Wunderwerke der Präzision geschaffen.

Es ist übrigens nicht erst der Mensch unserer Zeit gewesen, der das ausnutzte. Alexander von Humboldt berichtet, daß zu seiner Zeit die Guaraon-Indianer am Orinoko den Brauch ihrer Väter, von den Leichen ihrer Verstorbenen das Fleisch sorgfältig von den Knochen zu entfernen und nur das Skelett zu bestatten, schon auf bequemere Art befolgten: „Sie legten die Leichen in Netzen ins Wasser, wo dann die kleinen Piranhas im Nu die langwierige Arbeit verrichteten, das Fleisch verzehrten und so das Gerippe herstellten.“

Nun wird zwar nirgends so viel übertrieben wie in den Berichten über Forschungsreisen. Aber bitte schön, es haben immerhin so bekannte Forscher wie der Engländer Bates, die Deutschen von Humboldt, von Martius und Karl Sachs gesehen, daß die kleinen Karpfen mit ihren weißen Zähnnchen einen fingerdicken Stock aus Hartholz glatt durchgebissen haben. Und jeder Amazonasfahrer weiß, daß, oft, weit und breit keine Piranhas zu sehen sind, und dann genügt es, sich in den Finger zu schneiden und ein paar Tropfen Blut in den Fluß zu tröpfeln, und schon stehen die Fische Rücken an Rücken, so dicht, daß man auch auf dieser Brücke zum anderen Ufer gehen könnte. Ein leider wieder verlorengegangener Indianerstamm – wahrscheinlich handelt es sich hier um die Grünspan-Indianer – soll daraus seinen etwas unangenehmen Nationalsport entwickelt haben. Man kann, sagt man, an der Farbe der massiert dastehenden Piranha-Rücken erkennen, wann die Fischmassen durch das Aneinanderdrängen ihre Bewegungsfreiheit verloren haben. Dann liefen die Champions des Sports blitzschnell über die Fischbrücke zum anderen Ufer. Der Weltmeister soll es dreimal hintereinander geschafft haben, bevor er ausrutschte und sich zum Rasieren niederließ.

In diese interessante Gegend nun sollten wir fahren. Um vier Menschen zu retten. Nun, um jedenfalls einen von ihnen zu retten. Der hieß Robert Obadja Sharkson und war der einzige Sohn des Milliardärs John Daniel Sharkson, in den Staaten familiär Old Danny genannt, in der Geschäftswelt The Old Sharker. Sein Sohn Robert Obadja Sharkson wurde später ebenso bekannt, obwohl die Ursachen dazu bei ihm auf ganz anderem Gebiete lagen als bei seinem Vater. Doch das ist ja eben die Geschichte.

Sie begann, als die Auseinandersetzungen wegen der Piranhas und der Kaimane an Interesse verloren hatten. Da fanden einige um den Fortschritt

der Menschheit besorgte Philantropen wieder Zeit, sich an die armen Mitmenschen zu erinnern, die im Gebiet der Grünen Hölle unentdeckt wohnen sollten, an die armen Grünspan-Indianer. Es wurden wieder Expeditionen ausgeschiedt, die allerdings auch wieder erfolglos zurückkehrten. Bis auf die letzte der Expeditionen, die überhaupt nicht heimkam. Die aber hatte der alte John Daniel Sharker ausgerüstet, und sein Sohn hatte sie geführt. Sie wollten die letzte und dickste Strecke mit dem Flugzeug durchsuchen, eventuell ein paar der Grünspanlinge in Fallen fangen oder mit der Büchse erlegen und ruhmgekrönt und gesund heimkehren. Das Schicksal hat es anders gewollt.

Robert Obadja Sharkson, damals sechszwanzig Jahre alt, hieß gar nicht Robert, sondern Robin. Nach dem englischen Volkshelden Robin Hood, der vor Jahrhunderten ein edler Räuber gewesen sein soll, in vielen Volksballaden besungen wurde und in den Vereinigten Staaten populärer ist als in England. Der alte Danny Sharker (Sharker heißt soviel wie Räuber oder Gauner) leitete sogar seine Vorfahren aus der Gegend Robin Hoods ab. Sein Sohn trug daher den Namen Robin mit Stolz, obwohl man ihn in der Schule und später auf dem College nur immer Robby oder nach seinem anderen Vornamen Obadja Obby und schließlich Robby-Obby rief. Unter welchem Namen er später in die Wissenschaft einging. Doch das ist eigentlich schon das Ende der Geschichte, die erzählt werden soll.

Robby-Obby war nicht sonderlich mit geistigen Gaben gesegnet und außerdem faul wie die Sünde. Doch das machte weder ihm noch seinem Vater etwas aus. „Senator werde ich sowieso“, sagte Robby. Er konnte, als er die Schule verließ, noch immer sozusagen nicht bis drei zählen. „Brauch ich auch nicht“, prahlte Robby, „so weit kann keiner zählen, als wir Dollars haben.“ Auf den Universitäten brachte er es in sechs Jahren Studium nicht mal bis zum Baseball-Malman und mußte als Entgelt für große Stiftungen ehrenhalber dazu ernannt werden. Beim Spiel hatte er dann ein gut bezahltes Double. Robby-Obby wurde bald an allen Hochschulen Begriff und Spitzname für einen unvorstellbar faulen und reichen Nichtstuer und Dummkopf. Was jedoch, jedenfalls soweit es die Dummheit angeht, wieder nicht ganz stimmen konnte, denn als Robby einmal wegen dieser seiner Dummheit öffentlich zurechtgewiesen worden war, hatte er ebenso öffentlich gelobt, Doktor zu werden. Da das keiner ernst zu nehmen schien, ärgerte er sich und bot Wetten in jeder Höhe an. Die Studenten gingen lachend darauf ein, und schließlich hielt Robby-Obby zwölf Autos, funkel-nagelneue Zweihundert-Packards, gegen einen einzigen alten Ford. Zwölf Hochschulen des Landes hielten gegen ihn. Sie verloren, womit Robby-Obby bewies, daß er Land und Leute besser kannte als sie alle zusammen. Er hatte zu seinem fünfundzwanzigsten Geburtstag einfach mit einem

Kapital von fünfzehn Millionen Dollars eine neue Universität gestiftet, dazu noch ein paar Hunderttausend-Dollar-Zuwendungen an notleidende europäische Universitäten gemacht und insgesamt genau dreizehnmal den Ehrendoktor verliehen bekommen. Womit er noch immer den Weltrekord hält. Von Dummheit zeugt das nicht gerade.

Nun wollte Robby auch in fortschrittlich künstlerischen Dingen versiert sein, und dazu gehörte, hatte man ihm gesagt, daß man außer der Bibel wenigstens ein Buch gelesen haben müßte. Der Familienrat einigte sich schließlich auf den „Lederstrumpf“ von J. F. Cooper. Dadurch sollte in Robby zugleich der Haß gegen die Roten erweckt werden, denn sogar dazu schien er zu faul zu sein. Durch den unamerikanischen Anschlag eines im Dienste einer fremden Macht stehenden Buchhändlers, der mit der Besorgung des Buches beauftragt worden war, bekam Robby ein falsches Buch in die Hände, einen Roman von einem gewissen Howard Fast, „Die letzte Grenze“. Robby wieder hatte sich dafür, daß er als dreizehnfacher Doktor nun immer unterzeichnen konnte „Dr. Dr. Dr. Dr. Dr. Dr. Dr. Dr. Dr. Dr. Dr. Dr. h. c.“, ehrenhalber auch veranlaßt gesehen, einmal ein Buch wirklich zu lesen und es öffentlich sogar als sehr schön zu bezeichnen.

Darauf hatten die politischen Gegner nur gewartet: nun verbreiteten sie, der Sohn des alten Danny Sharker und Patenkind des berühmten Senators McCarthy, der dreizehnfache Doktor Robert Obadja Sharkson empfehle ein Buch des kommunistischen roten Schriftstellers Howard Fast, welches die Roten preise. Es wurde eine schreckliche Sensation, und Senator McCarthy, der Erfinder des unamerikanischen Verhaltens, verlangte sogar die Deportierung der gesamten Familie der Sharks aus den Staaten. Als man ihm nachwies, daß er damit die Gesellschaftsordnung des Staates zerstören würde, begnügte er sich mit der öffentlichen Zurückziehung seiner Patenschaft für Robby-Obby. Der Vorname Robin, genommen von einem Anführer, der sich Volksfreund nannte und den Pöbel gegen die obersten ersten Familien aufgereizt habe, zeuge schon für die Gesinnung der Familie. Dieser Tag wurde es denn auch, von dem ab sich Robin Sharkson Robert nannte. Der Kosenamen Robby brauchte dabei nicht geändert zu werden.

Mit dem jungen Mann war eine große Wandlung vorgegangen. Zum ersten Male in seinem Leben hatte ihn sein ungeheures Phlegma etwas verlassen, dafür hatte sich ein richtiger Spleen eingenistet. Er bildete sich ein durch das Lesen eines roten Romans eines roten Schriftstellers über die roten Indianer an der letzten Grenze, Menschen also, die nach neueren Forschungen Kommunisten gewesen sein sollen, habe sich die Zahl der für die Bürger in christlichen Staaten zugelassenen roten Blutkörperchen in seinem Körper ungebührlich vermehrt; infolge einer ihnen gestatteten zügellosen Propaganda in seinem Innern vermehre sie sich immer mehr

auf Kosten der weißen Blutkörperchen und habe solchermaßen bereits zu einer chronischen Blutvergiftung geführt. Studenten redeten ihm ein, man sehe es schon an der immer rötlicher werdenden Färbung seiner Haut; es bestehe daher auch bei ihm Gefahr, durch Baden, Waschen oder auch nur Naßwerden Grünspan anzusetzen und dadurch erst recht zu einer Blutvergiftung, nun auch noch von außen her, zu kommen. So sei es doch auch mit den Grünspan-Indianern vor sich gegangen.

Auf die sensationelle Therapie soll Robby-Obby jedoch allein verfallen sein: Impfung mit dem aus dem Blute eines Grünspan-Indianers gewonnenen Serum. Der alte Sharker hatte die Expedition großzügig finanziert, denn abgesehen von der erwarteten Heilung seines Sohnes und der Rehabilitierung der Familie bestand doch vielleicht auch die Möglichkeit, durch die Erfindung eines Anti-Red-Serums neue gewaltige Gewinne zu erzielen. Die Expedition verlief erfolglos, konnte aber bis auf vier Mann zurückkehren. Zu den Verschollenen zählte Robby-Obby. Eine Suchexpedition war dort, wo der Rio Tarauacá in den Rio Juruá mündet, umgekehrt, also etwa 70 Grad westlicher Länge und 7 Grad südlicher Breite. Zu der neuen Rettungs-Expedition, die nun in Pará zusammengestellt worden war, gehörten wir. Fast zwei Jahre lag das Verschwinden des jungen Sharkson zurück.

Ich will es hier kurz machen, denn alles Wissenschaftliche, das auf dieser Reise entdeckt, mitgenommen und aufgezeichnet wurde, befindet sich seit Jahren im Central-Museum in New York. Bis auf ein Stück, das wichtigste, und, wenn vielleicht nicht für die Menschheit, so doch für die Veranstalter der Expedition wertvollste. Dieses Stück, das wir aufgefunden haben, wechselt gelegentlich den Ort.

Es ging also zuerst mit einem flachfahrenden Raddampfer den Amazonas hinauf, bis an die Mündung des Rio Juruá in den Amazonstrom. Dann mit drei Motorbarkassen den Rio Juruá hinauf bis Curua. Unsere Expedition bestand aus zwei Geographen, zwei Botanikern, drei Ärzten, zwei Zoologen, sechs weißen Jägern, acht weißen Seeleuten und zwölf Indianern. In Curua stiegen wir in kleine flache Boote mit Außenbordmotoren um, da wir den Rio Tarauacá nicht anders befahren konnten. Warum wir durchaus in diesen verwünschten Fluß hinein mußten, wußte kein Mensch, irgendein Flieger sollte gesagt haben, er habe in dieser Richtung vor einem halben Jahre Menschen gesehen.

Krankheiten verminderten rasch unseren Bestand, als erste fielen die drei Ärzte aus. Nun, wir waren auch so schon zu der Überzeugung gekommen, daß es möglich sein könnte, auch ohne die Herren Mediziner hier nicht wieder herauszukommen. Über die lautlos schleichenden Jaguare, die kreischenden Papageien, unflätig schimpfenden Affen, zischenden Riesenschlangen mit verschiebbaren Teleskop-Brillen, über die Schmetter-

linge so groß wie Hubschrauber, über all das bunte Getier soll hier nicht berichtet werden, weil das schon von anderer Seite geschehen ist. Zuwenig ist vielleicht unter den Menschen über die Königs- oder Abgottsschlange (*Boa constrictor* L.) bekannt, weil es die nur dahinten in Brasilien gibt. Warum die alten Mexikaner sie einmal angebetet haben, weiß ich nicht. Manuel behauptete, weil sie auf dem Kopfe stehen und mit der Schwanzspitze wedeln, ebensogut aber auch auf der Schwanzspitze stehen und mit dem Kopf fünf Meter hoch in die Bäume langen kann. Unsereins versteht zwar nicht, warum das ein Grund für eine abgöttische Verehrung sein soll, aber als wir damals mit den lieben Tierchen in nähere Beziehung kamen, konnten wir zum mindesten unsere Bewunderung nicht unterdrücken. Stellen Sie sich einen drei Meter langen Ast vor, der dicht an ihrem Lager liegt, plötzlich frißt der Ast Ihre wollene Decke in sich hinein und verschwindet im Grase. Oder Sie wollen den Ast ins Feuer ziehen und er zieht Sie in den Busch. Oder, wie es Carlos ergangen sein soll: Er sah in einer Buschlichtung ein halbes Dutzend mehrere Meter hohe kahle Stangen stehen, die leicht schwankten. Da er etwas weiter in die Gegend sehen wollte, erkletterte er die höchste der Stangen, es mochten so fünf oder sechs Meter gewesen sein. Plötzlich setzten sich alle Stangen in Bewegung; die, auf der er hochgeklettert war, vornweg. Es waren Abgottsschlangen, die auf ihren Schwanzspitzen stehend aus dem Busch in die Steppe wanderten. „Es war nur gut“, sagte Carlos, „daß meine Stange glatt war und den Kopf oben hatte, so konnte ich herunterrutschen, ohne in den zischenden Rachen zu geraten. Seit der Zeit sehe ich mir jeden astlosen Baum genauer an.“

Darüber sei nichts mehr gesagt, auch nicht über die Anakonda, die Riesenschlange, die bis zu zwanzig Meter lang und dick wie ein Helden-tenor werden soll. Wichtiger für uns war das Klima, die Temperatur. Ich bin überzeugt, daß ein schon gekochter Krebs in einem Topf mit heißem Wasser gegenüber uns noch immer schuddernd die Beine zusammengezogen hätte im Glauben, er sei eingefroren worden. Und so Woche für Woche, monatelang. Und dabei immer den Tag über aus dem Radio hören müssen, wie die Welt auf Nachrichten von uns fiebere; und als Belohnung abends aus den Kästen zu vernehmen, was jetzt gerade in der Metropolitan in New York gesungen oder auf der Reeperbahn in Hamburg getanzt wird. Siebenhundertzweiundsiebzig Abzweigungen von unserem Rio Tarauacá passierten wir, und bei jeder mußten wir überlegen, ob wir nun rechts oder links zu halten hätten. Und niemals ein Mensch. Als es auch mit den kleinen Booten nicht mehr weiterging, kamen die Paddelboote dran. Erst sechs, am Schluß drei. Dann hieß es, entweder umkehren oder versuchen, zu Fuß weiterzukommen. Es ist natürlich abwegig, zu denken, für unsere Ausdauer wären Robby-Obbys Millionen bestimmend gewesen.

Eines Morgens erklärten unsere Indianer, sie machten nicht mehr mit, sie seien doch keine Wilden. Und Carlos Prazziku, ein prächtiger Talamanca-Typ aus Kostarika und tadelloser Kamerad, stellte an Bill die Frage, was uns denn eigentlich dieser amerikanische Millionärssohn angehe. „Nichts“, antwortete Bill. Carlos schüttelte den Kopf. „Doch, etwas schon. Einen Dreck!“ Just in diesem Augenblick schrie Manuel Menezes Bandarra, ein anderer der roten Kameraden aus dem Gran Chaco, auf und stürzte wie ein Wilder in das grüne Flimmern dieses fürchterlichen Urwaldes. Wir sahen noch, wie er sich bückte, dann wie in einem religiösen Tanz umhersprang und schließlich unter lautem Schreien zu uns zurückeilte. Was hatte er gefunden: ein Buch. Beschmutzt, verblichen, zerrissen, aber immerhin ein Buch. Tatsächlich, ein Buch. Hier, inmitten eines nach allen Seiten mindestens sechshundert Kilometer weiten menschenleeren Urwaldes. Es hieß: „Die Rohkost, Beiträge zur Lebensverlängerung.“ Von einem gewissen Dr. Bircher-Benner. In englischer Sprache. Die gründliche Untersuchung ergab, daß das Buch jünger war, als sein Zustand verriet. Für die Beantwortung der Frage jedoch, wie das Buch hierhergekommen sein könnte, gab es keine Anhaltspunkte.

Zwei Tage verbrachten wir nun mit eifrigem Suchen nach menschlichen Spuren. Es war nichts zu entdecken. Somit konnte auch das Buch nicht von Menschen herrühren, die hier gegangen waren. Da deutete Manuel, der sich überhaupt immer mehr als scharfsichtig erwies, durch das flirrende Goldgrün nach oben und markierte mit dem rechten Arm die Bewegung eines Propellers. „Er hat recht“, schrie Bill, „ein Flugzeug hat das Buch abgeworfen! Und warum? Weil es hier unten irgendwo die vermißten Mitglieder der Expedition gesichtet oder doch vermutet hat.“ Carlos meinte, es hätte lieber Lebensmittel und einen Radiosender abwerfen sollen.

„Und wer sagt, daß es das nicht auch getan hat?“ fragte Manuel zurück. Also fingen wir aufs neue mit dem Suchen an. Da wir auch diesmal nichts fanden, blieben wir bei unserer ersten Feststellung, das Buch müsse aus einem Flugzeug abgeworfen sein. Doch wie auf Verabredung hüteten wir uns, die Frage zu stellen, aus welchem Anlaß das Abwerfen geschehen sein könnte. Jeder hoffte eben, es sei geschehen, um die verirrtten und auf ganz primitive Lebensformen angewiesenen Forscher an eine naturgemäße Lebensweise zu gewöhnen. Also konnten wir auch glauben, uns in der Nähe des Schauplatzes der Katastrophe zu befinden. Da sprach der Indianer Carlos aus, was wir alle im tiefsten Keller unseres Hirns vergraben hatten. Nachdem Carlos erfahren hatte, was in dem Buche stand, lachte er, schüttelte den Kopf und sagte: „Señor, da hat ein Flugzeugpassagier sicher einen Indianer-Roman haben wollen und von der Stewardess aus Versehen das andere Buch da gekriegt. Darauf hat er es voll Wut aus dem Fenster ge-

worfen!“ Es brauchte nicht so gewesen zu sein, es konnte aber. Es war auch nicht nötig, daß der Passagier durchaus eine Indianergeschichte verlangt haben mußte, es konnte auch ein Roman von Hemingway gewesen sein. Auf einen Indianerschmöker war Carlos doch nur gekommen, weil er als echter Indianer hinter dieser Art Literatur her war, damit, wie er sagte, er endlich lerne, sich als Indianer zu benehmen.

Und so war es diesmal Carlos, der ein Buch fand. Auch noch sehr gut erhalten und lesbar: „Zurück zur Natur“. Von einem gewissen Jean-Jaques Rousseau. Es könnte auf den ersten Blick nach einer brutalen Frotzelei aussehen, Menschen, die vielleicht für Jahre in der Einsamkeit des Urwaldes zu warten hatten, aufzufordern, zur Natur zurückzukehren. Bill hatte aber recht mit seiner Annahme, daß der Fund dieses zweiten Buches die Gewißheit der Nähe unseres Zieles bedeute. Wie das erste Buch dem armen Verirrten das leibliche Einleben in die veränderten Daseinsverhältnisse erleichtern sollte, habe das zweite Buch dieselben Funktionen hinsichtlich des seelischen und geistigen Zurechtfindens auszuführen gehabt. Leider scheine keins der Bücher in die Lage gekommen zu sein, seinen Zweck zu erfüllen. „Du meinst“, fragte ich besorgt, „daß die Vermißten nichts von dem Abwurf der Bücher gemerkt haben?“ „Nein“, entgegnete Bill, „ich nehme an, hier kommt nur ein Vermißter in Frage. Und da die abgeworfenen Bücher unbenutzt in den Busch geworfen worden sind, kann es sich bei dem Werfer eigentlich nur um den Milliardärssohn gehandelt haben. Wir sind also wohl auf der richtigen Fährte.“

Nach weiterem vierzehntägigem Umherschauen im Busch gaben wir die Hoffnung auf und beschlossen, am andern Morgen umzukehren und zu versuchen, wieder an den Rio Tarauacá zurückzufinden. Im Begriff, unser Lager herzurichten, sahen wir zwischen den Stämmen eine Faultierherde. Nun war das nichts Besonderes, denn Faultiere hängen in der Grünen Hölle und im Gran Chaco von den Bäumen wie anderwärts die Birnen. Mit dieser Faultierherde hatte es jedoch seine Bewandnis. Ich muß wohl für Leser, die da glauben, solche Geschöpfe existierten nur im Schimpfwörterlexikon, sagen: es gibt diese beneidenswerten Tiere wirklich, und sie verdienen sogar ihren Namen. Sie sind normalerweise so groß wie Pudel oder Bernhardiner und verbringen ihr Leben auf den Bäumen. Aber nicht wie Affen, sondern indem sie sich mit ihren langen, rundgebogenen Krallen an die waagerechten Äste klammern und, ständig mit dem Körper nach unten hängend, sich von Blatt zu Blatt weiterschieben. Wenn das Faultier sich sattgefressen hat, macht es die Augen zu und schläft in der gleichen Stellung ein. Wenn es aufwacht, frißt es sofort weiter. Das, was der Körper sonst noch zu tun hat, erledigt er ebenfalls in hängender Haltung. Einschließlich der Liebe und des Kinderkriegens. Erblickt ein kleines

Faultier das grüngoldene Flirrlight des Urwaldes, kriecht es einfach auf den Bauch der Mutter, der ja nach oben liegt, und fängt an zu saugen. Bequemer hat es wirklich kein Geschöpf auf der Welt. Und das von der Geburt bis zum Grabe. Und wenn einer glaubt, das sei alles nur so dahingeredet, so sei ihm erzählt, was der große Brehm von den Faultieren sagt: „Die Faultiere machen als sehr stumpfe und träge Geschöpfe einen wahrhaft kläglichen Eindruck. Das ist aus ihrer einseitigen und eintönigen, aber sehr bequemen Lebensweise zu verstehen: als hängende Kletterer, denen ihre Nahrung, Baumblätter, sozusagen in den Mund wächst. Ihre Haare haben ein heuartiges Aussehen und sind so locker gefügt, daß Algen sich dazwischen ansiedeln und dadurch dem Fell einen grünlichen Schimmer verleihen. Eine bestimmte Ameise wohnt für ihr ganzes Leben in dem Faultierpelz. Aber auch die Motten. Bei Lebzeiten des Pelzes: wie das allein schon das Faultierleben kennzeichnet!“ So sagt der alte Brehm.

Es liegt natürlich ein mit dieser Geschichte verbundener Anlaß vor, daß ich so ausführlich von diesen zur Ordnung der Xenarthra gehörenden Tieren spreche. Und dieser Anlaß ist eben die große wissenschaftliche Entdeckung, die wir auf der Forschungsreise durch die Grüne Hölle machten. Ich sagte schon, Faultiere haben die Größe eines großen Hundes, gewöhnlich sind sie aber kleiner. Hier nun in der Herde hing ein Faultier am Baum, das erst mal ganz erheblich größer war und außerdem viel heller. So rannte denn auch unser Zoologe, Dr. Catskiller, gleich los, kehrte aber ebenso rasch wieder um und holte die Büchse. Dabei erklärte er uns: „Er darf mir nicht entkommen! Er macht mich zu einem berühmten Mann! Wißt ihr, was da hängt? Ein Tier, das seit Jahrhunderttausenden ausgestorben ist. Ich meine, ein letztes Überbleibsel des nur als Skelett bekannten *Megatherium americanum*, des sagenhaften Riesenfaultiers, das früher so groß war wie ein heutiger Elefant! Ich sehe schon von hier aus, daß es sich um einen wenn auch degenerierten Nachkommen handelt!“ Und damit lief er zu der Gruppe von Embahubabäumen, an denen in der Mitte einer Herde normaler Faultiere ein mindestens viermal so großes und etwas anders aussehendes Tier hing und uns ebenso wie seine Gefährten keinerlei Beachtung schenkte. Das Herschauen schien für ein Faultier schon zuviel Arbeit zu sein. Wie es Victor von Scheffel folgendermaßen besungen hat:

*Träg glotzt'es in die Welt hinein
und gähnt als wie im Traum,
und kratzt die scharfen Krallen ein
am Embahuba-Baum.
Die Früchte und das saftge Blatt
verzehrt es und sagt: „Ai!“*

*Und wenn's sich sattgefressen hat
sagt's auch zuweilen: „Wai!“*

*Dann aber steigt es nicht herab,
es kennt den kürzern Weg:
gleich einem Kürbis fällt es ab
und rührt sich nicht vom Fleck.
Mit rundem, gutem Angesicht
nickt's sanft und lächelt brav:
denn nach gelungner Fütterung kommt
als Hauptarbeit der Schlaf!*

Wobei der Dichter Scheffel das Faultier in seiner Haupteigenschaft noch verleumdete, denn es denkt gar nicht daran, sich zum Schlafen erst noch vom Baum fallen zu lassen, es bleibt einfach da oben hängen, oft noch ein Blatt im Maul. Sind das nicht wirklich begnadete Wunder der Schöpfung? Und nun hatten wir sogar ein Riesenwundertier dieser Art entdeckt.

Der Zoologe hatte schon die Büchse an der Backe, als ich ihm das Gewehr wegdrückte und den Vorschlag machte, zu versuchen, das Tier lebendig zu fangen, was doch seinen Wert ganz gewaltig erhöhen würde. Vielleicht könne man es auch mit der Menschenrasse kreuzen, denn uns tue etwas mehr Phlegma not. Das Fangen würde doch nicht schwer sein, denn war das da oben wirklich ein echtes Faultier, würde es auch zu faul sein zum Weiterkriechen. Und richtig, so kam es auch. Es machte nicht einmal die Augen auf, als ich es da oben auf dem Baum berührte; es bestätigte in diesem einen Falle nur die Trefflichkeit der dichterischen Freiheit in der Behauptung der Verse Scheffels: es ließ sich einfach fallen, und die Kameraden, die unten standen, hatten es im Nu gefesselt. Dann allerdings –

Es widerstrebt mir, nun ein großes Gewese zu machen von unserer Entdeckung, obwohl sie einmalig war und die Welpresse nachher gerade die wissenschaftliche Pointe glatt unterschlug: Dieses Halbriesenfaultier gehörte weder zur Ordnung der gewöhnlichen Xenarthra, noch zu seinem berühmten Vorfahren, dem Megatherium americanum; jedenfalls nicht direkt, sondern höchstens auf dem Umweg über die Abart des Homo novus oeconomicus. Es war nämlich unser gesuchter Milliardensohn! Nach dem Verlust seiner Gefährten hatte er fast zwei Jahre allein im Urwald verbringen und sich selbst ernähren müssen! Da hatte er sich aus angeborener Faulheit einfach seiner Umwelt angepaßt, und in ihr wieder jenen Geschöpfen, deren Lebensweise er sich schon vor seiner Expedition zum mindesten angenähert hatte. Die abgeworfenen Bücher hatte er gefunden, aber nicht zu Ende gelesen, weil seine Entwicklung rascher vor sich ging

als sein Lesen. Vielleicht hatte er auch noch die Aufforderung, sich von Blättern zu ernähren, falsch, in diesem Falle allerdings richtig verstanden.

Wir brachten ihn gesund zum Boot, von dort zum Dampfer, hängten ihn an eine Rah und lieferten ihn an der Mündung des Amazonas in Pará gesund und schon wieder halbwegs aufrechtgehend ab. Das furchtbare Erlebnis bei den Faultieren hat ihm übrigens nicht weiter geschadet, im Gegenteil, es scheint noch als eine Art Fortbildungsgang gewirkt zu haben. Denn als wir ihn fünf Jahre später mal in Palm Beach besuchten und der Butler uns angemeldet hatte, wurden wir in den Park geführt, wo Robby-Obby in einer Hängematte zwischen zwei Palmen hing. Er war freundlich und nett, wenn er auch die Hand nicht über die Erhöhung des Randes der Hängematte hinausbringen konnte. Das Sprechen machte ihm auch große Mühe, denn er hatte ständig das goldene Mundstück eines dünnen Schlauches im Munde. „Sorbeth, eisgekühlt!“ flüsterte der Diener. Auf ein Zeichen seines Herrn nahm der Lakai von einer Astgabelung eine Brieftasche und reichte sie seinem Herrn. Der öffnete sie, stöhnend. Das erste, was herauskam, waren ein paar Motten. Die Tasche war anscheinend lange nicht geöffnet worden. Dann kam ein Fünf-Dollar-Schein heraus. „Teilt ihn euch, meine lieben Lebensretter!“ stöhnte Robby-Obby dazu. „No no, lassen Sie man“, wehrte Bill ab, „das war wirklich nicht der Rede wert.“ Worauf denn auch der Lakai den Schein wieder in die Brieftasche und diese in die Astgabelung legte. Robby sah aufmerksam den Baum an, und sein Blick verklärte sich wie seine Stimme: „Ach, Boys, in welche Welt voller Arbeit und Mühen habt ihr mich zurückgebracht!“

Da wir gern wissen wollten, was denn nun eigentlich aus ihm geworden war, fragten wir nachher den Butler. Der seufzte genau so wie sein Herr: „Gerade heute haben wir unseren einhundertdreißundzwanzigsten Posten als Aufsichtsratsmitglied erhalten!“

„Es ist schrecklich zu denken,“ sagte Bill, „daß unser Zoologe Dr. Catskiller ein solches Wesen um ein Haar erschossen hätte.“

„For goodness sake!“ rief bestürzt der Butler. „Wo der Herr sich erst verheiratet hat!“

So war auch das Experiment der Kreuzung eines Megatherium mit einem menschenähnlichen Wesen, von dem Dr. Catskiller damals gesprochen hatte, zum mindesten versucht worden. Der Untergang des Abendlandes brauchte also noch nicht befürchtet zu werden.

EIN TRAUM VON FÜNFZIG JAHREN

Am Tag, da der erste Zug von Tschungking nach Tschengtu rollte, wurde ein fast fünfzigjähriger Traum der Bevölkerung Szetschuans zur Wirklichkeit.

Der Jangtsehafen Tschungking, die Hauptstadt Szetschuans, ist das Zentrum der Industrie Südwestchinas. Tschengtu, fünfhundert Kilometer weiter westlich, liegt in einer fruchtbaren Ebene, einem Reisparadies, das den zum Hochland von Tibet ansteigenden Bergen vorgelagert ist.

Auf der Strecke von Tschungking nach Tschengtu liegen die Orangerhaine von Tschiangting, die Kohle von Jungtschang, die Zuckerrohrfelder von Neikiang, das Salz von Tseliutsing, Seidenkulturen, Hanffelder, Baumwollzentren, Bambuswälder, Tabakpflanzungen, Tungbäume und Tungölpressen. Wo die Tschengtu-Ebene sich öffnet, strecken sich wasserglänzende Reisäcker von Horizont zu Horizont. Aus den Bergen im Westen steigen Karawanen, beladen mit tibetanischer Jakwolle und mit der Jahresausbeute seltener in ganz China begehrter Kräuter und Heilmittel in die Ebene nieder.

In diesem gesegneten Land wohnte viele Jahrhunderte lang der Mangel neben dem Überfluß. Wenn in der Zuckerrohrgegend von Neikiang die Nahrung knapp wurde, gingen die Bauern auf einem Drittel ihrer wertvollen Felder zum Reisbau über. Einige hundert Kilometer weiter westlich wartete zur selben Zeit Tschengtus Reisüberfluß vergeblich auf Käufer. Die auf Menschenschultern von Jungtschang nach Tschengtu getragene Kohle kostete bei ihrer Ankunft fünfmal so viel wie am Ausgang des Bergwerkes. Die reiche Provinz Szetschuan war voll armer Leute.

Die farbenprächtigen Seiden und bunten Baumwollstoffe aus den Stoffdruckereien Schanghai kamen nach Tschengtu nicht auf dem billigen Wasserweg über Tschungking, sondern gingen erst in einem großen Bogen mit der Bahn nach dem Nordwesten und von dort über eine weithin nach Süden sich windende Straße nach Szetschuan. Die an Naturgütern reiche Ebene hungerte nach einer Verbindung mit Tschungking und über die große Wasserstraße weiter nach dem städteübersäten Osten und seinen Meereshäfen, dem Ausgang zur Welt. Viele Millionen armer und einige tausend reiche Leute träumten von der Tschungking-Tschengtu-Eisenbahn.

Geplant wurde sie zum erstenmal im Jahre 1903. Drei Jahre später, im 34. Jahr des Mandschukaisers Kwang Tschu, wurde die „Szetschuan-Eisenbahngesellschaft“ gegründet. Ihr Kapital von achtzehn Millionen Unzen Silber stammte aus der Kasse der Dynastie, aus einer Anleihe der „Deutsch-Asiatischen Bank“, aus der Auflage von Aktien und aus einer besonderen Steuer, die von der Bevölkerung Szetschuans aufgebracht werden mußte. Achtzehn Millionen Unzen Silber waren zu wenig. Um den Rest des notwendigen Kapitals hereinzubekommen, mobilisierte der Gouverneur von Szetschuan die Vermögen vieler kleiner Leute, die mit großen Versprechen und sanftem Zwang bewogen wurden, ihr Geld in die Kassen der Gesellschaft einzulegen.

In der Hauptstadt Peking stritten einflußreiche Beamte um die Kontrolle des erträgnis- und ehrenreichen Eisenbahnprojekts. In Szetschuan machten Provinzbeamte die Geldaufbringung zu einem reichen Angelgrund. Schließlich wurde aus dem Fischzug ein Zugriff. Die Regierung von Szetschuan enteignete die aufgelegten Aktien. Die alarmierte Bevölkerung bildete einen „Verein der Aktionäre zum Schutz der Eisenbahn“.

„Das“, sagte der Gouverneur, „ist ganz offenbar eine Vorbereitung zur Revolution“ – und er ließ die Führer des Vereins ins Gefängnis werfen. Die aufgebrachten Sparer und Aktionäre zogen zum Gouverneurspalast, um die Freilassung der Verhafteten zu erbitten. Über diesen Mangel an Untertänigkeit war der hohe Beamte so empört, daß er seinen Soldaten den Auftrag gab, in die Menge zu schießen. Zweiunddreißig kleine Leute blieben auf dem Platze. In ihrem Blut erstickte, bevor noch ein Spatenstich getan war, das erste Projekt der Tschungking-Tschengtu-Eisenbahn.

Fünf Jahre später, nach dem Sturz der Mandschu-Regierung, errichtete man diesen frühen Märtyrern eines Volkstraumes ein Denkmal. Es ist heute noch in Tschengtu zu sehen.

Der gestürzten Mandschu-Regierung folgte die Herrschaft der Bürgerkriegsgenerale. Unter all denen, die sich in der Gouverneurschaft Szetschuans ablösten, gab es keinen, der nicht schon bei Regierungsantritt die „sofortige Inangriffnahme des Baues der Eisenbahn“ zu einem unveräußerlichen Bestandteil seines Programms erklärt hätte. Im Jahre 1931 ging eine zweite „Szetschuan-Eisenbahngesellschaft“, die unter der Bevölkerung erhebliche Gelder gesammelt hatte, schmachlich zugrunde. Ihr Vermögen verschwand in den Taschen der Gründer. Zwei Jahre später faßte Chinas Diktator Tschiang Kai-schek den Plan, seinen Einfluß über die unliebsam selbständige Provinz durch die Wiedererweckung des alten Traums von der Szetschuan-Eisenbahn zu stärken. Er schickte den großen Finanzabenteurer T. V. Soong, seinen Schwager, nach dem Westen. Dieser gründete dort die „Szetschuan-Kweitschau-Eisenbahngesellschaft“ mit einem Gesamtkapital

von zweiundzwanzig Millionen, von denen zwei Millionen durch eine besondere, der Bevölkerung auferlegte Steuer aufgebracht werden mußten.

Vierunddreißig Millionen Silberdollar liehen die französischen Banken. Das Geld war nicht billig. Den Franzosen, so lautete die Bedingung, mußte der bestimmende Einfluß auf die Bahn eingeräumt werden. Darunter verstanden sie, daß der Bau durch französische Ingenieure durchgeführt werden und daß die fertige Linie unter Führung französischer Direktoren stehen sollte. Alles Material mußte aus Frankreich kommen, und „Material“ war alles, was für eine Eisenbahn nötig ist, von Lokomotiven und Waggons bis zu Schienen, Schrauben und Nägeln. 1936 wurden in den Bergen Szetschuans die ersten Kubikmeter Erde für den Damm aufgeworfen. 1941 war die Eisenbahn kaum noch begonnen, als die letzten Arbeiter Schaufel und Krampen wieder hinlegten. Dazwischen lagen fünf Jahre des Verwaltens und Administrierens, die Geburt großer Vermögen durch Unterschlagung und Betrug, die Bereicherung ausländischer Banken – und der Ausbruch des Krieges gegen Japan. Die gesamten Arbeitstage dieser Periode machten zusammen nicht viel mehr aus als ein paar Monate. Ihre Kosten aber waren ungeheuer. Die Finanzierung der Eisenbahn durch das Ausland bedeutete, daß Frankreich ein Lieferungs- und Preismonopol hatte. Die einzige Last, welche diese Eisenbahn je zu tragen berufen war, war das immer schwerer werdende Defizit der Gesellschaft. Die Industrie von Szetschuan, die durch die Eisenbahn erweckt werden sollte, schlief einen Dornröschenschlaf. Der Prinz, der sie wachküssen konnte, saß in Paris, poussierte mit der heimischen Eisen- und Stahlindustrie und wurde dick und fett dabei.

Im Jahre 1945, nach Japans Niederlage, erklärte Tschiang Kai-schek, nun sei die Zeit für die Tschungking-Tschengtu-Eisenbahn endgültig gekommen. In zwei Jahren müsse sie fertig sein. Dreißig Kilometer Eisenbahndamm und einige halbfertige Brücken, die zwischen 1946 und 1949 gebaut wurden, war alles, was er diesen großen Worten an Taten folgen ließ. Je mehr Menschen und Geld der Diktator in den Bürgerkrieg steckte, desto hoffnungsloser verlief sich der Wall aus Erde und Stein in der Wildnis der Berge.

Siebenundvierzig Jahre lang blieb der Traum Szetschuans ein Alpdruck, in dem eine nie gebaute Gespensterbahn über Blut, Arbeit und Geld des Volkes hinwegfuhr.

Die Volksrepublik stellte die Bahn in zwei Jahren weniger zwei Tagen fertig. Es begann damit, daß 22 000 Soldaten der Befreiungsarmee die Waffen aus der Hand legten und Schaufeln und Hacken, Brechstangen und Dynamitladungen zur Hand nahmen. Im Norden, Süden, Osten und Westen Szetschuans wurden hunderttausend Bauern geworben. Die meisten von ihnen hatten wenig Zutrauen. Die Erfahrung von fünfundvierzig Jahren lag ihnen schwer in den Gliedern. Sie gingen, „um sich die Sache einmal anzusehen“,

und um in den paar Monaten, in denen es keine Feldarbeit gibt, eine Kleinigkeit zu verdienen.

Auf der Strecke angelangt, fanden sie, was sie nicht erwartet hatten: Baracken, in denen sie schlafen konnten, Reserven von Reis, Handwerkszeug und Geräte, Ingenieure und Techniker, die ihnen sagten, was sie zu tun hatten, Fachleute für Hygiene, die Trinkwasser, Waschgelegenheiten und Latrinen überwachten. Am Ende des Arbeitstags fanden sie Theateraufführungen, Vorträge, Abendunterhaltungen. Sie fanden eine Organisation, die den Bau der Eisenbahn so wichtig nahm wie das Leben selbst.

Aus den Dörfern schrieben die Frauen ihren Männern, der neue Bauernbund habe die Bestellung der Felder und die Sorge um das Wohlergehen der Familien aller jener übernommen, die an der Strecke arbeiten. Aus allen Teilen Chinas kamen Geschenkpakete mit Handtüchern, Seife, Zigaretten. Die Erbauer der Eisenbahn fanden sich im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit einer ganzen Nation. Dieselbe Kraft, die von den Erdhöhlen Jenans aus mit nichts als einem Sendeapparat Tausende und Millionen für die Befreiung mobilisiert hatte, organisierte nun den Bau der Tschungking-Tschengtu-Eisenbahn.

Für diese Kraft war das Unternehmen mehr als ein technisches Problem. Jeder planierte Hang, jede überwundene Schlucht, jede Brücke und jeder Kilometer Schwellen und Schienen war ein Stück politische Erziehung, deren Pioniere die Soldaten der Befreiungsarmee waren. Diese ruhten nicht eher, bis jeder Arbeiter auf jeder Teilstrecke das ganze Projekt und die ganze Bedeutung der Bahn kannte.

„Den größten Auftrieb“, erzählte mir der Direktor der Eisenbahn, „erhielt der Bau durch den Angriff der USA auf Korea. Das trieb den Arbeitern eine bis dahin ungekannte Energie in die Arme. Daß die Koreaner zur gleichen Zeit, da die Eisenbahn gebaut wurde, ihre Körper und ihre Häuser im Widerstand einsetzten und daß die chinesischen Freiwilligen mit Maschinengewehren und Bajonetten Wunder gegen Napalmbomben und Tanks verrichteten, machte es den Bauern Szetschuans unmöglich, in der gewohnten Art weiterzuarbeiten. In Korea verlegte der Sanitätsdienst seine Hilfsstellen an die Front. In Szetschuan verlegten die Ärzte und Schwestern ihre Kliniken an die Strecke. An beiden Fronten erklang der Ruf: Leichtverletzte verlassen die erste Linie nicht! Als MacArthur seine Soldaten an den Jalu-Fluß vortrieb, trieb er, ohne es zu ahnen, auch die Tschungking-Tschengtu-Eisenbahn mächtig vorwärts.

Die Bauern, die gekommen waren, um sich die Sache einmal anzusehen, gingen nicht fort. Achttausend von ihnen wurden qualifizierte Facharbeiter des Eisenbahnbaus und blieben bei diesem Beruf. Die Bevölkerung Chinas betrachtete sie als Helden eines großen Unternehmens.

Die Veränderung, die der Eisenbahnbau in das Leben und Denken der Bewohner der Dörfer Westchinas brachte, fand ihren beispielhaften Niederschlag im Fall eines Bauern, der aus einem kleinen Ort im Norden der Provinz mit noch weniger Glauben zur Strecke gekommen war als die anderen. Er glaubte überhaupt nicht an viel. Einmal, vor Jahren, war er während des anti-japanischen Krieges einem Rekrutierungstrupp der Kuomintang in die Hände gefallen, der ihn in eines jener Ausbildungslager gesteckt hatte, in denen achtzig Prozent der Rekruten starben, bevor sie je die Front zu Gesicht bekamen. Nach einigen Monaten unaussprechlicher Qualen war es ihm gelungen, wegzulaufen. Er kehrte damals in sein Dorf zurück und entging dem Tod aus den Händen seiner Verfolger nur dadurch, daß er, der schon früher nicht viel gesagt hatte, nun einen Stummen spielte, der durch einen Unfall die Sprache verloren hatte. Er tat es so überzeugend, daß selbst seine Nachbarn ihm glaubten. All die Jahre, die seitdem vergangen waren, hatte er kein Wort gesprochen. Wie die anderen ging er zur Eisenbahn, um sich über die einkommenslose Jahreszeit hinwegzuhelfen.

Er fand sich mit Erstaunen in einer Umgebung von Tausenden von Tonnen Baumaterial, von Brückentraversen, Stahlteilen, Zement, Schienen. Von überallher, wo es Eisenbahnen in China gibt, waren 1200 Eisenbahner gekommen. Aus weit entfernten Teilen des Landes trafen Delegationen von Wissenschaftlern, Studenten, Vertretern der Regierung und berühmte Künstler ein, lauter Leute, von denen er sich durch einen unüberbrückbaren Abgrund getrennt glaubte. Und diese Leute sprachen ihn als „Bereiter des Weges zum Sozialismus“ an. Er sah sie an – und antwortete nicht.

Stumm wohnte er Versammlungen bei, in denen Bauern wie er, von denen ihn nichts unterschied, als daß sie sprachen und er nicht, die „Bewegung des fünffachen Wettbewerbs“ organisierten. In dieser Bewegung ging der Wett-eifer um bessere Qualität der Arbeit, Erhöhung der Leistung durch Technik und Organisation, Unfallschutz, Materialersparnis, Tempo.

Stumm saß er in den sogenannten „Tschu-Ke-liang-Treffen“ der Arbeiter. „Kein schlechtes Vorbild“, dachte er bei sich, „dieser General Tschu Ke-liang“. Wie alle Bauern kannte er die Geschichte dieses unsterblichen Strategen aus dem dritten Jahrhundert, der Zeit der „Drei kriegführenden Reiche“. Tschu Ke-liang wurde einmal in einer Stadt, in der nur er selber und seine Leibgarde weilten, von einem Gegner überrascht, der mit einem großen Heer herangezogen war. Tschu Ke-liang kannte seinen Feind, der ängstlich und mißtrauisch war. Von nur zwei Soldaten begleitet, ging der große Strategie zum Stadttor, vor dem sein Gegner die Reihen seiner Soldaten nach einem genauen Plan in komplizierter Schlachtordnung aufgestellt hatte. Tschu Ke-liang ließ das Tor öffnen und forderte den feindlichen Heerführer mit betonter Höflichkeit auf, in die Stadt einzurücken und ihn, Tschu Ke-liang

mit seinen Leuten, gefangenzunehmen. Der Gegner witterte eine Falle – und zog ab.

Die beliebteste Szene einer überall gespielten chinesischen Oper zeigt die beiden Generale auf der Bühne, den einen mit großer einladender Geste immer wieder aufs geöffnete Stadttor weisend und sich mit vor der Brust zusammengefalteten Händen immer tiefer vor dem geschätzten Gegner verbeugend. Dieser, zwischen unwiderstehlicher Gier auf einen so unverhofft leichten Sieg und unüberwindlicher Angst vor dem Unheimlichen, das ihm da zu drohen scheint, schwankend, zieht sich vor dem ihm mit freundlichem Lächeln immer näher an den Leib rückenden Gegner immer weiter und weiter zurück, bis er endlich in den Kulissen verschwindet.

Diesem Tschu Ke-liang fühlte sich der Stumme ein wenig verwandt. Hatte er die Häscher der Kuomintang nicht in ähnlicher Weise mit einem schlaunen Trick in die Flucht geschlagen? Sie hatten ihn zwar übel zugerichtet, waren aber zum Schluß doch von seiner hilflosen Stummheit in die Flucht geschlagen worden.

Welcher Bauer Szetschuans hat über die gelungenen Kniffe des volksbekannten Helden nicht schon gelacht? Da ist die vielleicht noch berühmtere Geschichte, die auch zum Thema einer Oper geworden ist, in der Tschu Ke-liang einem Heer von 830 000 Mann gegenübersteht, das in unvorhergesehener Eile heranmarschiert ist, und vor dessen Angriff ihn nur ein Fluß noch trennt. Diesmal hat der Kriegsheld seine erprobten Truppen wohl bei sich.

Er hat auch einen Bogen für jeden Mann, zum Herstellen der Pfeile aber ist keine Zeit mehr. Die Lage drängt. Außer seinen Bogenschützen gibt es nichts, was dem Feind am Übersetzen des Flusses hindern könnte. Tschu Ke-liang läßt alle verfügbaren Boote hoch mit Stroh beladen. Die Nacht kommt neblig und dunkel, als sich die Schiffe des schlaunen Generals, der sich immer zu helfen wußte, mit steil in den Nebel ragenden Umrissen dem feindlichen Ufer nähern. Der Feind tut genau das, was Tschu Ke-liang erwartet: er überschüttet die heranrückende scheinbare Armada mit einem Hagel von Pfeilen. In kurzer Zeit stecken die Strohungetüme voller Geschosse, kehren ans eigene Ufer zurück, die Pfeile werden eingesammelt, und die Schiffe gehen wieder zum Scheinangriff vor.

In großer Panik – so erzählt die Geschichte – schoß der Gegner bis zum Morgengrauen auf jedes sich nähernde Boot. Als der Tag anbrach, waren Tschu Ke-liangs Soldaten wohlbewehrt, und – wie die Erbauer der Tschungking-Tschengtu-Eisenbahn in ihren Tschu-Ke-liang-Versammlungen betonten – mit welcher Arbeitersparnis! Statt in mühseligen Nächten und Wochen Pfeilspitzen zu härten, hatten ein paar Ruderschläge zur rechten Zeit ganze Bootladungen fertiger Pfeile geliefert.

Diesen berühmten Strategen nahmen sich die Arbeiter zum Vorbild, als sie Mittel und Wege besprachen, der Schwierigkeiten beim Bau der Tschungking-Tschengtu-Eisenbahn Herr zu werden.

„Genau so,“ setzte der berühmte Bestarbeiter Jen Schau-kuei seinen in einer solchen Versammlung anwesenden Kameraden mit großer Beredsamkeit auseinander, „müssen wir den Bergen zu Leibe rücken, die unserer Bahn im Wege stehen.“ Und er beschrieb seine „Ein-Mann-Sprengmethode“. Die große Preßluftwerkzeugfabrik im Nordosten, die heute in China das Problem der Anlegung von Sprenglöchern in moderner Weise löst, stand damals noch nicht, und Maschinen waren rar. Jen Schau-kuei hatte die vorher übliche Methode, bei der ein Arbeiter eine Brechstange an den Hang legt und ein zweiter sie mit einem schweren Hammer tiefer treibt, verbessert. Er hatte sich eine mannshohe zugespitzte Eisenstange anfertigen lassen, die, von einem aufrechtstehenden Mann geschwungen, schneller in den Grund eindrang, als es die Zwei-Mann-Methode zuwege brachte, bei der einer der Arbeiter sich in krampfhafter und ermüdender Haltung niederbeugen mußte. Im härtesten Gestein war die alte Weise freilich besser. Bei der in Szetschuan vorherrschenden Felsbeschaffenheit aber erwies es sich, daß mit Jen Schau-kueis Methode ein Mann täglich achtundzwanzig Meter sprengen konnte, wo früher zwei Mann nur zehn Meter gesprengt hatten. So wie Tschu Ke-liang hatte Jen Schau-kuei eine einfache und wirksame Strategie gefunden, dem Feind zu Leibe zu rücken.

Der Beifall, der nach Jen Schau-kueis Worten losbrach, erfüllte den Stummen mit einem Neid, der immer bohrender wurde, je länger er den Kollegen zuhörte. Bauern aus dem selben Dorf wie er sprachen von der Arbeit, von Politik, von den wichtigen Ereignissen und Erfahrungen des Tages. Ihnen flossen Worte vom Mund, die oft den Beifall von Tausenden auslösten, unter denen Bestarbeiter, Techniker, Ingenieure, Parteifunktionäre und Direktoren waren. Wer nicht sprach, schien von der großen Befreiung ausgeschlossen zu sein, an die der Stumme endlich zu glauben begann. Und einmal stand er in einer Versammlung auf und redete zum Erstaunen aller mit der Zunge.

Es war keine große oratorische Leistung. Selbst nach den wenigen Worten, die er nach so vielen Jahren Schweigsamkeit zustande brachte, mußte er mühsam suchen. „Mein Name“, sagte er, „ist Tien Schan-tso, und ich will nicht länger stumm sein. Wir bekommen hier pünktlich zweimal im Monat unser Gehalt. Wenn etwas nicht in Ordnung ist, dann wird es gemeinsam besprochen. Einst hat mir meine Stummheit das Leben gerettet. Jetzt aber fürchte ich mich nicht mehr. Wer heute stumm ist, ist bei Lebzeiten tot.“

Im ersten Augenblick fand die Versammlung vor Erstaunen keinen Laut. Dann aber applaudierte sie wie mit Dampfhämmern, und das Tosen tat dem endlich Befreiten unendlich wohl.

Die Bahn, welche von der Chinesischen Volksrepublik gebaut wurde, brauchte kein fremdes Kapital und kein ausländisches Material. Die große Selbstbesinnung des Volkes setzte sich in Schienen aus chinesischem Eisen, in Schwellen aus chinesischem Holz, in Waggonen aus chinesischen Werkstätten und in die Leitung der Arbeit durch chinesische Techniker um. Die Begeisterung, mit der das ganze Land die neue Regierung unterstützte, setzte sich in das zum Bau nötige Kapital um.

Chinas Holzreichtum liegt im hohen Nordosten und im extremen Südwesten Chinas, weitab von der Tschunking-Tschengtu-Linie. Um sich den überaus schwierigen Transport von Schwellenholz zu ersparen, wurden alle örtlichen Möglichkeiten ausgenutzt. Die Massenmobilisierung der Bevölkerung von Szetschuan führte zur Wiederentdeckung von nur den örtlichen Bauern bekannten Wäldern, von vergessenen Schlägerplätzen und verborgenen Holzlagern. Der Bezirk Hokiang versprach 20 000 Schwellen und lieferte 42 000. Jungtschang verpflichtete sich, 38 000 Schwellen in sechs Wochen bereitzustellen und lieferte sie in drei.

Der Prinz, der die Industrie Szetschuans aus ihrem Dornröschenschlaf zu wecken hatte, war endlich gekommen. Die Eisenbahn brachte die Zement-, die Eisen- und Stahlindustrie der Provinz zum Aufblühen. Vierhundertdreißig private Metallbetriebe lieferten zweitausend Tonnen Nietnägel, Schrauben und Verbindungsstücke.

Das eindruckvollste Beispiel für das Erwachen der Industriebetriebe von Szetschuan aus einem viele Jahre währenden Scheintod bietet die Geschichte des „Tschungking Stahl- und Walzwerkes Nr. 101“.

Im Jahre 1938, als die Fabriken des Ostens mitsamt ihrer Ausrüstung auf der Flucht vor den vorrückenden Japanern auf großen Booten aus Schanghai und Wuhan den Jangtse-Fluß aufwärts flohen, wurde dieses Stahl- und Walzwerk mit neuen Maschinen ausgerüstet. Erst fünf Jahre später, im Jahre 1943, wurde die Produktion in Angriff genommen. Alle paar Monate standen entweder das Walzwerk oder die Hochöfen still. Jeder Maschinendefekt führte zu langwierigem Warten auf Ersatzteile, die aus dem Ausland kamen. In sechs Jahren, von 1943 bis 1949, wurden nicht mehr als hunderttausend Tonnen Eisen, einige zehntausend Tonnen Stahl und einige hundert Tonnen Profileisen hergestellt. All diese Jahre war das Werk unfähig, Eisenbahnschienen zu erzeugen.

Unter dieser Lähmung der Produktion litt der Widerstandskrieg und litten die Arbeiter. Die Kindersterblichkeit in den 2800 Familien der Belegschaft betrug bis zu siebzig Prozent. Während die Kuomintang-Bürokratie herrschte, wüteten unter den Arbeitern Blattern, Cholera und Krätze.

Im Dezember 1949 zog die Kuomintang ab. Seitdem gab es unter der Belegschaft keinen Fall von Cholera oder Blattern mehr. Spitäler, Kliniken,

ein umfassender Gesundheitsdienst, stetige Arbeit und eine bessere Ernährung gaben dem Leben der Arbeiter ein neues Gesicht.

Die Krankheiten verschwanden spurlos und niemand denkt mehr an sie. Die Kuomintang aber schwor, die Arbeiter würden noch an sie denken. Bevor Tschiang Kai-scheks Generale vor der heranrückenden Befreiungsarmee die Flucht ergriffen, befahlen sie die Zertrümmerung des 2000-PS-Generators und ließen die flüssige Stahlmasse in den Hochöfen erstarren. Mit demselben Stolz, mit dem andere auf den fertiggestellten Bau eines neuen großen Werkes blickten, blickten die Zerstörer auf die Trümmer des Stahl- und Walzwerks Nr. 101 und prahlten, es werde zehn Jahre lang nicht imstande sein, seine Arbeit wieder aufzunehmen.

Weniger als zweieinhalb Jahre später aber hatte die Fabrik fünfhundertfünf Kilometer Schienen und fünfundsiebzig Kilometer Nebengleise hergestellt. Wie sie das zustande brachte, erfuhr ich aus dem Bericht eines kleinen, unansehnlichen Mannes, der nur durch lange und ausführliche Fragen zum Reden zu bringen war. Sein Name ist Jo Jung-san. Er ist ein berühmter Held der Arbeit.

„Ich wußte wenig vom Kommunismus“, sagte Jo Jung-san, „und lernte Kommunisten erst kennen, als die Achte Armee nach Tschungking kam. Damals war ich seit elf Jahren in der Fabrik, die nun zerstört war und stillstand; hatte mit ihr gearbeitet und gefeiert und fühlte mich, trotz des schlechten Lebens, das wir in ihr geführt hatten, mit ihr verbunden. Wenige Tage nach Ankunft der Befreiungsarmee sandte die Militärregierung jemanden zu uns, der die Arbeiter aufforderte, einen zehntägigen politischen Kurs zu besuchen. Ich ging, denn ich dachte, es könnte nichts schaden, etwas Neues zu lernen. In diesen zehn Tagen hörte ich die Geschichte der Achten Armee, Berichte vom langen Marsch, von den Partisanenkämpfen gegen die Japaner, die Entstehung der befreiten Gebiete und viel über die Gedanken Mao Tse-tungs und über das Wesen der neuen Demokratie. Als ich in die Fabrik zurückkehrte, hatte ich, der bis dahin recht und schlecht dahingeschuftet hatte, ein Gefühl für die Dringlichkeit unserer Arbeit gewonnen, etwas, das man auch Initiative nennen kann. Alles ging mir zu langsam.

Die Hochöfen waren nach fünf Monaten wieder hergestellt. Die große Frage blieb der zerstörte Generator. Wir wußten von einem riesigen Generator, der auf der Flucht vor den Japanern in Itschang, zwischen Hankau und Tschungking, zerlegt zurückgelassen und vergraben worden war. Wir gruben ihn aus und brachten ihn nach Tschungking. Er wurde zusammengestellt, mit Hilfe von Sowjetingenieuren montiert und lief unter den neuen Verhältnissen statt der achtzig Umdrehungen, für welche die englischen Ingenieure ihn konstruiert hatten, mit einhundertzwanzig. Von da ab arbeitete das Werk zum erstenmal nach seiner Gründung mit voller Kraft.

Als der Auftrag kam, die Schienen für die Tschungking-Tschengtu-Eisenbahn herzustellen, mußte die große Halle des Walzwerkes neu zementiert werden. Der alte Handwerker, den wir riefen, verlangte für sich und seine Gehilfen vier Tage. Ich bewies ihm, daß ich es mit meinen Arbeitern, die nie vorher Zement gelegt hatten, in einem Tag tun konnte. Mit fünfhundertfünf Kilometer Schienen vor uns war kein Tag zu verlieren.

Während wir an den Schienen arbeiteten, setzte der Motor in meinem Teil des Walzwerkes aus. Der Ingenieur verlangte sechs Wochen für die Reparatur. Ich diskutierte heftig mit ihm und stellte ihm vor, was es für die Eisenbahn, an der 80 000 Männer und Frauen nach einem einzigen Plan arbeiteten, heißen würde, wenn die halbe Halle sechs Wochen feiern müßte. Der Ingenieur sagte: „Stell dir vor, dein Kind hätte Lungenentzündung und ich wäre der Arzt. Ich versprache dir, es in sechs Wochen gesund zu machen. Würdest du mir diese Zeit nicht mit Freuden geben? Nun, ich sage dir, der Motor ist krank, und um ihn zu heilen, brauche ich sechs Wochen.“

Es gab nichts, was ich darauf erwidern konnte. Und doch wollte ich mich dabei nicht beruhigen. Sechs Wochen feiern – das wäre mir wie ein Rückfall in die alten Zeiten erschienen, da wir auf Ersatzteile aus dem Ausland warteten, an jene Zeit, in der die chinesischen Arbeiter sich nicht selbst zu helfen wußten. In dem politischen Kurs, den ich mitgemacht hatte, war nichts davon gesagt worden, daß sich die Achte Armec je von einem niedergebrochenen Motor hätte aufhalten lassen.

Ich gab mir eine Nacht, um das Problem zu lösen, und dann hatte ich es. Ich fragte den Ingenieur, ob der Motor der anderen Seite der Halle möglicherweise genug Reservekraft habe, um sechs Wochen lang beide Seiten des Walzwerkes zu treiben. Der Ingenieur sagte, das könnte wohl sein, man müßte es ausprobieren. In dieser Zeit feurigen Arbeitseifers hatte ich die anderen Vorarbeiter erst sehr lange zu bitten, bevor sie mir zur Verstärkung meiner Gruppe einige ihrer Leute borgten, die ich brauchte, um den Motor der einen Seite der Halle mit den Maschinen der anderen Seite zu verbinden. Wir vollbrachten es in wenigen Stunden und retteten sechs kostbare Wochen.“

Mit seiner neuen Initiative, die heißer glühte als die Flammen im Hochofen, löste Jo Jung-san noch ein anderes Problem. Im Juni 1952 sollten die Schienen an Ort und Stelle liegen, auf dem großen Platz vor der Halle aber gab es einen stählernen Berg von einundfünfzig Tonnen zurückgewiesener Schienen, die sich unter den Walzen gebogen hatten. Aus Tauen und Hebeln konstruierte Jo Jung-san einen Streckapparat, der mit dem genau richtigen Grad von Überbiegung den Ausschuß mit solcher Kraft an ein Bündel gerader und gesunder Schienen preßte, daß das zurückgewiesene Material nach dieser Prozedur den von den Ingenieuren gestellten Qualitätsbedingungen entsprach.

„Und warum“, fragte ich, „diese Eile? Die Leute von Szetschuan haben siebenundvierzig Jahre auf ihre Eisenbahn gewartet. Warum kam es nun auf ein paar Monate an?“

„Wir sind nicht in Eile“, sagte Jo Jung-san, „sieh dich doch um, niemand beeilt sich, und doch bringt jeder mehr fertig als früher. Keiner ist erschöpft und in Schweiß. Als wir noch ausgebeutet waren, da fühlte sich jeder nach einem Arbeitstag so leer, als ob jemand das Letzte aus ihm herausgeholt hätte. Unser neuer Arbeitsstil ist Organisation und höchste Ordnung. Nun, da wir selber aus uns herauszuholen suchen, was in uns steckt, finden wir auf dem Grund immer neue und ungeahnte Reserven. Versteh doch, was wir hier tun, das tun wir nicht allein. Das ganze Land sieht auf die Eisenbahn. Uns tragen fünfhundert Millionen, da will jeder mehr und Besseres tun.“

Ich sah mich in der großen Halle um, in der Schlangen feurigen Stahls hin- und hergingen, um sich unter den Walzen zu Schienen zu strecken. Behutsam, bedächtig lenkten die Arbeiter diesen Prozeß. In ihnen war eine solche Konzentration, in ihren Gesichtern und Bewegungen malte sich eine so intensive Aufmerksamkeit, daß ich ausrief: „Nie früher habe ich chinesische Arbeiter so arbeiten gesehen.“

„Ach, Genosse“, sagte Jo Jung-san, indem er mich mit dieser Anrede ehrte, die heute fast alle Menschen in China untereinander gebrauchen, „auch früher wurde hart und manchmal wohl auch mit Begeisterung gearbeitet. Ich denke da an einen Freund meiner Jugend, einen jungen Handwerker aus meiner Nachbarschaft. Er heiratete, war verliebt in seine Frau, erwartete sein erstes Kind und hatte sich eben einen kleinen Laden aufgemacht. Tag und Nacht stand er an der Werkbank und arbeitete voll Begeisterung für seine Frau, für sein Kind, für sein Geschäft und für seine Zukunft. Nach fünfzehn Jahren, als ich nach Tschungking zurückkehrte, sah ich ihn wieder, vergrämt, verbittert, von Schulden geplagt, von Steuern bedrängt. Seine Begeisterung war zerstört, die Sorge um sein Geschäft trieb ihn dem Opium zu.“

So wie der junge Handwerker einst arbeitete, so arbeiten heute unsere Arbeiter, nur ist ihre Begeisterung hundertmal größer. Nicht für einen kleinen Laden, der ihnen gehört, arbeiten sie, sondern für alle Fabriken; nicht nur für ein Baby, das einer erwartet, sondern für alle Kinder Chinas; nicht nur für die eine geliebte Frau, sondern für ganz China. Und ihre Zukunft steht auf festem Grund. Niemand wird ihnen je entreißen, was sie gemeinsam besitzen. Ihre Begeisterung kann nicht sterben und zugrunde gehen. Sie sind verliebt in das Land, um das sie in langem Kampf werben mußten, obwohl sie doch in ihm geboren sind. Endlich haben sie es sich errungen, und nun sind sie verliebt, wie es einst der junge Handwerker war. Sie sind verliebt in China.“

Es ist eine glückliche Liebe voll Erfüllung, denn das Land liebt sie wieder, liebt die Arbeiter, die das Eisen und den Stahl, die die Brücken und die Bahnen herstellen.

In der Fabrik Jo Jung-sans hängt ein Banner aus gelber Seide, auf das in schwarzen Fäden die Worte gestickt sind:

„Für ruhmvoll ausgeführte Arbeit der Vorhut unserer Technik!

Die Volksregierung von Sikong.“

Das Banner hat seine Geschichte. Der Direktor des Stahl- und Walzwerkes ist einer jener alten Soldaten, die den langen Marsch mitgemacht haben. Er war bei jener heldischen Episode des Jahres 1935 dabei, die unter dem Namen „Der Übergang über die Tatu-Brücke“ berühmt geworden ist und einer der gefährlichsten Augenblicke des langen Marsches der Roten Armee der Arbeiter und Bauern auf ihrem Weg nach Jenan war. Die Tatu-Brücke tief im Westen, in Sikong, die an zweihundert Jahre alten Ketten hängend, über den zwischen hohen Bergen dahinreisenden Tatu-Fluß führt, bildete Sikongs einzigen Übergang auf dem Weg nach dem Norden. Außer dieser Brücke gibt es nur noch einen Weg Hunderte Kilometer weiter westlich über die tibetanischen Berge. Auf dieser Brücke den Fluß zu überschreiten, war eine absolute Notwendigkeit.

In einem der Wartesäle des Bahnhofes von Tschungking hängt ein großes Gemälde, das den Übergang über den Tatu-Fluß so darstellt, wie er sich abgespielt hat. Es zeigt die hohe Kettenbrücke, von der der Feind die Bretter bis zur Hälfte weggerissen hat. Von der Nordseite senden feindliche Maschinengewehre Strahlen von Feuer gegen die Ketten, an denen Freiwillige der von Süden kommenden Roten Armee der Arbeiter und Bauern sich Hand über Hand auf das feindliche Ufer zu bewegen, das den scheinbar sicheren Tod für sie bereit hält. Die vordersten von ihnen haben gerade die ersten Bretter in der Mitte des Flusses erreicht. Sie haben sich aus dem Hang an den Eisenketten hinaufgearbeitet und werfen Handgranaten gegen den schießenden Feind. Die von den Maschinengewehren getroffen wurden und ihren Halt an den Ketten verloren haben, stürzen in den tief unten vorbeibrausenden Fluß. Dort, wo am Südufer die Ketten in Fels und Granit festgemacht sind, wartet die Hauptabteilung der Armee der Arbeiter und Bauern auf den Übergang, den die Freiwilligen, an die eiskalten Kettenglieder geklammert, für sie frei machen. So wurde der Übergang erzwungen.

Aus solchem Stoff ist der Direktor des Werkes gemacht, das die Schienen für die Tschungking-Tschengtu-Eisenbahn herstellte. Die erste Arbeit, die das Werk unter seiner Leitung übernahm, war die Herstellung von vier neuen, riesigen, schweren Ketten für die seit zweihundert Jahren nicht reparierte Hängebrücke von Tatu in der Provinz Sikong. Das gelbe Seidenbanner mit den schwarzen Charakteren, das die Volksregierung von Sikong den

Arbeitern für diese Leistung verlieh, nimmt in der Fabrik einen Ehrenplatz ein. Neben dem gelben Banner aus Sikong hängt ein rotes, das der Belegschaft der Fabrik für ihre Arbeit an der Eisenbahn dankt.

Die Arbeitererfinder, die der Bau hervorbrachte, sind im ganzen Land berühmt. Auf der Strecke von Tschungking nach Tschengtu wurden 13 000 Aktivisten, Bestarbeiter und Helden der Arbeit ausgebildet, deren Namen nicht vergessen werden. Das Stahl- und Walzwerk Nr. 101 brachte sechs- undvierzig Arbeitsbrigaden der Avantgarde und einhundertfünfzehn Produktionsrekorde hervor. Der Ruhm ihrer Leistung wird in Dörfern und Fabriken gesungen, viele sind in der Provinz Szetschuan, manche im ganzen Land berühmt. Berühmt wofür? Für ihre Arbeit mit Brechstangen und Hacken, im Walzwerk und am Hochofen!

Ihr Los ist nicht das ruhmlose „Grab neben den Schienen“, das der amerikanische Dichter Archibald MacLers in einem Gedicht aus der Zeit des Eisenbahnbaus Amerikas beschreibt:

Ai! das ist schwere Erde auf unseren Schultern,
Und keiner von uns war bestimmt, hier begraben zu liegen –
Neger, Portugiesen, Polen, Magyaren.

Wir waren geboren, um mehr von diesem Himmel zu sehen.
Nun liegen wir hier in den Auen der Flüsse
Unter gemähtem Gras auf erdigen Wiesen,

Hören den Humus und hören das tagelange Zirpen der Grillen.
Wir waren's, legten den Stahl von Meer zu Meer übers Land,
Wir – wenn du's wissen willst – legten die Bahn durch die Pässe,

Die vollbeladen in Laramie einfährt,
Achtzehn Meilen hinunter den Hang aus Granit,
Dreieundvierzig Fuß Steigung per Meile, und der Abhang hält fest.

Wir waren's, schwere Brocken wie wir
Gruben die Löcher fürs Wasser, ebneten
Ausweichstellen für Lasten und legten das Bett hart am Abgrund.

Wer hätt's gemacht außer uns, und die Iren herumkommandierend,
Wir, all die woanders Gebornen, die's gab, in dem Lande hier:
Die Österreicher, Schotten, Chinesen, die Bauernschädel aus Schweden.

Ai, welch schweres Gewicht sie hat, diese Erde!
Nicht dazu kamen wir her, um hier begraben zu liegen
Namenlos unter den Schienen in Löchern aus Lehm.

Nichts auf der Welt ist so groß, daß die Reichen 's nicht kaufen.
Alles klebt am fettigen Glanz eines Geldscheins,
Ein neuentdeckter Himmel und selbst noch ein Erdteil.

Nicht unterm Grund hier zu liegen kamen wir her,
Und die Züge über uns rollend in trockenen Schluchten.

So sieht der Dichter die „Helden- und Pionierzeit“ des Kapitalismus. Es war entweder ausländisches Kapital oder ausländische Arbeit.

Die Banner, die Auszeichnungen, der Ruhm der Erbauer der Tschungking-Tschengtu-Eisenbahn stehen zu dem „Friedhof bei den Schienen“ in einem Gegensatz, der den Unterschied zweier Welten bezeichnet.

Ein Unterschied zweier Welten klappt zwischen der Rolle des Auslands bei den frühen technischen Projekten Chinas und der Hilfe der Sowjettechnik für die Tschungking-Tschengtu-Eisenbahn. Die Zinsen, die Interessen, die Machtstellung der deutsch-ostasiatischen Bank, des französischen Kapitals und der amerikanischen Monopole waren ein verkrüppelnder Zwang, der Chinas Wirtschaft zum Verdorren brachte, eh sie noch blühte; der brüderliche Rat der Sowjetingenieure befruchtet die neuen technischen Projekte Chinas.

Auf den Rat der Sowjetingenieure wurde die übliche Zeit, die es braucht, bevor der Eisenbahndamm sich senkt und die Schwellen gelegt werden können, erpart, indem jede Lage Erde festgestampft wurde. Vierundzwanzig Mann konstruierten bei Neitschang aus zweihundert Tonnen Eisen eine Eisenbahnbrücke in wenigen Wochen. Sie benutzten die Sowjetmethode des Brückenbaus in Sektionen, die erst fertiggestellt und dann zusammengesetzt werden. Auf den Rat eines Sowjetingenieurs wurde der letzte Teil der Strecke geändert und dadurch eine Ersparnis von dreiundzwanzig Kilometer Damm und Schienen erzielt. Die Sowjetunion aber zog aus der Tschungking-Tschengtu-Eisenbahn keinen anderen Gewinn als die Liebe und Anerkennung des chinesischen Volkes für brüderliche Hilfe.

Die Volksregierung warf neunzig Millionen Dollar für den Bau der Eisenbahn aus. Die Initiative der Arbeiter brachte es zuwege, daß weniger gebraucht wurde. Und doch verdiente jeder der Arbeiter ein Vielfaches von dem, was er früher bekam. Der Durchschnittslohn eines Erdarbeiters betrug den Gegenwert von fünf Kilogramm Reis täglich, aber jeder, der mehr leistete – und das war die Mehrheit – verdiente mehr. An die Stelle der Rekrutierung von Arbeitern trat die freiwillige Mobilisierung, der in vielen Dörfern, Kreisen und Bezirken Szetschuans viele Tausende Folge leisteten.

Am 15. Juni 1950 wurde der Bau der Eisenbahn begonnen. Am 13. Juni 1952 war sie fahrbereit. 505 Kilometer Schienen waren gelegt; 60 Bahnhöfe,

45 Tunnels von insgesamt $4\frac{1}{2}$ Kilometern, 7 große Brücken von zusammen 1400 Metern, 82 mittlere und 238 kleine Brücken, 701 zementierte Kanäle für den Wasserabfluß unter dem Eisenbahndamm wurden konstruiert; 12 Millionen Kubikmeter Erde wurden bewegt, 13 Millionen Kubikmeter Stein wurden weggehauen, weggesprengt und fortgetragen.

Die Eisenbahn hat das wirtschaftliche Gesicht der Provinz verändert. Neitschang hat die Anbaufläche für Rohrzucker vergrößert, seine Felder vermehrt, vierhundert kleine Zuckerfabriken sind neu entstanden. Das Salz von Tseliutzing wurde billiger. Für tibetanische Heilmittel und Kräuter zahlt man nun in ganz China weniger als früher, die tibetanischen Kräutersammler aber erhalten mehr und billigeren Tee für sie. Der Reis wird auf der Tschungking-Tschengtu-Eisenbahn von Stätten des Überflusses dorthin gebracht, wo er gebraucht wird. Fabriken, die daran waren, ihre Tore zu schließen, blühten auf; vierhundertfünfundzwanzig mechanischen Werkstätten, einhundertfünfundachtzig Schmieden, den Papierfabriken, den Ölpresen hauchte die Dampfpeife der ersten Lokomotive, die über die Strecke rollte, neues Leben ein. Stahl- und Eisenwerke produzieren mit voller Kraft – für die nächste Eisenbahn, die den Nordwesten Chinas mit dem Südwesten verbinden wird. Viele Kilometer des Dammes dieser Eisenbahn sind bereits gebaut, in höchstem Tempo stoßen die Walzen rot verglühende Schienen aus.

Im Bahnhof von Tschungking gibt es ein Kulturzimmer mit Zeitschriften und Büchern für die wartenden Fahrgäste, an der Wand hängen Bilder vom asiatischen Friedenskongreß, auf denen sich gelbe, schwarze, weiße und braune Menschen umarmen und die Hände schütteln. Es gibt einen eigenen Kinderwartesaal mit Schaukelpferden und kleinen Wiegen, mit Puppen und einer Holzeisenbahn. Die Wände dieses Zimmers schmücken Picassos Taube und Blumen- und Tiermalereien chinesischer Meister. Ein dritter Wartesaal gehört den Offizieren und Soldaten. An der Wand hängt das Bild vom Übergang über die Tatu-Brücke und „Die Befreiung der politischen Häftlinge durch die Volksarmee“. Ein elektrischer Aufzug führt vom Bahnhof auf das hochgelegene Niveau der Hauptstraße von Tschungking. Am Bahnhof vorbei fließt der mächtige Jangtse-Fluß, dessen Lastkähne die vom Westen heranrollenden Güter Szetschuans nach dem Osten tragen. Die nach Tschengtu rollenden Züge sind beladen mit den Gütern Schanghais und Tientsins, die vom Osten den Fluß heraufkommen.

Ich stand am Jangtse und sah einen Zug vorüberbrausen. Die Lokomotive stieß einen schrillen Pfiff aus. Es war ein gewöhnlicher Zug einer gewöhnlichen Eisenbahn.

In den rotglühenden Funken aber war der Feuerschein der Zukunft und im Ton der Dampfpeife das Leitmotiv einer großen Symphonie. Der Traum von fünfzig Jahren ist in Erfüllung gegangen.

WEG OHNE WAHL

Es fiel in der langen, hastvollen Straße nicht auf, daß ein junges, kaum erwachsenes Mädchen bereits das dritte Mal zögernd vor einem der hohen Häuser stehenblieb. Sie blickte den Menschen nach, die das Haus gleichgültig und ohne Feierlichkeit betraten, bis sie begriff, daß für jene das Haus nur ein gewöhnliches Haus war. Dann ging sie weiter, noch einmal langsam die Straße auf und ab.

In Trauer gekleidet und in sich gekehrt, lief sie wie eine dunkle Mahnung durch das abendliche Getriebe. Die hellen Lampen, die bei den anderen Menschen die Farben leuchtender machten, ließen bei ihr das Schwarze noch dunkler und das Helle noch bleicher werden. Männer, die sie erblickten, wußten nicht, ob sie die *Frau* begehren oder das *Kind* bedauern sollten. Denn es erschien raffiniert und beabsichtigt, wie sich die kleinen Brüste unter dem knappen Kostüm abzeichneten; aber darüber war das arme, mit Anstrengung maskenstarre Gesichtlein unter dem kurzen blonden Haar, das dicht und glatt anlag wie ein Helm.

Trotzig und finster war sie, weil zu früh verlassen, und wer sie sah, der konnte dazu kommen, dem Menschen, um den sie Trauer trug, wegen seines Weggehens Vorwürfe zu machen.

Manchmal kam etwas Brennendes in ihre Augen, immer dann, wenn ihr eine junge Mutter mit einem Kind begegnete.

Ahnungslos gingen die Mütter vorbei, herzten ihre Kinder oder schalten sie, und das Mädchen dachte bei jeder: vielleicht bist du so eine wie meine Mutter, vielleicht verläßt du schon morgen dein Kind, um leichter und lustiger ohne Kind zu leben.

In ihrer Freudlosigkeit sah sie nur, wie grau und häßlich die Großstadthäuser waren, wie dunstig der Himmel und wie schmutzig die Straße. Blasse Menschen hasteten nach einem bißchen Feierabend. Und sie freute sich, daß es hier in der Straßenschlucht von Ost-Berlin nicht anders war als zu Hause in Hamburg. In einer Welt, in der Mütter ihre Kinder verließen, konnte es nirgends anders sein.

Dann betrat sie das Haus, vor dem sie schon dreimal gezögert hatte, um nun ihre Mutter aufzusuchen, die vor sechzehn Jahren von ihr gegangen war.

Das Wartezimmer der Ärztin Dorothea Kranz war groß, für viel Leid und Hoffnung eingerichtet. Ringsum saßen wartemüde Menschen, manche in vertragenen Kleidern aus schlechten Stoffen, manche in guten Sachen nach modernem Schnitt. Aber in allen Gesichtern waren Spuren von Arbeit, und die in den guten Sachen hatten auch verarbeitete Hände.

Darüber wunderte sich das dunkle Mädchen, denn zu Hause in Hamburg war das nicht so. Doch schließlich glaubte sie daran zu erkennen, daß ihre Mutter es nicht weit gebracht hatte: Kassenärztin in einem Ostberliner Arbeiterviertel. Voll Genugtuung empfand sie dagegen die teure Eleganz ihres eigenen schwarzen Kostüms, die kostspielige Gepflegtheit ihrer Haut und des blonden Haarhelms. In diesem Schleier von Luxus lag die Zärtlichkeit ihres Vaters, des Vaters, der nun tot war.

Sein Gesicht erstand wieder vor ihren Augen, wie es in seiner letzten Atemnot von einer plötzlichen Angst verzerrt wurde, und sie hörte wieder seine verlöschenden Worte: „Oh . . . Deine Mutter . . . Verflucht . . .“

Seitdem war für das Mädchen von der Welt nichts mehr übriggeblieben als dieses Sterben. Für dieses einsame Sterben wollte sie jetzt die Mutter zur Rechenschaft ziehen.

Je mehr sich das Wartezimmer leerte, um so mehr erlosch das kleine Gesicht. Nur die Augen lebten in einer wilden Entschlossenheit. Dabei atmete das Mädchen kaum noch, als ob sie den Atem für die nächsten Minuten aufsparen wollte.

Als die Sprechstundenhilfe meldete, daß als letzte noch ein junges Mädchen auf Behandlung warte, ließ die Ärztin am Schreibtisch einen Herzschlag lang die Feder sinken. Seit einigen Jahren stockte bei jeder ähnlichen Mitteilung ihr Blut. Und beim Anblick des schwarzgekleideten Mädchens wußte sie: nun ist es soweit. Friedrich ist tot, jetzt kommt sie zu mir. Jetzt kann ich aufstehen, sie in meine Arme nehmen und sagen: Kind, mein liebes Kind, darauf habe ich sechzehn Jahre gewartet.

Im Zimmer roch es nach Äther. Der Geruch war strenge Wirklichkeit, und zwei feindkalte Augen ließen sich nicht übersehen. So nahm die Ärztin nur ein Blatt Papier in die Hand, legte es wieder weg, nahm es noch einmal und legte es wiederum weg, weil es verriet, wie stark ihre Hand zitterte.

Dann stand sie auf. Ihre Augen sogen sich fest an der dunklen Mädchen-gestalt, suchten den Nebel von sechzehn Jahren zu durchbohren, doch da war kein Weg. Am Ende mußte die Ärztin nur feststellen: sie hat meine Augen, aber Friedrichs Blick.

Und die straffe Gestalt in dem weißen Kittel wurde etwas weniger straff.

Die Sprechstundenhilfe fragte nach den Personalien. Christine Hoppenstedt. Ja, das war also Christine Hoppenstedt geworden. Was für eine rauhe, herrische Stimme sie hatte.

Einen Krankenschein hatte sie nicht, sie kam ja aus Westdeutschland, sie würde die Behandlung bezahlen.

Die Ärztin nickte. Geld hatte Friedrich immer genug gehabt, seine Tochter würde also auch immer genug Geld haben.

Wie üblich, legte die Sprechstundenhilfe eine grau-grüne, nüchterne Karteikarte vor die Ärztin. Danach wurde die Sprechstundenhilfe nach Hause geschickt. Dorothea Kranz setzte sich wieder an ihren Schreibtisch und starrte auf die Karteikarte. Von dem Mädchen her kam schweigendes, erbarmungsloses Abtasten.

So sah die Frau also aus, breit und vollbusig, wie eine richtige Mutter; mit dunklem Haar, das glatt gescheitelt war und schmucklos zu einem Knoten gebunden, wie bei einer richtigen Mutter, die nicht mehr an die eigene Schönheit denkt; die Hände waren stark und gut – alles wie bei einer richtigen Mutter.

Die Ärztin wandte ihr Gesicht dem Mädchen zu, ein großes, einfaches Gesicht, noch nicht alt und nur von wenigen Furchen durchzogen, doch die waren tief, als ob immer ein und dieselbe Sorge sich an ein und derselben Stelle eingefressen hätte.

„Warum sind Sie gekommen?“ fragte sie langsam. Das Mädchen verlangte ein Rezept für ein Schlafmittel; es war ein sehr starkes Mittel, aber das Mädchen bestand darauf. „Mein Vater ist gestorben, vielleicht können Sie verstehen, daß man da nicht mehr ohne weiteres schlafen kann!“

Ihre Blicke trafen aufeinander.

„Ja, aber – sicher haben Sie eine noch Mutter?“

„Nein!“

Das zerschnitt mit seiner Schärfe alle Hoffnung. Dorothea Kranz blickte weg. Von weit herholend sagte sie: „Ich habe viele mutterlose Kinder behandelt, manchen habe ich eine Pflegemutter verschafft.“

Das Mädchen zog die Augenbrauen zusammen und durchlebte in einem Moment noch einmal die tausend Momente ihrer Kindheit, in denen sie zusehen mußte, wie andere Kinder von ihren Müttern liebkost wurden. Und sie dachte: was sie da für fremde Kinder getan haben will, ist noch lange keine Entschuldigung. Ihre schwarzen Augenbrauen zogen sich noch dichter zusammen und wurden wie ein böser Panzer.

Trotzdem hatte ihre Feindseligkeit etwas Hilfloses, so daß die Mutter an sich halten mußte, um dieses verkrampfte Kind nicht in ihre Arme zu nehmen. Aber berühren wollte sie es wenigstens, einmal ihr Kind wieder berühren. Ein triebhaftes Verlangen beherrschte die Frau, als sie sagte: „Ich

muß erst Ihr Herz untersuchen, ehe ich Ihnen das Mittel verschreiben kann.“

Verwundert und etwas zögernd machte das Mädchen den Oberkörper frei. Ihre Wäsche war luxuriös, unwahrscheinlich dünn und mit noch dünneren Spitzen verziert. Einmal, vor mehr als sechzehn Jahren, hatte Dorothea Kranz kleine weiße Leinenhemden für das Kind genäht. Die Leinenhemden hatten ein mageres Kinderkörperchen eingehüllt, an der Brust hatte man die Rippen zählen können. Nun waren aus der schmalen Rippenbrust zwei runde feste Brüste geworden, weiß und schön, doch sie hatten nichts Keusches mehr an sich. Das konnte auch von der teuren Wäsche kommen. Voll Trauer dachte die Ärztin: es ist möglich, daß es schon Männer gibt, die diese Brust geküßt haben.

Dann hörte sie das Herz. Sie zählte die Schläge, dann zählte sie die Schläge nicht mehr. Sie schloß die Augen und sah das Herz, sah jeden Muskel, jede Ader und jede Herzkammer, aber was sie sehen wollte, konnte sie nicht sehen. Sie saß mit ihrem modernen Instrument und allen Kenntnissen ihrer Wissenschaft vor dem Herzen ihres Kindes und konnte nicht erkennen, ob es ein gutes oder ein böses Herz war.

Sie faßte das Mädchen an den Oberarmen; die Arme waren noch kindhaft dünn, der Rücken glatt und seidig wie bei einem jungen Tier. Die Frau strich mit der Hand darüber, und sie spürte, wie das Mädchen erschauerte. Bis es, eben mit abgewandtem Gesicht, sagte:

„Wenn man von seiner Mutter verlassen worden ist, kann man doch nicht sagen, daß man noch eine Mutter hat, nicht wahr?“

Die Ärztin ließ die Hände sinken. „Das kommt darauf an. Es kann ja Gründe geben . . .“

„Nein!“

Langsam wandte sich die Frau wieder zum Schreibtisch, so langsam, daß die Enttäuschung in ihr niederfallen konnte und nicht mehr auf ihrem Gesicht zu sehen war. Es war töricht, enttäuscht zu sein, aber die Enttäuschung fragte nicht danach, sie war da und ließ das längst Gewußte um einen schmerzlichen Grad deutlicher wissen: das ist Friedrichs Sieg.

Kein Wunder, dieser Sieg.

Er begann, als vor sechzehn Jahren der Zug aus der Bahnhofshalle fuhr, und zurück blieb ein großer, stattlicher Mann mit einem kleinen Mädchen an der Hand. Der Mann trug eine düstere schwarze Uniform und das Kind ein lichtweißes Pelzmäntelchen. Als das Kind weinen wollte, blickte der Mann es so streng an, daß sich die Tränen nicht hervorwagten.

Trotzdem sagte Christine Hoppenstedt jetzt: „Mein Vater war sehr gut.“

„So.“

„Er hat für alles gesorgt. Ich habe die Mutter überhaupt nicht vermißt.“

„So.“

„Ich hatte ein Kindermädchen und ein Dienstmädchen, ich durfte Auto fahren und reiten und Tennis spielen; ich hatte immer viele lustige Freunde.“

„So.“

„Mein Vater war ein großer Mann in unserer Stadt. Sie hätten die Trauerfeier miterleben sollen, die vielen Blumen und die hohen Gäste . . . Und seine Leute haben am Grabe Salut geschossen. Er war Oberst bei der Polizei.“

„Ach . . . Also wieder bei der Polizei.“ Seltsam starr und leblos wurde das Gesicht der Frau. „Da hatte er wieder eine schöne Uniform an und viele Menschenleben in der Hand.“ Plötzlich lachte sie auf, als sei ihr soeben erst der Vergleich aufgegangen: „Ich habe auch viele Menschenleben in der Hand.“

„Mein Vater hat immer wieder Ruhe und Ordnung in unserer Stadt hergestellt.“

„Ja. Dafür hat er nur manchmal mit einem Federstrich das Leben von Hunderten ausgelöscht.“

Erstaunt hob Christine Hoppenstedt die dichten Brauen. „Sie scheinen nicht zu wissen, wie schwer das bei uns drüben ist, für Ruhe und Ordnung zu sorgen. Es gibt viele Lumpen und Verräter und . . .“ Sie stockte einen Augenblick, blickte rasch auf die Mutter und sagte dann doch: „ . . . und Kommunisten.“

Ruhig schien die helle Lampe weiter, das Glas in den weißen Schränken blinkte wie immer, silbern und kühl blieben die Instrumente, und von der Straße herauf lärmte die Stadt. Mancher ging da unten, den hatte die Ärztin Dorothea Kranz wieder gesund gemacht, einige gab es, denen hatte sie im Gefängnis und im Konzentrationslager das Leben gerettet, und viele Menschen lebten, denen sie den Weg in ein menschlicheres Leben gewiesen hatte, in vielen Reden, an vielen Abenden, in rauchigen Versammlungen.

Jetzt wurden sie alle von der Ärztin nicht mehr geliebt. Während sie in der lastenden Stille saß, unter den unbarmherzigen Worten des Mädchens, schmolz der Frau das Leben zusammen zu einem sinnlosen Klumpen. Klar blieb dabei nur: während sie sich um Tausende gemüht hatte, war ihr Kind Fleisch von ihrem Fleisch und Geist von des Mannes Geist geworden.

Und sie erschrak, denn sie glaubte sich in dieser Stunde fähig, die Tausende gegen Eine zu tauschen.

Die Tausende waren von ihr fortgegangen, waren doch Fremde geblieben, aber die eine hätte ganz zu ihr gehört. Die eine würde jetzt nicht mit verächtlichem Gesicht auf sie blicken, sondern drüben in dem einsamen Zimmer auf sie warten, würde ihre warme, weiche Wange an sie schmiegen und sagen: Schön, daß du endlich kommst, Mutter.

Während sich der Schmerz tiefer in die Frau wühlte, hob sie den Kopf höher, das hatte sie sich in den vergangenen Jahren so angewöhnt. Ihre Augen wurden glasklar und suchend, das war der Moment, in dem andere Menschen beteten. Danach kam die Entschlossenheit wieder, die immer über sie kam, wenn das Leben anderer Menschen von ihrem Handeln abhing.

Sie stand auf und zog ihren weißen Kittel aus. In dem schlichten blauen Kostüm und der hellen Bluse sah sie noch mütterlicher aus, so unauffällig, sich selbst so wenig betonend.

Das Mädchen fand es erstaunlich, daß ihr schöner, eleganter Vater diese Frau niemals ganz vergessen hatte. Auf seinem Schreibtisch hatte bis zuletzt eine Zeitung gelegen, in der die Frau abgebildet war, während sie auf einem Friedenskongreß sprach. Christine Hoppenstedt erzählte jetzt davon. Diese Mutter sollte wissen, wie der Vater ihr die Treue gehalten hatte, trotz allem. War er nicht ein wunderbarer Mensch?

Die Ärztin blieb darauf stumm, sie öffnete die Tür zum Nebenzimmer und sagte: „Wenn Sie wollen, erzähle ich Ihnen, wie es kommen kann, daß man einen solchen Mann verlassen muß.“

War es der nüchterne Ton oder der durchdringende glasklare Blick, oder was war es, weshalb Christine Hoppenstedt auf dem Weg zur Tür stehenbleiben mußte? Das Gesichtlein unter dem Haarhelm wurde bleicher, und die schmalen Augen weiteten sich angstvoll. Ihre Kehle schnürte sich zu, sie griff mit der Hand danach und stammelte gepreßt: „Nein – lieber nicht.“

Doch sie ging mit in das Wohnzimmer. Dieses Zimmer überraschte. Es war reich mit Polstermöbeln und Teppichen, mit Kissen und Wandbehängen ausgestattet; alles schien von der Sehnsucht nach Wärme und Weichheit zusammengetragen.

Die Ärztin ging zu einem Schrank und kramte etwas aus einem entfernten Winkel hervor. Bilder. Ein Männerkopf, schmal, gut geschnitten, mit einem lebenswürdigen Lächeln um die Augen und einem leichtsinnigen Mund; ein Kindergesicht, rund, weich, großäugig, langlockig, engelsköpfig; und ein Mann und eine Frau, die Frau war viel kleiner als der Mann, er legte liebevoll beschützend den Arm um sie, und sie blickten einander voll großer Zärtlichkeit an.

Die Bilder lagen auf dem kleinen Tisch. Mutter und Kind saßen davor, und der lebenswürdig lächelnde Mann war nicht mehr tot.

Dorothea Kranz deutete auf das Bild mit dem Mann und der Frau. „Man sieht, daß die beiden einander lieben, nicht wahr?“

„Ja.“

„Sie waren auch sehr glücklich. Er hatte gerade eine Stellung bekommen, bei der Polizei, das war 1932, und sie gab ihr Medizinstudium auf, denn er wollte eine Frau haben, die nur für ihn da war. Sie wollte auch nur für ihn da sein.“

Lebhaft fuhr das Mädchen dazwischen: „Ich habe auch einen Verlobten, der will auch, daß ich nur für ihn da bin.“ Sie sprach von ihrem Verlobten so, wie alle sehr jungen Mädchen sprechen; als ob es eine große Tat sei, bereits einen Verlobten zu haben.

Es schien, als sei die Ärztin davon nicht weiter beeindruckt, vielleicht war sie auch zu sehr in der Erinnerung versunken. Sie saß auf dem Rand ihres Sessels und blickte auf die Bilder:

„Den beiden ging es gut, der Mann wurde schnell befördert, er wurde Offizier, denn er war sehr fähig. Er schlug mit großer Umsicht Streiks und Demonstrationen von Arbeitern nieder. Einmal fragte die Frau ihn: ‚Und wenn nun die Arbeiter recht haben?‘ Da nahm er sie in die Arme und beruhigte sie: ‚Das Recht hat immer zwei Seiten, am besten, man denkt nicht darüber nach und kämpft für *das* Recht auf *der* Seite, auf der man gerade steht.‘ Die Frau ließ sich damit beruhigen. Sie bekam einen Pelzmantel und schöne Kleider, sie durfte Auto fahren und reiten und Tennis spielen, und sie war sehr angesehen.“

Später wurde er dadurch ausgezeichnet, daß er in die SS Hitlers eintreten durfte. Dort wurde er noch schneller befördert. Er wurde Kommandant einer Wachmannschaft in einem Konzentrationslager. Mit den Häftlingen hatte er nicht viel zu tun, er mußte nur ab und zu einen Befehl unterschreiben, wenn Leute aus seiner Mannschaft gebraucht wurden, die einige Häftlinge erschießen sollten.

Als seine Frau darüber erschrak, beruhigte er sie wieder: „Das ist nötig für die Ruhe und die Ordnung in unserem Staat. Wenn Deutschland leben will, müssen die sterben. Das sind alles Lumpen und Verräter, Juden und Kommunisten.“

Die Frau aber freute sich nun nicht mehr über die schöne Dienstwohnung. Die Wohnung lag weitab vom Lager, nur manchmal zogen unter dem Fenster die Häftlingskolonnen vorüber. In endlosen Reihen, schwarz und weiß gestreift, schleppten sie sich vorüber. Niemals konnte es in einem Land so viele Lumpen und Verräter geben. Wenn einer umfiel, wurde er erschossen. Das taten die Leute aus der Mannschaft des Mannes. Der Mann sagte: ‚Ich hab’ das auch nicht gern, wir bleiben nur ein Jahr hier, bis du dein Auto hast.‘

Da merkte die Frau, daß sie kein Auto mehr haben wollte.

Einmal, sie führte ihr dreijähriges Mädchen spazieren, sprach sie mit einem weiblichen Häftling. Die Gefangene hatte erloschene Augen, aber wenn sie das Kind ansah, glomm darin ein unheimlicher Haß auf, und plötzlich rollten aus dem Haßglimmen zwei große Tränen hervor. Das war, als entspränge Wasser aus einem glühenden Stein. Die Gefangene strich dem Kind über die Locken und flüsterte: „Du kleiner Engel, sie werden einen Teufel aus dir machen, und du wirst mich auspeitschen lassen.“ Sie war Lehrerin gewesen und hatte verlassene jüdische Kinder in ihrer Wohnung verborgen. Sie hatte die Kinder ernährt und versorgt, weiter hatte sie nichts verbochen.“

In ihrem Sessel, klein und zusammengesunken, fuhr sich Christine Hoppenstedt über das Haar, als könnte sie damit das Streicheln der Gefangenen auslöschen. Heiser sagte sie: „Wer weiß, ob das alles wahr ist.“

Die Frau blickte das Mädchen fest und fordernd an und sprach sehr langsam weiter:

„Wenn ich dich ansah, mußte ich an die verlassenen jüdischen Kinder denken, wenn ich die Liebe zu dir fühlte, mußte ich den Schmerz der fortgerissenen jüdischen Mütter daneben fühlen, und ich mußte nun wissen, ob ich wollte oder nicht, daß es nur ein Menschenrecht gibt, und daß wir im Unrecht lebten.

Ich beschwor den Mann, mit mir fortzugehen. Er sagte, das gehe nicht mehr, er würde sofort als Verräter betrachtet. Dann solle er mit mir fliehen, ich war zu allem bereit, um aus der entsetzlichen Schuld zu kommen. Er ging nicht darauf ein, denn er wollte nicht mehr. Er war schon vergiftet; der Rausch, Herr über Leben und Tod zu sein, hatte ihn vergiftet. Nachts wenn er sich über mich beugte, war mir, als spürte ich in seinem Atem Blutgeruch, und in den Küssen waren nicht mehr die Blumen und die Wolken, die Sonne und die Bäume, Tiere und Kinder und alles, was lebt, in den Küssen war der Tod. Als der Mann mir Zärtliches zuflüsterte, sagte ich: ‚Sprich lauter, damit ich die Schreie nicht höre.‘ Es war aber ganz ruhig. Ich flehte: ‚Schrei doch, daß ich die Flüche nicht höre.‘ Es war aber kein Laut zu vernehmen. Da schrie ich: ‚Hörst du nicht die entsetzlichen Anklagen? Die unschuldig Toten klagen dich an. Oh, sie werden alle, alle eines Tages wieder vor dir stehen, in deiner Sterbestunde werden sie alle von dir Rechenschaft fordern.‘ Er riet mir, in Zukunft Schlaftabletten zu nehmen.

Das war unsere letzte Umarmung.“

Entsetzt starrte das Mädchen auf die Mutter, leise flehend: „Hören Sie auf, bitte hören Sie auf.“ Sie sagte nicht mehr: Wer weiß, ob das alles wahr ist. Sie sah vor sich wieder das Gesicht des Vaters, in seiner letzten Atem-

not von furchtbarer Angst verzerrt: da waren sie ihm also erschienen -- die Toten. Sein Fluch hatte nicht der Mutter gegolten. Wem dann?

In die aufgerissenen Gedanken hinein tönte wieder die ruhige, beinahe unbeteiligte Stimme der Ärztin:

„Ich bin dann fortgegangen. Es blieb mir keine Wahl. Das ist das Sonderbare in unserer Welt, wer in seinem Innersten von dem erloschenen, haßglühenden und gleichzeitig weinenden Blick gequälter und unterdrückter Menschen getroffen ist, der muß mit ihnen gehen, bis in die Freiheit. Das ist das Sonderbare in unserer Welt, vielleicht besteht sie bloß deshalb noch.

Ich bin gegangen, um die Wunden zu heilen, die der Mann schlug.“

„Und warum hast du . . .“ Das Mädchen erschrak und stockte, wiederholte aber: „. . . hast du mich nicht mitgenommen?“

„Es gab für mich keinen Richter. Sollte ich den Nazigerichten meine Not ins Gesicht rufen? Ich wurde als ehr- und pflichtvergessene Frau geschieden. Einer solchen Frau sprach man kein Kind zu.“

Lange blieb es im Zimmer sehr still. Irgendwo schlug eine Uhr. Ein Kind weinte, jemand sang, auf der Straße hupten Autos; in Kliniken wurden Kinder geboren; auf Wiesen sprangen Fohlen um die Stuten; zitternde Schaflämmer krochen an das dicke Mutterfell.

Und lastend über dieser Welt das Ungeheuer, das sich von zerstörter Liebe nährt.

Ein erschrocken hervorgebrachtes Du stand zwischen der Mutter und ihrem Kind, doch es war zu schwach und starb wieder. Die beiden kamen nicht aufeinander zu, sie umarmten einander nicht, sie blieben steif und stumm und einander fern.

Das blasse Gesicht des Mädchens war leer geworden, der Haß und der Hochmut waren weg, aber auch die wilde Zärtlichkeit, die bei jedem Gedanken an den Vater darin gewesen war. Eine öde Hülle aus Haut und Fleisch war das kleine Gesicht geworden.

Mit dem metallisch harten Aufklappen ihrer Tasche zerriß das Mädchen die Stille. Sie begann sich zu pudern. Unter dem Puder blieb die Leere.

Die Ärztin stand auf, sie war ruhig, sie wußte, daß sie nun dem Kind den größten Liebesdienst erwiesen hatte. Sie blickte zum Fenster hinaus in die sternenlose Nacht, als sie fragte: „Was werden Sie nun tun?“ In ihrer Frage war ein Schimmer Hoffnung.

Wieder hartes und metallisches Zuklappen der Tasche. Christine Hoppenstedt erhob sich auch.

„Ich habe ja noch meinen Verlobten. Ich werde heiraten. Er ist meinem Vater ähnlich, auch so groß und schlank und schön; genauso tüchtig. Er wird jetzt sein Nachfolger im Amt werden.“

„Nein!“ Jäh fuhr die ruhige Frau herum. Sie sah aus, als blicke sie in einen fürchterlichen Abgrund. „Das kann nicht sein! Sag, daß es nicht wahr ist!“

„Doch. Es ist das beste für mich, da braucht sich nichts in meinem Leben zu ändern. Ich kann sogar in unserer schönen Dienstwohnung bleiben.“

„Und der Mann wird schnell befördert werden, weil er mit großer Umsicht die Demonstrationen der Arbeiter niederschlägt, weil er nicht nach dem Recht fragt . . . Und er wird dich verwöhnen, und du wirst ein gutes Leben haben . . . Und eines Tages . . . wird er vielleicht wieder . . . Kommandant . . .“

„Schweigen Sie! Seien Sie doch still. Genügt es Ihnen noch nicht, daß Sie mir den Vater genommen haben? Schweigen Sie! Meinen Verlobten will ich behalten! Schweigen Sie doch!“

Dorothea Kranz schwieg schon lange, sie sah nicht mehr, daß das kleine Gesicht wieder krampfhaft böse geworden war, sie hatte die Augen mit den Händen bedeckt; als sie wieder aufblickte, war sie allein.

Schwerfällig ging sie in das Sprechzimmer. Auf dem Schreibtisch lag ein Rezept für Christine Hoppenstedt. Sie zerriß es. Die Schnipsel verbrannte sie. Dabei dachte sie: warum gerade ich? Viele Stunden dachte sie: warum gerade ich? Gestern den Mann, heute das Kind, und noch nicht genug.

Sie fror, nicht nur vor Einsamkeit. Die Kälte kam von dem Unerbittlichen. Was blieb ihr nun noch zu tun?

Sie griff nach ihrem Buch und trug die Patienten ein, die am Tage besucht werden mußten. Als der Morgen graute, klingelte es. Ein Mann stand draußen, noch in Arbeitskleidern, verbraucht von der Nachtschicht; zu Hause hatte er eine verzweifelte Frau und das Kind noch kränker ange troffen, es bekam keine Luft mehr. Würde die Ärztin mitkommen?

Natürlich. Beinahe erleichtert nahm Dorothea Kranz ihre Tasche. Während er hastig vom Verlauf der Krankheit berichtete, nahm sie sein gutes, einfaches Gesicht in sich auf, es war von Arbeit müde und angstgepeinigt – und sie war dazu bestimmt, die Angst von diesem Gesicht zu nehmen. Sie lächelte ihm zu.

„Ob das Kind zu retten sein wird?“ fragte er bang.

„Ich denke schon, von der Krankheit schon. Daß die Menschen es Ihnen nicht wieder wegnehmen, dafür müssen Sie dann selber sorgen.“

Der Mann blickte scheu auf die Ärztin, er verstand nicht gleich.

Einige Wochen später erhielt Dorothea Kranz einen krakligen, konfuse n Brief von Christine Hoppenstedt. Das Mädchen schrieb: „Ich weiß nun nicht, was mit mir werden soll. Ich bin ganz allein in einem fremden Zimmer. Ich hatte meinen Verlobten gebeten, sich einen anderen Beruf zu

suchen, er hat mich nur ausgelacht, da bin ich gegangen. Ich werde etwas lernen. Aber ich bin unglücklich. Alles kommt mir so verändert vor. Warum bin ich zu Ihnen gegangen? Es war vorher viel schöner auf der Welt. Aber mir blieb keine Wahl. Vielleicht komme ich einmal wieder zu Ihnen. Jetzt weiß ich nicht, ob ich Sie segnen oder verfluchen soll.“

Die Frau zerknüllte den Brief und glättete ihn wieder, die Schriftzüge verschwammen vor ihren Augen. Sie flüsterte:

„Meinetwegen verfluch mich – aber komm wieder.“

Werner Lindemann

KAUFT CHRYSANTHEMEN . . .

An einer Straße in West-Berlin

*Goldne Chrysanthemen
spielen mit dem kalten Winde –
einer dunklen Mauernische
sonderbares Angebinde.*

*Goldne Chrysanthemen
lächeln Pelz und Seide an.
Pelz und Seide gehn vorüber,
Chrysantheme fängt zu welken an.*

*Goldne Chrysanthemen
nicken müde übern Straßenrand.
Hinter welken Blüten zittert
eine alte, graue Hand.*

ER NTE

*Der rote Sommer
liegt gemäht,
ein bäumender Rumpf
in der Sonne.*

*Auf bräunenden
Wolkenbergen, umglänzt
und umdunkelt vom Meer,
binden und türmen
die Schnitterinnen
noch unter der Flugspreu
sausender Sterne
die wehrenden Leiber
der Garben.*

*Bis
ein erdschwerer Schlaf
seiner Lider
über die Insel senkt.*

*Durch kreisende Nächte
und Tage sang,
den Saum der Gestade anrührend,
ein metallenes Lied:
und Korn rann in stürzender Flut
ohn Ende.*

*Sabt ihr,
wie glutreifen Sommers voll,
schwankend und euterschwer,
die Säcke
in die Scheuer einzogen?*

*Seufzende Erde!
Das Lächeln stand Wochen*

*am Himmel,
im Windlosen schwebend ein Drachen
von Gold.*

*

*In den verwünschten Gärten
der Insel, von alterndem Stein
gehütet und vielem Erinnern, die Ulmen
wurzeln ihr Sonnenrauschen
der Erde ein, für den Tag,
der eisblank
wird wachsen und kahl
über das Firmament,
wenn Rost schon und Nässe
fressen des Lichtes letzten
verglimmenden Halm.*

*Wie Stundenschlag dumpf
fallen
die frühroten Birnen des Jahrs
ins Echolose der Räume.
Und am Rand des Wegs
die stilleren Bäume wandern
langsam den Hang hinauf:
Kronenmassen, dunkel
und trüchtig vom Licht
des säumenden Mittags.*

*Zu ihren Füßen,
den Stoppelgrund kebrend,
flattert der schwarze Hunger
des Himmels: der Doblen
ewignächtliche Wolken. Doch
im gräsernen Tal
zwischen die lichtstarren Schlangen
der Siebeln.*

*Dem schweigenden Hirten
folgen die stäubenden Hügel nach,
braunlockig und
mit Hunderten Hufen.
Ihn kümmert nicht,
daß rings der Blitze*

*gespaltene Zungen schnellen
ins erblindende Meer.*

*Mit seinen Vergangenheiten,
die um ihn weben den Mantel
der Stille, er wandert,
den sinnenden
Bäumen gleich; im Rücken
schon Abschiedssang
einer einsamen Sense, die
am Steilrand des Himmels noch
den salzweißen Klippen
singt. Denn groß
ist der Friede geworden.*

*O Spiel der Uferschwalben
im sinkenden Tag.
Schilftraum der Hütten.
Dunkelnde Sonnen am Zaun.
Und ein Kind
greift ins Flimmern der Wasser,
die unerreichbar sind. Und
hält einen Strahl
der stürzenden Sonne
in Händen.*

*Dünner reifen die Stunden
der Erde schon
unter dem fernhin
ziehenden Kranichruf.
Und vor der Kate des Fischers:
vom Atem
des Meeres verbrannt
knistern die schwärzlichen Blätter
des Sommers.*

x

*Dunkles Wehen der Netze.
Nur der Nachtvogel schreit.
Und durch den Traum der Magd*

*ergießt aus rund-
brüstigem Himmel sich
die sternhafte Milch der Nacht,
wenn durch die Scheibe ihrer Kammer
glasigen Auges
der weiße Widderkopf blickt
des Septembermonds.*

*Und ihre Hände, die sehnenden, fühlen
im Schlaf
den atmenden Berg
des Mannes, da über ihr
im Schattengebälk
die heimliche Grille lockt
und ein Flüstern;
Samenbüsche und Dunkel
aus fließenden Räumen
das Korn der Stille säen.*

HERBST DER MEERE

*Mit grünen Himmeln brach
die Kälte ein:
Erdnacktes Wehren
im Geschling der Fluten!
So fehlgeboren und
erdverwaist
sank alles Licht ins Meer:
Den weiten wimperlosen Blick
geschlossen. Und
überm schwarzen Schaume stand
einsamer Dornenring
der abgestreiften Tage.*

*Nun
nichts denn
des Todes webendes Gelock
und oben stets
und unsichtbar im Nichts*

*das greise Räderwerk der Sterne.
Wie es aus Uferlosem schweigt:
o du zerfetzte
letzte Helle
eines Wolkenrands und dann
die Nacht mit hohlem Flügel
fabrend. Im Buschwerk blutete,
verschmäht von Vogelflug und Wind,
des Himmels altes Wanderherz
zugrunde. Du späte Zeit,
o Schattenspur auf Sand
und Schläfenbein!*

*Wann reißt des Mondes
messerweiße Schneide
sekundenhell
die Insel aus dem Ausgelöschten,
daß silbern flüstern
„Hütten Gräser“ deine Lippen?
Wo schwarze Algen nachtwärts schwammen,
uns ist am Ufer nur
das Salzskelett
der Steine.*

*Gen Morgen aber brüllet noch
im Nebelgrund
ein Horn und krümmt
die Furcht am Wege
bleiche riesenhafte Schnecken,
bis fern, gebrochnen Auges,
glimmt ein fabler Tag,
vergessen stehn
der Wälder schwarze dünne Fahnen.*

NOVEMBER

*Schatten und Vogelzug:
wie sinkt dir das Jahr!*

*Dunkelndes Treiben von Wolken
und Schwärmen, die den Himmel
verwirren, blieb deiner Hand.
Am Weg die rissige Rinde.*

*Wer küßt die Schläfen
des Schnitters im Schlaf,
der mit den Sichelmonden gespielt,
seinen silbernen Schlangen?*

*Glanzlos am alten Gebälk
hängen sie nun,
die feurigen Glanzes
den großen Sommer gemäht.*

*Nebel zerbrochen
mit traumloser Hand
die letzten
Blumen des Sommers.*

*Kalt wie die Lippe des Teichs
ist das steinerne Zifferblatt
an der Mauer, das keine
Stunde mehr zeigt.*

*Stoppelwind wirft nur
Staub aus dem Staub
ins hohle
Antlitz der Nacht.*

*Hört ihr ihn fallen
am Rand des toten Gestirns,
wo Steine nicht wachsen
noch die Meerdistel zischt?*

*Leer ist, von Dunkel gefegt,
die schwarze Tenne der Sterne.
Der Mund des Lichts
verschloß sich der Welt.*

*Schatten und Vogelzug.
Vergängliches. Spätes.*

Wie sinkt dir das Jahr!

ELEGIE

Winterleere der Welt.

*Des Himmels Totenauge starrte
auf das Sterben der Fische
im Meer. Und
da nicht aufsah
die toten Flüsse und Weiber,
eine Träne von Eis
aus dem Dunkel der Sterne brach.*

*Aufschrieen
im zersplitterten Rohr
die wilden Schwäne
nach der Sonne.*

*Über den Dächerbreiten der Nacht
bleichte die wächserne Blume
des Mondes. Heimlich
auf den verstummten Scheiben
keimten kalte leere Kristalle, daß
vor den Fenstern der Frühe,
vermummt und blind,
stand der Tag. Und weiße Wölfe,
die Schneewinde strichen
meerwärts mit aufgesträubtem Fell.
Sie fraßen
den starren Finger des Lichts
aus den Furchen.*

*Bangende Insel,
verloren, verwehte:
Wer hat den spärlichen Wein
deiner Himmel verschüttet?
Und wo
ist die scheue Spur, die singend
die Flosse zog? Einzig
die rote Beere
am schwarzen Geripp
der Vogel vergaß, da ihn mitriß
die blutwarme Schwinge
des Schwarms
in ungekostete Weiten.*

*Wer die Fernen geliebt
– ihr leiblichen Golfe des Glücks –
geht unter nacktem Holz,
ein Fremder hier
und erloschenen Mundes:
Hier
alles ist Fläche und Tod,
und maßlos um das vereinsamte Schiff
spannte das Meer sein Erstarren.
Kein Segel naht
der zerbrochenen Flut,
das weiße Schweigen der Türme
des Eises zu streifen.*

*Nur der flatternde Busch
des Möwenhungers
blieb der Erdenkälte zurück,
und aufs Papier, das kaum
am Hang sich regt,
reißende Schnäbel stürzen.
Wetzend aber an Rinde und Stein,
sein Messer wird stechen
der Wind,
in den Harsch in den Sand
nach dem zuckenden Atem
des Tieres.*

*O bittere Bucht:
unter schwärzlichem Glas
trieben sie schwerelos,
die Schuppen voll Nacht
und die Flossen. Bis
aus dem Eistod brechend
scholl ein Riß durch die Welt:
Schmerzruf der Fische,
Wochen und Monde versargt,
nun ein heulender Spalt
im eisernen Ring
der Leere.*

*Wo, o hartes Glazial,
ist das Blut einer Sonne?
In all deinen Brunnen am Grund
zwischen erfrorenen Schlangen
nistet das Herz
der Kälte. Orion klammert
an lichtloser Fläche
und steigt und steigt.
Die Stirn des Hügels aber
lehnt weiter im eisigen Schlaf.
Vergessene schon, die wilden
Schwäne, verzweifelte, starben.
Unter Sternen klirrt
die weiße Wimper der Nacht.*

KUNST UND PROLETARIAT

Clara Zetkins Vortrag über „Kunst und Proletariat“, zuerst veröffentlicht 1911 im Verlag des Bildungsausschusses in Stuttgart, ist unseres Wissens seitdem nicht wieder publiziert worden. Wir freuen uns, daß wir unsere Leser mit dieser wertvollen Arbeit bekanntmachen können. Clara Zetkin, die Kämpfgefährtin Karl Liebknechts und Rosa Luxemburgs, hat später, nach der Oktoberrevolution, in vielen Gesprächen Lenins Ansichten über Fragen der Kunst erfahren und diese Äußerungen Lenins aufgezeichnet. Sie erlebte noch, wie ihre realistischen Voraussagen über die zukünftigen Beziehungen zwischen Kunst und Proletariat im ersten sozialistischen Land, in der Sowjetunion, Wirklichkeit wurden. Viele Feststellungen, die Clara Zetkin in ihrem Vortrag aussprach, besitzen auch heute noch prinzipielle Bedeutung und unmittelbaren praktischen Wert.

Es könnte ein Hohn dünken, zugleich von Kunst und Proletariat zu sprechen. Die Lebensbedingungen, welche die kapitalistische Gesellschaftsordnung ihren Lohnsklaven schafft, sind kunstfeindlich, ja kunstmörderisch. Kunstgenießen und noch mehr Kunstschaffen hat zur Voraussetzung einen Spielraum materieller und kultureller Bewegungsfreiheit, einen Überschuß materieller Güter, leiblicher, geistiger und sittlicher Kräfte über das Notwendige, das bloß Materielle hinaus. Aber materielle Not und damit auch Kulturarmut ist das Geschick der Ausgebeuteten und Beherrschten gewesen, seitdem Klassengegensätze die Gesellschaft zerklüften. Daher ist wiederholt die Frage aufgetaucht, ob die Kunst überhaupt eine sittliche, eine gesellschaftliche Berechtigung habe, ob die Kunst für die Menschheitsentwicklung fördernd oder hindernd sei.

Jean-Jacques Rousseau, der große philosophische Apostel der Rückkehr zur Natur, erklärte Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in seiner berühmten Abhandlung an die Akademie zu Dijon, die Kunst sei ein Luxus und führe zum sittlichen Verfall der Menschheit. In den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts prägte der philosophische Nihilismus in Rußland den Aus-

spruch, daß ein Schuhmacher von größerem Werte für die Gesellschaft sei als Raffael, denn der Schuhmacher leiste gesellschaftlich notwendige und unentbehrliche Arbeit, während Raffael Madonnenbilder gemalt habe, die man entbehren könne. Ähnliche, aber sozial vertiefte Gedankengänge wie die Rousseaus führten an der Schwelle des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts einen der größten Künstler, Leo Tolstoi, zu seiner Wertung der Kunst. Tolstoi verurteilt mit der ihn auszeichnenden unerbittlichen Logik nicht bloß die moderne Kunst im besonderen, sondern jede Kunst überhaupt, soweit sie als Vorrecht und Genuß der Besitzenden auftritt und Selbstzweck ist. Wie der jugendliche Schiller von der Auffassung ausging, daß die Bühne, das Schauspiel „eine moralische Anstalt“ sei, so endete der greise Tolstoi mit der Überzeugung, daß nur *die* Kunst eine Berechtigung habe, die bewußt das Ziel verfolgt, das gesamte Volk zu höherer Sittlichkeit emporzuheben. Und konsequent mit sich selbst läßt er seine eigene unsterbliche Kunst nur noch als Mittel zum Zwecke gelten, seine Ideen in die breitesten Bevölkerungskreise zu tragen und diese dadurch in seinem Sinne zu erziehen.

Den angeführten schiefen, paradoxalen Anschauungen ist eins gemeinsam. Sie stammen aus Übergangszeiten, wo eine alte gesellschaftliche Ordnung im Sterben liegt und neue Formen des sozialen Lebens sich emporzuringen beginnen. In diesen Zeiten trägt die Kunst auffällig das Gepräge einer Dienerin, ja das Brandmal einer Dirne der besitzenden und herrschenden Minderheit, erscheint sie vielfach nur als ein Luxus, eine Tändelei für diese und tritt daher mit ihrem Inhalt, ihrem Um und Auf in schroffen Gegensatz zu den Bedürfnissen und Anschauungen der emporstrebenden Klassen. Das gilt sowohl von der Zeit, da Rousseau seine Abhandlung geschrieben hat, als von der, wo der philosophische Nihilismus in Rußland in die Halme schoß, das gilt von heute, da Tolstoi mit den Gaben eines großen Künstlers und dem Fanatismus eines gewaltigen Sittenpredigers, der die Welt erneuern möchte, gegen die Kunst eiferte. Über den hervorstechenden Merkmalen des Verfalles auf der einen Seite werden in solchen Zeiten leicht die Zeichen des neu emporblühenden Lebens auf der anderen übersehen. Eines Lebens, das auch die Kunst aus ihrem Verfall erlöst und ihr neue Entwicklungsmöglichkeiten und einen neuen, gesunden, höheren Inhalt schafft. Denn im Leben der Völker, der Menschheit, läuft Absterben und Emporblühen parallel einher. Wenn der Tod alte Formen der Wirtschaft und der mit ihnen zusammenhängenden politischen, rechtlichen, künstlerischen Verhältnisse ergreift, so hat auch die Geburtsstunde neuer Formen angehoben. Als Jean-Jacques Rousseau sein Verdammungsurteil über die Kunst als eine Verderberin der Sitten fällte, holte die französische Philosophie – als Abglanz gewandelter wirtschaftlicher, sozialer Zustände –

zu den kühnen Gedankenflügen aus, die zwar nicht in einem Zeitalter klassischer Kunst ihren Höhepunkt fanden, wohl aber in einer klassischen Tat der Politik: in der großen französischen Revolution. Die sozialen Kämpfe dieser Zeit haben aber in entscheidender Weise die Weiterentwicklung der Kunst beeinflußt. In Frankreich selbst und nicht zum wenigsten in Deutschland. Hier führte die gleiche wirtschaftliche Entwicklung – der Vormarsch der kapitalistischen Produktion – nicht zur politischen Herrschaft der Bourgeoisie, dafür aber schlug diese ihre Emanzipationsschlacht auf dem Gebiet der Philosophie und Kunst, die sich zu wunderbarer Blüte entfalteten.

Aber nicht nur um des hervorgehobenen geschichtlichen Zusammenhanges willen muß Rousseaus und Tolstois Anschauung zurückgewiesen werden. Es ist eine Tatsache, daß die Kunst eine alte, urwüchsige geistige Lebensäußerung der Menschheit ist. Wie das Denken, ja vielleicht noch früher als das abstrakte Denken, hat sich der Drang nach künstlerischem Schaffen an der Tätigkeit, der Arbeit des primitiven Menschen entwickelt, und zwar an der gesellschaftlichen Arbeit. Kaum daß der Mensch sich von der Tierheit loszulösen beginnt, daß geistiges Leben in ihm die Augen aufschlägt, regt sich in ihm der künstlerische Schöpfungsdrang und läßt eine ganz einfache, rohe Kunst entstehen. Davon erzählen vorgeschichtliche Funde, die uns die Höhlenzeichnungen der steinzeitlichen Elefanten- und Renntierjäger kennen lehrten. Das bestätigt uns die Völkerkunde, die uns Tanz, Musik, Poesie wie bildliche und plastische Darstellungen als Ausdruck urwüchsigen Kunstsinns zeigt. Die Buschmänner und andere wilde Völkerstämme haben eine elementare Kunstbetätigung. Ehe sich ihre Fähigkeit zum abstrakten Denken entwickelte, haben sie Ausdrucksmittel der sinnlichen Darstellung für Geschautes und Empfundenes gefunden.

Kein Wunder daher, daß leidenschaftliches Begehren nach künstlerischem Genießen und Schaffen zu allen Zeiten in den fronenden und beherrschten Gesellschaftsschichten lebendig gewesen ist. Auch darin hat das Feuer jenes prometheusischen Trotzes geleuchtet, der allen knechtenden Gewalten zuruft: „Ihr könnt mich doch nicht töten!“ So sind aus den breitesten Volksmassen heraus der Kunst wieder und wieder verständnisvolle Jünger und Mehrer ihrer Schätze erwachsen. Aber eines müssen wir dabei festhalten. Solange die beherrschten Klassen sich ihres Gegensatzes zu den Herrschenden nicht klar bewußt sind, nicht danach trachten, ihn aufzuheben, können sie auch für die Kunst keine neuen gesellschaftlichen Entwicklungsmöglichkeiten, keinen neuen, weitreichenden Inhalt schaffen. Ihr künstlerisches Sehnen wird mit der Kunst ihrer Herren genährt, und die Kunst ihrer Herren ist es, die ihr leidenschaftlicher, künstlerischer Schöpfungsdrang bereichert. *Erst wenn die Beherrschten als emporstrebende, rebellierende*

Klasse einen eigenen geistigen Lebensinhalt bekommen; erst wenn sie kämpfen, um drückende soziale, politische, geistige Fesseln zu sprengen: erst dann wird ihr Einfluß auf das künstlerische Kulturerbe der Menschheit zu einem selbständigen und dabei wirklich fruchtbaren, zu einem entscheidenden. Ihr Anteil daran geht nicht bloß in die Breite, sondern in die Tiefe, er treibt neuen, weiteren Horizonten entgegen. Immer wieder sind es aus Knechtschaft zur Freiheit drängende Massen, die die Kunstentwicklung aufwärts und vorwärts tragen, aus denen die Kraft erwächst, Perioden des Stillstandes, ja des Verfalles der Kunst zu überwinden. Diese allgemeinen Zusammenhänge treffen auch für das Verhältnis des Proletariats zur Kunst zu. Sie irren, die im proletarischen Klassenkampf nur das Begehren nach Füllung des Magens sehen. Dieses weltgeschichtliche Ringen geht um das ganze Kulturerbe der Menschheit, es geht um die Möglichkeit der Entfaltung und Betätigung vollen Menschentums für alle. Das Proletariat kann als Klasse nicht an den Toren der kapitalistischen Trutzburg rütteln, es kann nicht aus der Nacht und Not der Fabriken empordrängen, ohne sich mit seinem eigenen Kunstsehnen und der Kunst unserer Zeit auseinanderzusetzen.

Wie findet das Proletariat die Kunst? Hat die Kunst die Freiheit, die eine Vorbedingung ihres Blühens und Reifens ist? Wir hören es gelegentlich, aber dem ist nicht so. Als sich im Schoße der feudalen Ordnung die bürgerliche Gesellschaft entwickelte, setzte auch der Kampf der Künstler für ihre Freiheit, für die Freiheit der Kunst ein. Die Geschichte zeigt uns, wie schwer und zähe die Künstler gerungen haben, um sich aus den Fesseln des zünftigen Handwerkes zu lösen, um aber auch die Sklavenketten zu brechen, die sie an den Adel und die weltlichen wie geistlichen Fürsten banden und ihr Schaffen zu einem höfischen Lakaiendienst herabdrückten. Die Künstler haben gesiegt, ihr Erfolg war ein Teil des Triumphes der bürgerlichen Gesellschaft, die sich auch in ihrem Streben angekündigt hatte. Die Kunst wurde zu einem sogenannten „liberalen Beruf“.

Aber was besagt das in einer Ordnung der kapitalistischen Warenproduktion, die der wirtschaftliche Mutterboden der bürgerlichen Gesellschaft ist? Nichts anderes, als daß auch die Kunst den ehernen Gesetzen eben dieser Warenproduktion untertan ist. Die Grundlage der kapitalistischen Warenproduktion ist die Unfreiheit der menschlichen Arbeit. Solange die menschliche Arbeit überhaupt unfrei ist, bleibt, wie die Handarbeit, so auch die Kopfarbeit geknechtet, müssen Wissenschaft und Kunst unfrei bleiben. Neben dem Proletarier mit schwielenharter Faust trägt der forschende Gelehrte, der schaffende Künstler das Joch der kapitalistischen Ordnung. Die Kunst geht nach Brot, muß nach Brot gehen, weil der Künstler leben will. Um zu leben, ist er gezwungen, zu verkaufen, was sein Genius ihm zu schaffen befahl. Die Ordnung des Kapitalismus kennt nur käufliche und

verkäufliche Waren. Ware wird auch in ihr, was die Kunst gestaltet. Wie Kleiderstoffe und Kaffee muß die künstlerische Ware ihren Markt erobern. Wer ist es, der ihn beherrscht? Nicht der kleine Kreis der Kunstverständigen und Kunstgenießenden, nein, die Unkultur und Halbkultur, der Luxus, das Zerstreuungs- und Betäubungsbedürfnis eines „zahlungsfähigen Pöbels“, um diesen groben Ausdruck zu gebrauchen.

Dieser harte Tatbestand bricht den hohen Idealismus so manches Künstlers, der in faustischem Drange Himmel und Erde in seine Werke bannen wollte, der gierig nach goldenen Schätzen der Kunst grub und sich schließlich damit begnügte, die Regenwürmer einer angesehenen und einträglichen Stellung in der Gesellschaft zu finden. Das Leben zertritt unendlich viele von denen, für welche die Kunst „die hohe, die himmlische Göttin“ bleibt und nicht zur „milchenden Kuh“ herabgewürdigt wird, die sie mit Butter versorgt. Nur die ganz Starken, die warten können, wahren sich die Freiheit, künstlerisch auszusprechen, was ein Gott zu sagen ihnen gegeben. Und was ist das Los derer, die sich den Forderungen des Marktes beugen und den Tageserfolg einheimsen? Sie erliegen der handwerksmäßigen Schablone oder der Sklaverei der Tagessensation. Die Unrast des kapitalistischen Kunstmarktes, der Stachel der Konkurrenz treibt vorwärts, zerstört die äußeren und inneren Vorbedingungen für das Ausreifen großzügiger Werke. Die bildenden Künstler produzieren in fieberhafter Hast für die großen Warenbasare ihrer Kunst, Ausstellungen genannt; der Komponist schafft ebenso den „Clou“ der neuen Saison, der Schriftsteller hetzt sich ab für den Weihnachtsmarkt. Der Künstler geht in dem betriebsamen Industriellen und Händler mit künstlerischen Waren unter, sein künstlerisches Kapital ist bald vertan, aus einem Mehrer wird ein Fälscher der Kulturwerte. In den aufgezeigten Zusammenhängen ist mit der Grund dafür zu suchen, weshalb in unserer Zeit die Kunstströmungen einander so rasch ablösen, die „berühmten“ künstlerischen Tagesgrößen außerordentlich rasch verbraucht sind. Was heute als höchste Offenbarung künstlerischen Genies in die Wolken gehoben wurde, ist in höchstens zehn Jahren vergessen und hat nur noch historisches Interesse. Eine andere charakteristische Erscheinung macht sich breit. Die aufgezeigten Verhältnisse zeitigen eine Afterkunst. Der Kapitalismus erzeugt das sie ausbeutende Unternehmertum, die ausgebeuteten Kräfte, die zum Teil von dem künstlerischen Lumpenproletariat gestellt werden, das ein ureigenes Kind der heutigen Ordnung ist, und er schafft schließlich das kaufende Publikum von unten wie oben. Zu den Erscheinungen dieser Afterkunst gehören die Tingeltangel, sehr viele Varietés, die pornographischen Erzeugnisse der Literatur und Graphik, aber auch ebenso die dynastischen und patriotischen Denkmäler auf Abzahlung.

Es drängt sich die Frage auf: Könnte nicht der heutige Staat als größter Auftraggeber die Kunst aus ihrer Misere emporheben? Er kann es nicht, denn er ist der Staat der besitzenden und herrschenden Minderheit und nicht der Ausdruck eines einheitlichen Volksganzen und Volkswillens. Auch er ist untertan den Gesetzen der kapitalistischen Ordnung, deren Geschöpf er ist. Dieser Umstand ist entscheidender für sein Verhältnis zur Kunst, als die Launen und Liebhabereien eines Monarchen sein können. Bei uns in Deutschland wird der Tatbestand verdunkelt durch die künstlerische Selbstherrlichkeit Wilhelms II., der wir die Lauffschen Dramen verdanken, die Hohenzollerndenkmäler der steinernen Pappelallee und andere künstlerische Greuel und Scheuel . . . Was sich darin offenbart, ist aber im letzten Grunde nicht der gewaltige und zwingende Einfluß eines Monarchen, es ist die Abdankung der deutschen Bourgeoisie vor dem persönlichen Regiment auch auf dem Gebiet der Kunst.

Nur wenn sich die Arbeit vom Joche des Kapitalismus befreit, nur wenn damit die Klassengegensätze in der Gesellschaft aufgehoben werden, nimmt die Freiheit der Kunst Leben und Gestalt an, kann der künstlerische Genius frei die höchsten Flüge wagen. Vor der Sozialdemokratie hat das ein Berufener im Reiche der Kunst erkannt und verkündet: Richard Wagner. Seine Abhandlung „Kunst und Revolution“ bleibt ein klassisches Zeugnis dieser Auffassung. Dort heißt es: „Laßt uns aufsteigen von dem Elend des Handwerkertums mit seiner bleichen Geldseele zu dem freien künstlerischen Menschentum mit seiner strahlenden Weltseele; aus mühselig beladenen Tagelöhnern der Industrie wollen wir alle zu schönen, starken Menschen werden, denen die Welt gehört, als ein ewig unversiegbarer Quell des höchsten Genusses.“ Klar zeigte Wagner auf die Wurzel hin, aus der „das Elend des Handwerkertums“ emporwächst, die „Tagelöhnererei der Industrie“. Hören wir ihn: „Solange in einem Volke alle Menschen nicht gleich frei und glücklich sein können, müssen alle Menschen gleich Sklaven und gleich elend sein.“ Wagner antwortete auch unzweideutig auf die Frage, wie die gleiche Sklaverei für alle überwunden, wie ein freies künstlerisches Menschentum für alle erblühen könne. Er sagt: „Der Zweck der geschichtlichen Entwicklung ist der starke Mensch, ist der schöne Mensch: die Revolution gebe ihm die Stärke, die Kunst die Schönheit.“ Aus dieser Äußerung geht – nebenbei bemerkt – hervor, daß der schöne und starke Mensch, den Wagner ersehnte, nicht die vielberufene „Persönlichkeit“ des Individualismus ist, nicht die blonde Bestie des Übermenschen, sondern die harmonisch entfaltete Persönlichkeit, die sich mit dem Ganzen untrennbar verbunden, die sich als eins mit ihm fühlt. Die Revolution ist die Tat der Massen, und die höchste Kunst wird immer Ausdruck geistigen Massenlebens bleiben.

Wir wissen, daß die soziale Revolution, welche mit der Arbeit auch die Kunst befreit, das Werk des kämpfenden Proletariats sein muß. Aber das kämpfende Proletariat reicht der Kunst mehr als diese Zukunftsverheißung. Sein Ringen, das Bresche auf Bresche in die bürgerliche Ordnung legt, bahnt neuen künstlerischen Entwicklungsmöglichkeiten die Wege und verjüngt die Kunst durch einen neuen Gedankeninhalt, der über das geistige Leben der bürgerlichen Ordnung hinausreicht und künftiges Menschheitsleben ist. Der Inhalt des proletarischen Klassenkampfes erschöpft sich keineswegs in wirtschaftlichen und politischen Forderungen. Er ist auch der Träger einer neuen Weltanschauung, die ein einheitliches, in sich geschlossenes Ganzes bildet. Es ist die Weltanschauung des Sozialismus, wie sie sich auf den Ergebnissen der Naturwissenschaften und der Gesellschaftswissenschaften aufbaut, die – mit den Namen Darwin und Marx verknüpft – von der Philosophie zusammengefaßt werden. Diese Weltanschauung keimt und reift in Flammen und Wetter der Klassenkämpfe unserer Tage. Sie entwickelt sich in dem Maße, als der Kapitalismus die gesellschaftliche Wirtschaft umwälzt und der kommunistischen Ordnung freier Arbeiter entgegenreibt; in dem Maße, als sich damit soziale Einrichtungen wandeln, als das Empfinden, Denken, Wollen der Menschen revolutioniert wird. Am tiefsten muß die Psyche und die Gedankenwelt der Klasse umgepflügt werden, die durch ihre Lebensbedingungen in einen unversöhnlichen, dauernden Gegensatz zu der geltenden Wirtschaftsordnung und ihrem ideologischen Überbau gerät: diese Klasse ist das Proletariat. Sein Denken und Begehren schreckt nicht dem der Bourgeoisie gleich vor den Schranken der bürgerlichen Gesellschaft zurück, umgekehrt, es strebt über diese, Schranken hinaus, es weiß, daß es sie zertrümmern muß. Daher nimmt die kämpfende Arbeiterklasse vorurteilslos und kühn die Konsequenzen aller Forschungsergebnisse auf. Je bewußter und kraftvoller ihr Kampf wider die kapitalistische Ordnung wird, um so schärfer tritt auch ihr geistiger Lebensinhalt in Gegensatz zu dem geistigen Leben der bürgerlichen Welt. Der proletarische Klassenkampf wird zum Träger neuer geistiger und sittlicher Ideale, ein neues eigenes kulturelles Leben beginnt unter den Enterbten emporzublühen. Der starke Pulsschlag dieses Lebens läßt die Sehnsucht nach künstlerischem Genießen und Gestalten ihre Flügel ausbreiten. Geschieht das, so ist es aber der eigene höchste historische Wesensinhalt seiner Klasse, den der Proletarier künstlerisch umgeformt nachempfinden, den er künstlerisch selbst erschaffen will.

Das Proletariat sehnt sich nach Kunstwerken, denen die sozialistische Weltanschauung Seele und Sprache verleiht. Damit gerät es in Gegensatz zu der bürgerlichen Kunst unserer Tage. Diese ist nicht die gesunde, entwicklungsfrohe Kunst einer jugendfrischen Klasse, die um ihre ganze

Freiheit kämpft und sich damit als Trägerin der höchsten Menschheitsideale empfindet. Es ist die Kunst einer herrschenden Klasse, die sich auf dem absteigenden Ast ihrer geschichtlichen Entwicklung bewegt, einer Klasse, die den Boden ihrer Macht unter vulkanischen Kräften erzittern fühlt. So wird unsere zeitgenössische bürgerliche Kunst aus einer Stimmung der Götterdämmerung heraus geboren. Der Naturalismus, der die Kunst zu ihrem ewigen Urquell, der Natur, zurückführen wollte, der im Zusammenhang damit auch gedanklich als Gesellschaftskritik Wertvolles geleistet hat, ist zur flachen, leeren Kopie der Wirklichkeit herabgesunken. Er gibt nur Wirklichkeit ohne große zusammenhängende Ideen. Der Idealismus unserer Zeit hinwiederum sucht seinen geistigen Inhalt in den kleinbürgerlichen Ideen der „Heimatkunst“ und, wo er sich weitere Horizonte steckt, in der Abkehr von der Gesellschaft und der Gegenwart. Er flüchtet in die Vergangenheit oder jenseits der Wolken und verfällt als religiöser, ja frömmelnder Neumystizismus, als Neuromantik usw. Kurz, er gibt Ideen ohne Wirklichkeit. Woher sollte auch die bürgerliche Kunst die Vereinigung von Idee und Wirklichkeit nehmen? In der Welt des geschichtlichen Seins der bürgerlichen Klassen klappt heute Idee und Wirklichkeit weit auseinander. Daher ist Anschauung und Stimmung dieser Klassen pessimistisch. Grober, kleinlicher Materialismus bei den einen, mystische Weltflucht bei den anderen wird zur Signatur der Zeit und damit der Kunst. Wie könnte solcher Inhalt der Kunst das Proletariat befriedigen? Es muß seinem ganzen historischen Sein nach optimistisch empfinden und denken. Hoffnungsfreudig jauchzen ihm die treibenden Kräfte im Wirtschaftsleben von dem Nahen einer neuen Zeit, von der Stunde der Erlösung, verheißungstark spricht sein eigenes geistiges Leben davon. Hier ist eine Vereinigung von Idee und Wirklichkeit, wie sie heute nur durch die Ideologie der Massen geschaffen werden kann, die sich die höchsten Ziele setzen. Die Idee: der Sozialismus, der erhabenste Freiheitsgedanke, den die Menschheit je geträumt. Die Wirklichkeit: eine Klasse, die sich in reifer Erkenntnis und stahlhartem Willen anschickt zur gewaltigsten Tat, die die Geschichte kennt: „die Welt zu verändern, statt sie anders zu interpretieren“, um mit Marx zu reden.

Aus diesem Zusammenhang der Dinge heraus erwächst dem Proletariat das leidenschaftliche Bedürfnis nach einer Kunst, deren Inhalt Geist vom Geiste des Sozialismus ist. Tendenzkunst also, so schallt es uns entgegen. Wohl gar „politische“ Kunst. „Politisch Lied ein garstig Lied.“ Das Proletariat hat dieses Gerede nicht zu fürchten. Sein Vater ist letzten Endes weniger der Wunsch, die ausgebeuteten Massen zu künstlerisch genießenden zu erziehen, als vielmehr der andere, sie als geistig Bevormundete im Banne der bürgerlichen Ideenwelt zu halten. Wo die Religion versagt, soll

die Kunst helfen. Nicht die „Tendenz“ überhaupt tut man im Namen der Kunst in Acht und Bann, nur *die* „Tendenz“, welche der „Tendenz“ der herrschenden Klassen widerstreitet. Übrigens ist die Geschichte da, um das Verfehmungsurteil gegen die „Tendenz“ in der Kunst Lügen zu strafen. Gewaltige, großzügige Kunstwerke aus allen Zeiten sind erfüllt vom Glut- hauch der Tendenz. Was anders denn ist die Tendenz, als Idee? Kunst ohne Idee aber wird zur Künstelei, zum künstlerischen Formelkram. Nicht die Idee, nicht die Tendenz schändet das Kunstwerk und entweiht es. Umgekehrt, sie soll und kann künstlerische Werte schaffen und steigern. Verderblich wird die Tendenz der Kunst nur dann, wenn sie äußerlich roh aufgepfropft wird, wenn sie mit künstlerisch unzulänglichen Mitteln redet. Wo dagegen die Idee von innen heraus mit künstlerisch reifen Darstellungsmitteln schöpferisch wird, zeugt sie Unsterbliches. So kann nicht bloß, so muß das Proletariat, statt jede künstlerische Modenarrheit der bürgerlichen Welt mitzumachen, auch seine eigenen Wege gehen, damit die Kunst aus dieser Zeiten Not neuen, höheren Inhalt gewinnt.

Im Proletariat selbst mehren sich die Zeichen, daß es als aufstrebende Klasse nicht bloß kunstgenießend sein will, sondern auch kunstschöpferisch. Das beweisen vor allem die Arbeitersänger und Arbeiterdichter. Die Welt bürgerlicher Kunstfreunde und Kunstverständiger, die über die primitiven künstlerischen Erzeugnisse grauer Vorzeit und wilder Völkerschaften als über Offenbarungen des Menschheitsgenius in Ekstase gerät, hat im allgemeinen nur Hohn oder Mitleid für das, was Proletarier oft mit noch-unbeholfener Hand, aber mit heißer, zuckender Seele zu gestalten versuchen. Es fehlen ihr die Organe für das richtige Erfassen und Werten dieser Kunst von „Primitiven“, deren Schöpfungen Symptome sind, mit denen sich eine Weltwende ankündigt, die eine Renaissance der Kunst in ihrem Schoße trägt. Eine solche Renaissance erfolgt ebenso wenig künstlerisch als sozial aus dem Nichts. Sie knüpft an Vorausgegangenes, Vorhandenes an. Aber die Kunst einer ins Licht der Kultur emporsteigenden Klasse kann ihre Anknüpfungspunkte und ihre Vorbilder nicht von der Kunst einer geschichtlich verfallenden Klasse nehmen. Das bestätigt die Geschichte der Kunst. *Jede emporstrebende Klasse sucht ihre künstlerischen Vorbilder auf den Höhepunkten der früheren Entwicklung.* Die Renaissance knüpfte an die Kunst Griechenlands und Roms an, die deutsche klassische Kunst an die Antike und die Renaissance. Bei aller Würdigung der künstlerischen Anregungen und Ausdrucksmittel, um welche die zeitgenössischen Kunstströmungen das künstlerische Erbe bereichern, wird darum die Kunst der Zukunft für ihre Wegweiser über sie hinweg zur klassischen Kunst des Bürgertums greifen. Der Sozialismus ist die konsequente Weiterentwicklung und Umbildung des weltbürgerlichen Liberalismus, der ihr geistiger Gehalt war.

Seine Kunst – um so zu reden – wird auch die Fortbildung der großen, klassischen, bürgerlichen Kunst sein, die das Geschöpf dieses liberalen Gedankens gewesen ist. Ist es nicht reichstes, lebendigstes, künstlerisches Sein, das uns grüßt aus Goethes Osterspaziergang, in dem die Sehnsucht nach dem Heraus aus den drückenden Schranken der feudalen Gesellschaft eine künstlerisch vollendete Verklärung gefunden hat? Aus Schillers wonnetrunkenem Weltverbrüderungsruf: „Seid umschlungen, Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt!“ Aus dem ungeheuren Jubel einer befreiten Menschheit in Beethovens neunter Symphonie, der elementar, riesenhaft in dem Chor durchbricht: „Freude, schöner Götterfunken!“

Friedrich Engels hat das stolze Wort gesprochen, daß die deutsche Arbeiterklasse die Erbin der klassischen Philosophie ist. Sie wird in dem aufgezeigten Sinne auch die Erbin der klassischen Kunst ihres Landes sein. Es ist ein weiter Weg, den sie noch zu gehen hat, ehe sie dieser ihrer geschichtlichen Aufgabe ganz gerecht werden kann. Eine Tatsache unter vielen läßt das erkennen. Die Räume, die das Heim des kämpfenden Proletariats sein sollen, in denen sich ein wichtiger Teil seines geschichtlichen Lebens abspielt, die den Zwecken seiner Organisation dienen und seine Versammlungen aufnehmen, diese Häuser sind nicht aus seiner sozialistischen Weltanschauung heraus künstlerisch gestaltet. Unsere Gewerkschafts-, Volks- und Geschäftshäuser unterscheiden sich in ihrem Stil – Stil als äußere Form inneren Lebens gefaßt – in nichts von irgendwelchen bürgerlichen Geschäfts- oder Verkehrshäusern. Die innere künstlerische Beziehung zu dem Inhalt des Lebens, das in ihnen pulsiert, wird wahrhaftig nicht dadurch geschaffen, daß ein oder der andere Raum mit einer frostigen Allegorie der Freiheit usw. geschmückt wird. Kurz, das geistige Leben der Arbeiterklasse hat bis jetzt noch nicht den geringsten Ausdruck in der architektonischen Formensprache gefunden. Das Proletariat selbst aber hat den Gegensatz, das Mißverhältnis zwischen dieser und seinem eigenen inneren Sein noch nicht einmal so stark und bewußt empfunden, daß sein künstlerisches Bedürfnis einen bestimmenden Einfluß zu üben begönne. *Gewiß: die Baukunst ist die höchste und schwierigste aller Künste, aber sie ist auch die sozialste von allen, der stärkste Ausdruck eines Gemeinschaftslebens.* Mandenke an die gotischen Kirchen, in denen das höchste geistige Sein der zünftigen Stadtbevölkerung der feudalen Gesellschaft seinen künstlerischen Ausdruck gefunden hat.

Doch zurück zum Ausgangspunkt! Ist der Weg weit und unter der Ungunst der verfallenden bürgerlichen Gesellschaft besonders schwierig, den das Proletariat wandern muß, um im wahren Sinne der Erbe der klassischen Kunst zu werden, so ist es um so dringlicher, es auch für diese seine Mission zu rüsten. In diesem Sinne sucht auch der Bildungsausschuß

mit seinen bescheidenen Mitteln zu wirken. Es kann sich dabei nicht um blindes, kritikloses Anempfinden und Anbeten bürgerlicher Kunst handeln. Wohl aber gilt es, ein Kunstempfinden und Kunstverständnis zu wecken und zu pflegen, dessen feste Grundlage der Sozialismus als Weltanschauung ist, die gewaltige Ideologie des kämpfenden Proletariats und eines Tages der befreiten Menschheit. Seinen reichen schöpferischen Ausdruck wird freilich ein solches Kunstempfinden und Kunstverstehen innerhalb der Kerkermauern dieser kapitalistischen Ordnung nicht finden. Die heiß ersehnte Renaissance der Kunst – das ist meine persönliche Ansicht – ist erst jenseits ihrer möglich, auf jener Insel der Seligen, der sozialistischen Gesellschaft. Der geschichtliche Hammerschlag der sozialen Revolution wird auch in dieser Beziehung zur erlösenden Tat. –

Aristoteles hat den bekannten Ausspruch getan, daß die Sklaverei als Grundlage des höheren Lebens der Freien überflüssig sei, wenn die Weberschiffchen, die Mühlsteine sich von selbst bewegten. Diese Vorbedingung ist heute erfüllt. Das Maschinenzeitalter hat Sklaven aus Eisen und Stahl erstehen lassen, die menschlichen Winken gehorchen. Führen wir diese Sklaven, die heute dem Reichtum und der Kultur einer Minderheit dienen, aus dem Privatbesitz in das Eigentum der Gesellschaft über. Dann wird mit der Sicherheit des materiellen Lebens und kultureller Entwicklungsmöglichkeit für alle auch die Kunst aus einem Vorrecht verhältnismäßig weniger zu einem Gemeingut für alle. Sie kann dann nicht mehr herabgewürdigt werden zum leeren Sinnesrausch für grobe Genußmenschen, zur Tändelei für sich langweilende Müßiggänger, zum Narkotikum für weltflüchtige Schwächlinge. Sie wird zum höchsten Ausdruck der schöpferischen Kraft eines Volkes, zum klaren Springquell reinster Freude und Erhebung, zu einer gewaltigen erzieherischen Macht, die sich am einzelnen und an der Gesamtheit bewährt. Nicht in dem Sinne, daß jeder einzelne zum künstlerisch Schöpferischen wird, wohl aber insoweit, daß die Massen künstlerisch Verstehende und künstlerisch Genießende sein können. So wird die Kunst dazu helfen, daß das Wort des Ästhetikers Vischer seine Erfüllung findet, der über alle Künste die schöne Lebenskunst stellt. Der einzelne in seiner Persönlichkeit, in seiner Lebensbetätigung ein Kunstwerk, ein aus innerster Notwendigkeit sich gestaltendes, geschlossenes harmonisches Ganzes. *Das Zukunftsvolk der freien Arbeit wird das Volk der freien Kunst sein. Ihm werden die großen schöpferischen Gestalter nicht fehlen, die individuell künstlerisch erfassen und formen, was Gemeinschaftsempfinden, Gemeinschaftsdenken, Gemeinschaftswollen ist. Denn alle große Kunst lebt von dem geistigen Herzblut einer großen Gemeinschaft.*

DIE KUNST UND DIE REVOLUTION

Aus Richard Wagners Aufsatz „Die Kunst und die Revolution“ (1849), auf den Clara Zetkin sich in ihrem Vortrag „Kunst und Proletariat“ bezieht, geben wir im folgenden einen Auszug wieder. Bemerkenswert scheinen uns Wagners Einsichten in das kunstfeindliche Wesen des Kapitalismus, die mit dem idealistisch-utopischen Bestreben nach einer revolutionären Veränderung der kapitalistischen Verhältnisse verbunden sind.

Bei den Griechen war das vollendete, das dramatische Kunstwerk, der Inbegriff alles aus dem griechischen Wesen Darstellbaren; es war, im innigen Zusammenhange mit ihrer Geschichte, die Nation selbst, die sich bei der Aufführung des Kunstwerkes gegenüberstand, sich begriff, und im Verlaufe weniger Stunden zum eigenen, edelsten Genusse sich gleichsam selbst verzehrte. Jede Zerteilung dieses Genusses, jede Zersplitterung der in einem Punkt vereinigten Kräfte, jedes Auseinandergehen der Elemente nach verschiedenen besonderen Richtungen mußte diesem herrlich einen Kunstwerke, wie dem ähnlich beschaffenen Staate selbst, nur nachteilig sein, und deswegen durfte es nur fortblühen, nicht aber sich verändern. Somit war die Kunst konservativ, wie die edelsten Männer des griechischen Staates zu der gleichen Zeit konservativ waren, und Aischylos ist der bezeichnendste Ausdruck dieses Konservativismus: sein herrlichstes konservatives Kunstwerk ist die Oresteia, mit der er sich als Dichter dem jugendlichen Sophokles, wie als Staatsmann dem revolutionären Perikles zugleich entgegenstellte. Der Sieg des Sophokles, wie der des Perikles, war im Geiste der fortschreitenden Entwicklung der Menschheit; aber die Niederlage des Aischylos war der erste Schritt abwärts von der Höhe der griechischen Tragödie, der erste Moment der Auflösung des athenischen Staates.

Mit dem späteren Verfall der Tragödie hörte die Kunst immer mehr auf, der Ausdruck des öffentlichen Bewußtseins zu sein: das Drama löste sich in seine Bestandteile auf: Rhetorik, Bildhauerei, Malerei, Musik usw.

verließen den Reigen, in dem sie vereint sich bewegt hatten, um nun jede ihren Weg für sich zu gehen, sich selbständig, aber einsam, egoistisch fortzubilden. Und so war es bei der Wiedergeburt der Künste, daß wir zunächst auf diese vereinzelt griechischen Künste trafen, wie sie aus der Auflösung der Tragödie sich entwickelt hatten: das große griechische Gesamtkunstwerk durfte unserem verwilderten, an sich irren und zersplitterten Geiste nicht in seiner Fülle zuerst aufstoßen: denn wie hätten wir es verstehen sollen? Wohl aber wußten wir uns jene vereinzelt Kunsthandwerke zu eigen zu machen; denn als edle Handwerke, zu denen sie schon in der römisch-griechischen Welt herabgesunken waren, lagen sie unserem Geiste und Wesen nicht so ferne: der Zunft- und Handwerksgeist des neuen Bürgertums regte sich lebendig in den Städten; Fürsten und Vornehme gewannen es lieb, ihre Schlösser anmutiger bauen und verzieren, ihre Säle mit reizenderen Gemälden ausschmücken zu lassen, als es die rohe Kunst des Mittelalters vermocht hatte. Die Pfaffen bemächtigten sich der Rhetorik für die Kanzeln, der Musik für den Kirchenchor; und es arbeitete sich die neue Handwerkswelt tüchtig in die einzelnen Künste der Griechen hinein, so weit sie ihr verständlich und zweckmäßig erschienen.

Jede dieser einzelnen Künste, zum Genuß und zur Unterhaltung der Reichen üppig genährt und gepflegt, hat nun die Welt mit ihren Produkten reichlich erfüllt; große Geister haben in ihnen Entzückendes geleistet: die eigentliche wirkliche Kunst ist aber durch und seit der Renaissance noch nicht wiedergeboren worden; denn das vollendete Kunstwerk, der große, einige Ausdruck einer freien schönen Öffentlichkeit, das *Drama*, die *Tragödie*, ist – so große Tragiker auch hie und da gedichtet haben – noch nicht wiedergeboren, eben weil es nicht *wieder* geboren, sondern von neuem *geboren* werden muß.

Nur die große *Menschheitsrevolution*, deren Beginn die griechische Tragödie einst zertrümmerte, kann auch dieses Kunstwerk uns gewinnen; denn nur die Revolution kann aus ihrem tiefsten Grunde das von neuem, und schöner, edler, allgemeiner gebären, was sie dem konservativen Geiste einer früheren Periode schöner, aber beschränkter Bildung entriß und verschlang.

Aber eben die *Revolution*, nicht etwa die *Restauration*, kann uns jenes höchste Kunstwerk wiedergeben. Die Aufgabe, die wir vor uns haben, ist unendlich viel größer als die, welche bereits einmal gelöst worden ist. Umfaßte das griechische Kunstwerk den Geist einer schönen Nation, so soll das Kunstwerk der Zukunft den Geist der freien Menschheit über alle Schranken der Nationalitäten hinaus umfassen; das nationale Wesen in ihm darf nur ein Schmuck, ein Reiz individueller Mannigfaltigkeit, nicht eine hemmende Schranke sein. Etwas ganz anderes haben wir daher zu schaffen,

als etwa eben nur das Griechentum wiederherzustellen; gar wohl ist die törige Restauration eines Scheingriechentums im Kunstwerke versucht worden – was ist von Künstlern bisher auf Bestellung nicht versucht worden? Aber etwas anderes als wesenloses Gaukelspiel hat nie daraus hervorgehen können: es waren dies eben nur Kundgebungen desselben heuchlerischen Strebens, welches wir in unserer ganzen offiziellen Zivilisationsgeschichte immer im Ausweichen des einzig richtigen Strebens begriffen sehen, des Strebens der Natur.

Nein, wir wollen nicht wieder Griechen werden; denn was die Griechen nicht wußten, und weswegen sie eben zugrunde gehen mußten, das wissen *wir*. Gerade ihr Fall, dessen Ursache wir nach langem Elend und aus tiefstem allgemeinen Leiden heraus erkennen, zeigt uns deutlich, was wir werden müssen: er zeigt uns, daß wir *alle* Menschen lieben müssen, um uns selbst wieder lieben, um Freude an uns selbst wieder gewinnen zu können. Aus dem entehrenden Sklavenjoch des allgemeinen Handwerker-tums mit seiner bleichen Geldseele wollen wir uns zum freien künstlerischen Menschentum mit seiner strahlenden Weltseele aufschwingen; aus mühselig beladenen Tagelöhnern der Industrie wollen wir alle zu schönen, starken Menschen werden, denen die Welt gehört als ein ewig unversiegbarer Quell höchsten künstlerischen Genusses.

Zu diesem Ziele bedürfen wir der allgewaltigsten Kraft der Revolution: denn nur die Revolutionskraft ist die unsrige, die an das Ziel hindringt, an das Ziel, dessen Erreichung sie einzig dafür rechtfertigen kann, daß sie ihre erste Tätigkeit in der Zersplitterung der griechischen Tragödie, in der Auflösung des athenischen Staates ausübte.

Woher sollen wir nun aber diese Kraft schöpfen im Zustande tiefster Entkräftung? Woher die menschliche Stärke gegen den alles lähmenden Druck einer Zivilisation, welche den Menschen vollkommen verleugnet? Gegen den Übermut einer Kultur, welche den menschlichen Geist nur als Dampfkraft der Maschine verwendet? Woher das Licht zur Erleuchtung jenes herrschenden, grausamen Aberglaubens, daß jene Zivilisation, jene Kultur an sich mehr wert sei als der wirkliche lebendige Mensch? Daß der Mensch nur als Werkzeug jener gebietenden abstrakten Mächte Wert und Geltung habe, nicht an sich und als Mensch?

Wo der gelehrte Arzt kein Mittel mehr weiß, da wenden wir uns endlich verzweifelnd wieder an die *Natur*. Die Natur, und nur die Natur, kann auch die Entwirrung des großen Weltgeschickes allein vollbringen. Hat die Kultur, von dem Glauben des Christentums an die Verwerflichkeit der menschlichen Natur ausgehend, den Menschen verleugnet, so hat sie sich eben einen Feind erschaffen, der sie notwendig einst so weit vernichten muß, als der Mensch nicht in ihr Raum hat: denn dieser Feind ist eben die

ewig und einzig lebende Natur. Die Natur, die menschliche Natur wird den beiden Schwestern, Kultur und Zivilisation, das Gesetz verkündigen: „Soweit ich in euch enthalten bin, sollt ihr leben und blühen; soweit ich nicht in euch bin, sollt ihr aber sterben und verdorren!“

In dem menschenfeindlichen Fortschreiten der Kultur sehen wir jedenfalls dem glücklichen Erfolge entgegen, daß ihre Last und Beschränkung der Natur so riesenhaft anwachse, daß sie der zusammengepreßten unsterblichen Natur endlich die nötige Schnellkraft gibt, mit einem einzigen Rucke die ganze Last und Beengung weit von sich zu schleudern; und diese ganze Kulturanhäufung hätte somit die Natur nur ihre ungeheure Kraft erkennen gelehrt: die Bewegung dieser Kraft aber ist – die *Revolution*.

Wie äußert sich auf dem gegenwärtigen Standpunkte der sozialen Bewegung nun diese revolutionäre Kraft? Äußert sie sich nicht zunächst als der Trotz des Handwerkers auf das moralische Bewußtsein von seiner Arbeitsamkeit gegenüber der lasterhaften Trägheit oder unsittlichen Geschäftigkeit der Reichen? Will er nicht, wie aus Rache, das Prinzip der Arbeit zur einzig berechtigten Religion der Gesellschaft erheben? Den Reichen zwingen, gleich ihm zu arbeiten, um auch im Schweiß seines Angesichts sein tägliches Brot sich zu verdienen? Hätten wir nicht zu fürchten, daß die Ausführung dieses Zwanges, die Anerkennung jenes Prinzips gerade das menschenentwürdigende Handwerkertum endlich zur absoluten Weltmacht erheben und, um bei unserem Hauptgegenstande zu bleiben, die Kunst geradezu für alle Zeit unmöglich machen müßte?

In Wahrheit ist dies die Befürchtung manches redlichen Freundes der Kunst, sogar manches aufrichtigen Menschenfreundes, dem es um den Schutz des edleren Kernes unserer Zivilisation wirklich allein zu tun ist. Diese verkennen aber das eigentliche Wesen der großen sozialen Bewegung; sie beirren die zur Schau getragenen Theorien unserer doktrinären Sozialisten, welche mit dem gegenwärtigen Bestande unserer Gesellschaft unmögliche Verträge schließen wollten; sie täuscht der unmittelbare Ausdruck der Entrüstung des leidendsten Teiles unserer Gesellschaft, welcher in Wahrheit aber ein tieferer, edlerer Naturdrang zugrunde liegt, der Drang nach würdigem Genuß des Lebens, dessen materiellen Unterhalt der Mensch sich nicht mit dem Aufwande aller seiner Lebenskräfte mühselig mehr verdienen, sondern dessen er sich als Mensch erfreuen will: es ist somit, genau betrachtet, der Drang aus dem Handwerkertume heraus zum künstlerischen Menschentum, zur freien Menschenwürde.

Gerade an der Kunst ist es nun aber, diesem sozialen Drange seine edelste Bedeutung erkennen zu lassen, seine wahre Richtung ihm zu zeigen. Aus ihrem Zustande zivilisierter Barbarei kann die wahre Kunst sich nur auf den Schultern unserer großen sozialen Bewegung zu ihrer Würde erheben:

sie hat mit ihr ein gemeinschaftliches Ziel, und beide können es nur erreichen, wenn sie es gemeinschaftlich erkennen. Dieses Ziel ist *der starke und schöne Mensch*: die Revolution gebe ihm die *Stärke*, die Kunst die *Schönheit*!

Den Gang der sozialen Entwicklung, wie er die Geschichte durchschreiten wird, hier näher zu bezeichnen, kann weder unsere Aufgabe sein, noch dürfte überhaupt in diesem Bezüge ein doktrinärer Kalkül dem von aller Voraussetzung unabhängigen geschichtlichen Gebaren der gesellschaftlichen Natur des Menschen etwas vorzeichnen können. Nichts wird gemacht in der Geschichte, sondern alles macht sich selbst nach seiner inneren Notwendigkeit. Unmöglich kann aber der Zustand, in welchem dereinst die Bewegung als bei ihrem Ziele angekommen sein wird, ein anderer als ein dem gegenwärtigen geradezu entgegengesetzter sein, sonst wäre die ganze Geschichte ein kreisförmiges, unruhiges Durcheinander, keineswegs aber die notwendige Bewegung eines Stromes, welcher bei allen Biegungen, Abweichungen und Überschwemmungen dennoch immer in der Hauptrichtung sich ergießt.

In diesem künftigen Zustande nun dürfen wir die Menschen erkennen, wie sie sich von einem letzten Aberglauben, d. i. Verkennen der Natur, befreit haben, eben jenem Aberglauben, durch welchen der Mensch sich bisher nur als das Werkzeug zu einem Zwecke erblickte, der außer ihm selbst lag. Weiß der Mensch sich endlich selbst einzig und allein als Zweck seines Daseins, und begreift er, daß er diesen Selbstzweck am vollkommensten nur in der Gemeinschaft mit allen Menschen erreicht, so wird sein gesellschaftliches Glaubensbekenntnis nur in einer positiven Bestätigung jener Lehre Jesus' bestehen können, in welcher er ermahnte: „Sorget nicht, was werden wir essen, was werden wir trinken, noch auch, womit werden wir uns kleiden, denn dieses hat euch euer himmlischer Vater alles von selbst gegeben!“ Dieser himmlische Vater wird dann kein anderer sein als die soziale Vernunft der Menschheit, welche die Natur und ihre Fülle sich zum Wohle aller zu eigen macht. Eben daß die rein physische Erhaltung des Lebens bisher der Gegenstand der *Sorge*, und zwar der wirklichen, meist alle Geistesätigkeit lähmenden, Leib und Seele verzehrenden Sorge sein mußte, darin lag das Laster und der Fluch unserer geselligen Einrichtungen! Diese *Sorge* hat den Menschen schwach, knechtisch, stumpf und elend gemacht, zu einem Geschöpfe, das nicht lieben und nicht hassen kann, zu einem Bürger, der jeden Augenblick den letzten Rest seines freien Willens hingab, wenn nur diese *Sorge* ihm erleichtert werden konnte.

Hat die brüderliche Menschheit ein für allemal diese Sorge von sich abgeworfen, und sie – wie der Grieche dem Sklaven – der Maschine zugewiesen, diesem künstlichen Sklaven des freien, schöpferischen Menschen, dem er bis jetzt diente wie der Fetischanbeter dem von seinen eigenen

Händen verfertigten Götzen, so wird all sein befreiter Tätigkeitstrieb sich nur noch als künstlerischer Trieb kundgeben. In weit erhöhtem Maße werden wir so das griechische Lebenselement wiedergewinnen: was dem Griechen der Erfolg natürlicher Entwicklung war, wird uns das Ergebnis geschichtlichen Ringens sein; was ihm ein halb unbewußtes Geschenk war, wird uns als ein erkämpftes Wissen verbleiben, denn was die Menschheit in ihrer großen Gesamtheit wirklich *weiß*, das kann ihr nicht mehr ent-schwinden.

Was uns als der Zweck des Lebens erscheint, dafür erziehen wir uns und unsere Kinder. Zu Krieg und Jagd ward der Germane, zu Enthalt-samkeit und Demut der aufrichtige Christ, zu industriellem Erwerb, selbst durch Kunst und Wissenschaft, wird der moderne Staatsuntertan erzogen. Ist unserem zukünftigen freien Menschen der Gewinn des Lebens-unterhaltes nicht mehr der Zweck des Lebens, sondern ist durch einen tätig gewordenen neuen Glauben, oder besser: Wissen, der Gewinn des Lebensunterhaltes gegen eine ihm entsprechende natürliche Tätigkeit uns außer allem Zweifel gesetzt, kurz – ist die Industrie nicht mehr unsere Herrin, sondern unsere Dienerin, so werden wir den Zweck des Lebens in die Freude am Leben setzen, und zu dem wirklichsten Genusse dieser Freude unsere Kinder durch Erziehung fähig und tüchtig zu machen streben. Die Erziehung, von der Übung der Kraft, von der Pflege der körperlichen Schönheit ausgehend, wird schon aus ungestörter Liebe zu dem Kinde und aus Freude am Gedeihen seiner Schönheit, eine rein künstlerische werden, und jeder Mensch wird in irgendeinem Bezuge in Wahrheit Künstler sein. Die Verschiedenartigkeit der natürlichen Neigungen wird die mannigfachsten Künste, und in ihnen die mannigfachsten Rich-tungen zu einem ungeahnten Reichtume ausbilden; und wie das Wissen aller Menschen endlich in dem einen tätigen Wissen des freien, einigen Menschentums seinen religiösen Ausdruck finden wird, so werden alle diese reich entwickelten Künste ihren verständnisreichsten Vereinigungs-punkt im Drama, in der herrlichen Menschentragödie finden. Die Tragödien werden die Feste der Menschheit sein: in ihnen wird, losgelöst von jeder Konvention und Etikette, der freie, starke und schöne Mensch die Wonnen und Schmerzen seiner Liebe feiern, würdig und erhaben das große Liebesopfer seines Todes vollziehen.

Diese Kunst wird wieder *konservativ* sein; aber in Wahrheit und ihrer wirklichen Dauer- und Blütekraft wegen wird sie sich von selbst erhalten, nicht eines außer ihr liegenden Zweckes wegen bloß nach Erhaltung schreien, denn sehet: *diese Kunst geht nicht nach Gelde!*

BEIM LESEN VON HEINES „HARZREISE“

Heinrich Heines „Harzreise“, 1824 als literarische Frucht einer Fußwanderung geschrieben, dann 1826 erst in der Zeitschrift „Der Gesellschafter“ erschienen, schließlich im selben Jahre noch den ersten Teil der „Reisebilder“ eröffnend, ist eine in sich geschlossene Dichtung, auch wenn der Dichter selbst am Ende sagt, sie sei ein Fragment geblieben. Aber wir werden sehen, daß dies nicht im gebräuchlichen Sinn des Bruchstückhaften gemeint ist. Die „Harzreise“ ist nicht unabgeschlossen, sondern das gesellschaftskritische Thema, das sie dichterisch vorbringt, ist mit diesem einen epischen Werk nicht bewältigt.

Es handelt sich bei diesem Werk des jungen Heine keineswegs um eine journalistische Gelegenheitsarbeit. Zu solch oberflächlichem Urteil sind auch wohlwollende Kritiker durch die flüssige, gefällige Prosa, die oft improvisatorisch anmutende Leichtigkeit des Erzählens, die lebenssprühende Farbigkeit des Stils, die aphoristische Knappheit einiger Partien verführt worden. Aber alle diese gewiß auffallenden künstlerischen Züge erweisen sich bei näherem Zusehen als meisterlich angewandte Mittel einer tiefen dichterischen Absicht, als angemessener Ausdruck für einen sehr bestimmten und durchgehenden Sinngehalt.

Schon die eingestreuten Lieder (sechs an der Zahl, davon eines gleich als Auftakt, ein anderes ein großes dreiteiliges Gedicht) mahnen zur Vorsicht bei dem Versuch, das Werk zu klassifizieren. Diese lyrischen Einschübe rücken die „Harzreise“ in die Nähe der romantischen Novelle, etwa Eichendorffs. Es beginnt hier schon jenes ironische Doppelspiel, das Heines Dichten überhaupt in so hohem Maße kennzeichnet. Im Gewande romantischer Kunstmittel, im Ton romantischer Verse und Melodien gibt Heine überaus realistische Bilder. Er verschmäht weder Märchenmotive noch altertümliche Legenden, wenn sie dazu dienen, sein eigentliches Anliegen zu unterstreichen. Es ist wie so oft bei Heine: er hat das Janusgesicht des antiken Mimen und zeigt einmal seine komische, einmal seine tragische Seite. Eben noch hat er uns verschmitzt zugeblinzelt, nun ist er plötzlich

bitter ernst. Eben noch amüsierte uns sein geschliffener Witz, im nächsten Augenblick schlägt uns ein grimmiges Urteil in Bann. Eben noch scheint der Dichter nur geistvoll mit seinen Einfällen zu jonglieren, gleich darauf trifft er mit einem vernichtenden Wort einen Feind seiner Sache, über deren Gewichtigkeit er keinen Zweifel läßt. Wenn wir auch die „Harzreise“ insgesamt als eine epische Satire empfinden, die sich an einigen Stellen zu karikaturistischer Schärfe steigert, so ist doch oft die dichterische Aussage eine unmittelbare, flammende Anklage, ein unverhülltes Bekenntnis.

Man darf das Motto nicht übersehen, das Heine der „Harzreise“ voranstellt (unverständlich, daß auch heutige Ausgaben es noch einfach weglassen!): „Nichts ist dauernd als der Wechsel; nichts beständig als der Tod. Jeder Schlag des Herzens schlägt uns eine Wunde, und das Leben wäre ein ewiges Verbluten, wenn nicht die Dichtkunst wäre. Sie gewährt uns, was uns die Natur versagt: eine goldene Zeit, die nicht rostet, einen Frühling, der nicht abblüht, wolkenloses Glück und ewige Jugend.“ Dieser Ausspruch stammt nicht von Heine selbst, sondern merkwürdigerweise von Börne, den Heine später so kritisch sah. Das Motto zeigt, wie ernst es Heine war, als er die „Harzreise“ entwarf und gestaltete. Ausdrücklich spricht er von der Dichtkunst, die der gegebenen Natur neue Werte abliest. Der dichterische Sinn der „Harzreise“, das ist hier schon angedeutet, liegt in dem Bekenntnis zu einer neuen Zeit, in der „Glück und ewige Jugend“ herrschen.

Heines Bekenntnis und Heines Sache: Der dichterische Kern der „Harzreise“ ist zweifellos am sinnfälligsten in dem großen dreiteiligen Gedicht enthalten, das nicht umsonst gerade die Mitte der „Harzreise“ bildet – kompositorisch wie der Idee nach ein Meistergriff – denn was in die widerspruchsreiche Lebenstiefe reichen, was die Kompliziertheit eines gesellschaftlichen Zusammenhangs enthüllen soll, kann nicht oder jedenfalls nicht nur in aphoristischer Reflexion, in gedanklicher Direktheit ausgesagt werden. Vielmehr muß es, wenn es sich um eine *Dichtung* handelt, in durchgeformter Sinnbildlichkeit gefaßt sein, die in alle Einzelteile des künstlerischen Organismus ausstrahlt und dort in allen Spielarten, auch den leichtesten und lustigsten, variiert wird.

Der Dichter übernachtet in der Wohnung des Bruders eines Clausthaler Bergmanns, mit dem er sich angefreundet hat. Hier erlebt er, was das balladenhafte Gedicht schildert: in dieser Bergmannshütte unterhält er sich mit einem kleinen Mädchen. Alles scheint ein trauliches Idyll zu sein. Die Mutter spinnt, der Vater spielt auf der Zither und singt eine alte Weise dazu. Dann gehen die Eltern schlafen, und das Gespräch mit dem Kind, ganz in der Sprache und in den Bildern des Märchens geführt, gewinnt einen immer ernsteren Ton. Das Mädchen fürchtet sich vor Einsamkeit,

Kälte und bösen Geistern, der Besucher tröstet es mit kindertümlichen Vorstellungen, fällt dann aber in eine ganz unkindliche Vertraulichkeit, wie sie eigentlich nur zwischen Erwachsenen möglich ist, und bezweifelt, daß das Mädchen noch den alten Glauben an den dreieinigen Gott haben kann. Unmerklich gleitet das Gedicht nun aus der Gesprächssituation in ein Selbstbekenntnis des Dichters, und es bleibt offen, ob das, was er sagt, dem Kind verständlich wird. Heine spricht mit tiefsinniger Ironie von dem Glauben an den Heiligen Geist; aber es ist nicht mehr der Heilige Geist der kirchlichen Dogmen, sondern ein neuartiger Wundertäter:

*Er zerbrach die Zwingherrnburgen
Und zerbrach des Knechtes Joch.*

*Alte Todeswunden heilt er
Und erneut das alte Recht:
Alle Menschen, gleichgeboren,
Sind ein adliges Geschlecht.*

Dieser Heilige Geist, der böse Nebel und dunkle Hirngespinnste verscheucht, hat sich tausend Ritter erwählt und sie mit Mut beseelt. Der Dichter selbst bekennt, ein solcher Ritter vom Heiligen Geist des neuen Menschenadels zu sein. Hier haben wir, in neuen dichterischen Bildern wiederum Heines großes revolutionär-demokratisches Programm, sein humanes Kredo, das in lyrisch-balladenhafter Aussage die tragende Mitte, das ideologische Maß der „Harzreise“ bildet.

Der dritte Teil des Gedichtes scheint noch einmal die Szene in nächtlichen Märchenglanz einzuspinnen. Das in Armut und Hunger darbende Kind träumt von einem Schloß, das aus verzauberten Trümmern ersteht, wenn man nur das rechte Wort spricht. Heine hatte sicherlich Verse Eichendorffs in Erinnerung: „Denn die Welt hebt an zu klingen, triffst du nur das Zauberwort.“ Dieses also auch von der Romantik geliehene Märchenmotiv nimmt Heine auf: Ja, das rechte Wort sprechen, das würde die Welt erbeben lassen und sie verwandeln. In wunderbaren Versen läßt er einen frühlinghaften Blumenwald erblühen, in dem die elementare Lebensfreude aufbricht, die Hütte zum Schloß wird und alles der jungen Herrlichkeit des Dichters huldigt, der aus dem Märchenspuk erwachten Menschheit, die ihre schönsten Märchenträume verwirklicht.

In diesem poetischen Mittelpunkt der „Harzreise“ also setzt der Dichter die Maßstäbe für das, was er im realistischen Teil der Erzählung kritisiert. Was kritisiert er? Was ist das Ziel seiner Satire? Was widerspricht und was entspricht dem Maß, das mit dem Glaubensbekenntnis vom Menschheitsadel und von junger Lebensherrlichkeit gesetzt ist?

Die „Fabel“ der „Harzreise“ ist einfach: Der Dichter bricht von der Universitätsstadt Göttingen auf, trifft unterwegs auf Landstraßen und in Wirtshäusern allerlei Wandervolk, kommt über Osterode nach Clausthal, besucht dort die Bergwerke, wandert weiter nach Goslar, ersteigt den Brocken und wendet sich wieder abwärts ins Tal der Ilse, wo er noch den Ilsenstein erklettert.

Weil es Heine auch in der „Harzreise“ um die Herrlichkeit der Welt und um ein freiheitliches Menschentum zu tun war, hat er die Schönheit der deutschen Landschaft gepriesen und das Recht der Jugend verfochten. Das sind die immer wieder aufklingenden positiven Töne in seiner kleinen epischen Satire. Wo es sich um Natur und Jugend handelt, darf man auch einmal dem romantischen Zauber Raum geben. Der Wanderer schwärmt in Versen, die wieder an Eichendorff gemahnen:

*Steiget auf, ihr alten Träume!
Öffne dich, du Herzenstor!
Liederwonne, Wehmutsstränen
Strömen wunderbar hervor.*

*Durch die Tannen will ich schweifen,
Wo die muntre Quelle springt,
Wo die stolzen Hirsche wandeln,
Wo die liebe Drossel singt.*

*Auf die Berge will ich steigen,
Auf die schroffen Felsenhöhn,
Wo die grauen Schloßruinen
In dem Morgenlichte stehn.*

An anderer Stelle bemerkt Heine: „Wenn frohe Jugend und schöne Natur zusammenkommen, so freuen sie sich wechselseitig.“ So schwelgt der Dichter einmal in bunten Träumen, in denen ihm die Schönheitsgöttin erscheint. Er genießt die idyllische Natur eines Wiesentals, in dem Herden-glöckchen läuten: „Die mannigfaltig grünen Bäume wurden von der lieben Sonne goldig angestrahlt, und oben war die blauseidene Decke des Himmels so durchsichtig, daß man tief hineinschauen konnte bis ins Allerheiligste, wo die Engel zu den Füßen Gottes sitzen und in den Zügen seines Antlitzes den Generalbaß studieren.“ Das Bild verliert nichts von seiner farbigen Realität, wenn auch in heiterer Ironie die Sprache kindlicher Andacht gebraucht wird. Freudig zieht der Wanderer durch die morgendlich schauernden Wälder und hält Zwiesprache mit den rauschenden Tannen des Harzgebirges, die ihn so gut verstehen.

Einen Höhepunkt der Naturschilderungen bilden die Brockenbesteigung und der Abstieg ins Selke-, Bode- und Ilsetal. Heine läßt sich ganz vom Zauber einer romantisch gesehenen Naturwelt einfangen: „Allerliebste schossen die goldenen Sonnenlichter durch das dichte Tannengrün. Eine natürliche Treppe bildeten die Baumwurzeln. Überall schwellende Moosbänke; denn die Steine sind fußhoch von den schönsten Moosarten wie mit hellgrünen Sammetpolstern bewachsen. Liebliche Kühle und träumerisches Quellengemurmel. Hier und da sieht man, wie das Wasser unter den Steinen silberhell hinrieselt und die nackten Baumwurzeln und Fasern bespült. Wenn man sich nach solchem Treiben hinabbeugt, so belauscht man gleichsam die geheime Bildungsgeschichte der Pflanzen und das ruhige Herzklopfen des Berges.“

Die romantische Verpersönlichung der Natur geht noch weiter: „Die Bäume flüstern wie mit tausend Mädchenzungen, wie mit tausend Mädchenaugen schauen uns an die seltsamen Bergblumen, sie strecken nach uns aus die wundersamen breiten, drollig gezackten Blätter, spielend flimmern hin und her die lustigen Sonnenstrahlen, die sinnigen Kräutlein erzählen sich grüne Märchen, es ist alles wie verzaubert, es wird immer heimlicher und heimlicher, ein uralter Traum wird lebendig, die Geliebte erscheint – ach, daß sie so schnell wieder verschwindet!“ Hier schwingt Heines romantisch begeisterte Seele ganz ungehemmt aus. Mit feinsten Sprachkunst entfaltet er sein liebenswürdigstes Erzählertalent, wenn er der schönen Selke und der süßen Ilse huldigt. Wie gern nimmt er die alte Sage von der Prinzessin Ilse auf: „Ja, die Sage ist wahr, die Ilse ist eine Prinzessin, die lachend und blühend den Berg hinabläuft. Wie blinkt im Sonnenschein ihr weißes Schaumgewand! Wie flattern im Winde ihre silbernen Busenbänder! Wie funkeln und blitzen ihre Diamanten!“ Die Sage wird zum Ausdruck der unbeschwerten Naturfreude des Dichters, der dann noch die Ilse in entzückenden Märchenversen selbst sprechen läßt:

*Ich bin die Prinzessin Ilse
Und wohne im Ilsenstein.
Komm mit nach meinem Schlosse,
Wir wollen selig sein.*

*Dein Haupt will ich benetzen
Mit meiner klaren Well',
Du sollst deine Schmerzen vergessen,
Du sorgenkranker Gesell! . . .*

*Es bleiben tot die Toten
Und nur der Lebendige lebt;
Und ich bin schön und blühend,
Mein lachendes Herz bebt . . .*

Die so vermenschlicht gesehene Naturwelt gewährleistet ein kindhaft unmittelbares Verhältnis zu den elementaren Kräften. So erweisen Träume und Märchen ihren lebensteigernden Sinn. Sehr nachdenklich resümiert Heine: Aus demselben Grunde, aus dem wir in der „deutschen Märchenfabel“ das innere Leben der Naturgegenstände offenbart finden, die sonst so leicht dem modernen Menschen leblos erscheinen, „ist unser Leben in der Kindheit so unendlich bedeutend, in jener Zeit ist uns alles gleichwichtig, wir hören alles, wir sehen alles, bei allen Eindrücken ist Gleichmäßigkeit, statt daß wir später absichtlicher werden, uns mit dem einzelnen ausschließlicher beschäftigen, das klare Gold der Anschauung für das Papiergeld der Bücherdefinitionen mühsam einwechseln und an Lebensbreite gewinnen, was wir an Lebenstiefe verlieren.

Heine wendet sich nur gegen die falsche Romantik, gegen abstrakte Phantastereien und faden Phrasenschwall, wie sie ihm während eines Sonnenuntergangs auf dem Brocken begegnete. Die bürgerliche Kitsch-romantik bringt es zu dem gestelzten Ausruf: „Wie ist die Natur doch im allgemeinen so schön!“ Die Komik dieser Haltung und die dahinter verborgene gefährliche Hohlheit werden ebenso deutlich, wie das kaleidoskopartige Geschwätz, das schauerliche Kunterbunt in den Aussprüchen der halbgebildeten Salondamen deren lächerliche Geistesleere enthüllt.

Damit sind wir bei dem Kern der Heineschen Satire. Sie gilt vor allem dem deutschen Philistertum. In den rückschrittlichen deutschen Verhältnissen ist der Bürger seelisch-geistig verknüpelt. Als braver Untertan versinkt er in politische Gleichgültigkeit, duldet stumpf die Versklavung im halbfeudalen Regime und gerät höchstens in eine engstirnige Deutschtümelei. Der Philister existiert in vielerlei Gestalten. Er schreitet im akademischen Gewand mit altväterlicher Umständlichkeit einher, wie die von Heine geschilderten Göttinger Gepflogenheiten zeigen, für die besonders Orden und Titel charakteristisch sind. Mit pedantischer Gründlichkeit stellt der Gelehrte Untersuchungen über Nichtigkeiten an. Im Stil dieser Schriften will Heine eine Abhandlung über die Füße der Göttingerinnen anfertigen. Hier wird sein Witz besonders drastisch. Die Satire wird zur köstlichen Parodie, einer Form, in die auch der Traum von den endlosen Disputationen der Rechtsgelehrten gefaßt ist.

Der Philister existiert als „kreuzehrliche pudeldeutsche Natur“. Selbst ein Bergmann, der in ärmlichen Verhältnissen lebt, verkörpert eine Unter-

tanennatur, die nichts auf ihren guten Landesherrn kommen lassen will. Heine macht aus seinem Grimm darüber kein Hehl. Seine beißende Ironie wühlt uns noch heute auf: „Andere Völker mögen gewandter sein und witziger und ergötzlicher, aber keins ist so treu wie das treue deutsche Volk.“ Eine ganze Galerie von Philistern begegnet uns in der „Harzreise“, oft äußerst humorvoll charakterisiert. Dafür nur ein Beispiel: „Es war ein wohlgenährter Bürger von Goslar, ein glänzend wumpiges, dummkluges Gesicht; er sah aus, als habe er die Viehseuche erfunden.“ Am reichsten ist die Ausbeute an Philistern auf dem Brocken. Hier sind sie in ihrem richtigen Element, es wimmelt von Borniertheit, Überheblichkeit und falschem Patriotismus. Studenten erweisen sich als echte Deutsche darin, daß sie stark sind in Philosophie, Tabakrauchen und Geduld. Ein Gespräch über das Theaterwesen gibt Heine Gelegenheit, den lächerlichen Naturalismus zu bespötteln, der sich damals an einigen Bühnen breitmacht und pedantisch darauf besteht, daß die Illusion bis ins belanglose Detail gewahrt wird. Das deutschtümelnde Bardentum eines Dichterlings wird bloßgestellt, der sich gleich an ein Nationalheldengedicht zur Verherrlichung Hermanns und der Hermannsschlacht gewagt hat. Heine will damit zeigen, zu welchem gefährlichen Nationalismus es führt, wenn sich das Spießertum mit unzulänglichen Mitteln patriotischer Gegenstände bemächtigt. Auch die falsche Rührung, die sich gern in der Besäufnis einstellt, erhält einen treffenden Hieb, und die weltenschmerzliche Schwärmerei wird bis in die drastische Groteske der beiden betrunkenen Jünglinge im Kleiderschrank verfolgt, die den im Übermaß genossenen Rotwein von sich geben und in ihrem Delirium glauben, sich verbluten zu müssen. Die vielgepriesene alte Burschenherrlichkeit wird in ihrer ganzen abscheulichen Banalität und in ihrer schamlosen Anmaßung vorgeführt.

Der Gipfelpunkt der Satire auf den deutschen Philister wird erreicht, als uns der Dichter mit ebensoviel Vergnügen wie ehrlichem Zorn einen Blick ins Brockenbuch tun läßt. Wenn der Philistertroß poetisch wird, entstehen Greuel. Wenn die Spießbürger, die ja nur von modischer Neugier und Prahlucht auf den Brocken getrieben werden, ihre Namen einschreiben, so notieren sie in Ermangelung von Gedanken ihre falschen und halben Gefühle hinzu. Da blüht der Kitsch in grellsten Auswüchsen. Da enthüllt sich das scheinheilige Gehabe, die affektierte Hohlheit und die alberne Wichtigtuerei. Welche Abgeschmacktheiten in diesem nach Bier, Tabak und Käse riechenden Buch, „wo besonders hervorglänzen die Herren Akziseeinnnehmer mit ihren verschimmelten Hochgefühlen, die Kontorjünglinge mit ihren pathetischen Seelenergüssen, die altdeutschen Revolutionsdilettanten mit ihren Turngemeinplätzen, die Berliner Schullehrer mit ihren verunglückten Entzückungsphrasen“. Das kleine Gedicht, das Heine

kurz vorher einschleibt, zeigt demgegenüber, was echte Poesie ist, so heiter-ironisch es sich auch gibt.

Wir wiesen schon darauf hin, wie schonungslos Heine die phrasenhafte Mischung von Empfindsamkeit und Künstelei anprangert, mit der ein Philister eine Naturerscheinung aufnimmt. Mit gleicher Entschiedenheit glossiert der Dichter auch die krampfhaft pathetische, die den – auch sonst als recht überheblich charakterisierten – Schweizer den Kampf der Sonne mit den Nebeln im Bild einer barock-romantischen „Geisterschlacht“ schildern läßt. Ebenso wehrt Heine jene tödliche Nüchternheit ab, die das Naturgeschehen nur noch klassifiziert und registriert. So hatte er an anderer Stelle schon das banale Kriterium der Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit, nach dem man allzu gern die Natur betrachtet, ins Absurde übertrieben, um es in seiner Lächerlichkeit zu enthüllen. Einem, der von diesem Gedanken besessen ist, gibt Heine recht, ohne daß jener seine Ironie versteht, und fügt hinzu, „daß Gott das Rindvieh erschaffen, weil Fleischsuppen den Menschen stärken, daß er die Esel erschaffen, damit sie den Menschen zu Vergleichen dienen können, und daß er den Menschen selbst erschaffen, damit er Fleischsuppen essen und kein Esel sein soll“.

Die Gefahr eines lebensfremden Rationalismus hat Heine in der Episode vom Dr. Saul Ascher dargestellt. Dieser Herr demonstriert fortwährend die Vorzüge der Vernunft, die nach seiner Meinung das Gemüt völlig ausschließt und überflüssig macht. Aber Heine warnt: dies führt zu gänzlicher Abstraktion, in der das Leben erfriert: „Dieser Mann, tief in den Fünfzigern, war eine personifizierte gerade Linie. In seinem Streben nach dem Positiven hatte der arme Mann sich alles Herrliche aus dem Leben herausphilosophiert, alle Sonnenstrahlen, allen Glauben und alle Blumen, und es blieb ihm nichts übrig als das kalte positive Grab.“ Heine richtet damit seinen Angriff gegen die philosophische Richtung des Positivismus, deren später auch wirklich eingetretene mechanistische Erstarrung er voraussah. Heine will, daß die Vernunft fruchtbar wird. Er setzt sich immer für eine angewandte und lebenskräftige Vernunft ein.

Nach dem Hinweis auf den dichterischen Kern der „Harzreise“, auf den lebensbejahenden Ruf nach verjüngtem Menschentum, das die Herrlichkeit der Welt zu ergreifen vermag, noch ein Wort über Heines Besuch im Clausthaler Bergwerk und in der Siedlung der ausgebeuteten Bergarbeiter. Hier spricht der realistische Dichter mit hohem sozialkritischem Ernst. Gerade die Sachlichkeit seines Gerichtes macht diesen so eindrucksvoll. Heine schildert, wie er die Leitersprossen hinabsteigt, wie er an Balken und Seile stößt, „die in Bewegung sind, um die Tonnen mit geköpften Erzen oder das hervorgesinterte Wasser heraufzuwinden“. Er stellt sich vor, wie der Bergmann „mühsam mit dem Hammer die Erzstücke aus der Wand

herausklopft“. Er erschrickt vor dem Brausen und Sausen der Tiefe, vor dem unterirdischen Quellengeriesel, vor dem von allen Seiten herabtrieffenden Wasser, vor den qualmig aufsteigenden Erddünsten: „Wirklich, es war betäubend, das Atmen wurde mir schwer, und mit Mühe hielt ich mich an glitscherigen Leitersprossen.“ Dann sieht er die Bergleute mit ihren Grubenlichtern, die grüßend vorüberziehen, „und wie eine befreundet ruhige und doch zugleich quälend rätselhafte Erinnerung trafen mich mit ihren tiefsinnigen klaren Blicken die ernstfrommen, etwas blassen und vom Grubenlicht geheimnisvoll beleuchteten Gesichter dieser jungen und alten Männer, die in ihren dunkeln, einsamen Bergschächten den ganzen Tag gearbeitet hatten und sich jetzt hinaufsehnten nach dem lieben Tageslicht und nach den Augen von Weib und Kind“. Nichts weiter sagt Heine, und doch wird in diesem sachlichen Bericht die Anklage spürbar, die gegen eine Welt bürgerlicher Selbstsicherheit und Überheblichkeit gerichtet ist. Wie wenig wußten die von Heine so angeprangerten Philister von diesen einsamen Bergleuten, die ein so mühsames Tagewerk tief in der Erde vollbrachten!

Die Clausthaler Episode rundet so Heines „Harzreise“ zu einem vollendet großen und schönen Werk: einem dichterischen Lob deutscher Landschaft, einer glänzenden Satire auf das Spießbürgertum und die politische Reaktion und einem realistischen Bekenntnis zur Notwendigkeit einer menschenwürdigen Lebensordnung.

Friedrich Schlegel nannte den Geschichtsschreiber einen Propheten, der rückwärts schaue in die Vergangenheit – man könnte mit größerem Fug von dem Dichter sagen, daß er ein Geschichtsschreiber sei, dessen Auge hinausblicke in die Zukunft.

Heinrich Heine

ROMAIN ROLLAND IM JAHRE 1919

Zu seinem 10. Todestag am 30. Dezember 1954

Es ist schrecklich schwer für einen Intellektuellen, seine imaginären Schätze zu verleugnen: sehr viel leichter würde es ihm fallen, die wirklichen zu opfern, alles (das wenige) was er besitzt, selbst sein Leben. Aber seine Ideen? Es würde ihm scheinen, daß er mit ihnen all seine Daseinsberechtigung verloren hätte. In seinem Eigensinn, sie zu schützen, merkt er nicht, was er an die Brust drückt, und daß es weniger Ideen sind als Worte: die Nuß ist leer, er hält nichts als die Schale. Wo ist der Kern geblieben?“

So fragt Rolland im Vorwort zu seinem 1934 geschriebenen Rechenschaftsbericht über die Zeit von 1919 bis 1934.*

Hat uns der mutige Bekenner der Kriegsjahre Hochachtung eingeflößt, lieben wir ihn um seiner Wahrhaftigkeit, seines Mutes, seiner Unerschrockenheit willen, so flößt uns diese Periode schwerster innerer Kämpfe, in denen ein bürgerlicher Schriftsteller sich Stück für Stück seiner Illusionen entkleidet, in denen er täglich stirbt und täglich jünger und reicher wieder aufersteht, Ehrfurcht ein. Wir stehen vor dem fast einmaligen Phänomen einer täglichen Häutung, und jeder, der auch nur ein wenig Phantasie hat, kann sich vorstellen, wie nicht nur die Haut, sondern auch das Herz geblutet haben muß. Man wohnt warm in überkommenen Gedanken. Die Menschen legen sie nicht gern ab, sie haben Angst vor dem Fremden, dem Neuen. Rolland aber nimmt Goethes Imperativ auf: „Stirb und werde!“ Es wird ihm zum Leitwort, dem er im wörtlichsten Sinne nachlebt.

In ständigem Auf und Ab schreitet er „auf einem sich windenden Pfad“, auf einem „Spiralweg“ (ein Wort Renans an den Studenten Rolland, das dieser während des Krieges als Titel für einen seiner Aufsätze verwendet hat). Er geht eine Straße mit vielen Kreuzwegen. Seine Wißbegierde ist unersättlich, er blickt hierhin und dorthin, schreitet das Terrain nach allen Seiten ab, und dabei trotzdem ständig ein Stückchen vorwärts. Was er erkennt, wird

* „Quinze Ans de Combats“ („Fünfzehn Jahre Kampf“, deutsch nicht erschienen).

in Hunderten Aufsätzen, Artikeln, Aufrufen, Briefen niedergelegt und in seinen Büchern. Ein ungeheures Werk, eine unglaubliche Arbeitsleistung, dessen rein äußerliche Bewältigung leicht vergessen läßt, wieviel schwerer die innere gewesen ist.

Anfang des Jahres 1919 stirbt seine Mutter. Wir wissen, was sie ihm gewesen ist. Ihr dankt er die Liebe zur Musik, seine Aufrichtigkeit, seine Unbedingtheit. Während der Kriegsjahre hat sie mit ihm gelitten und gekämpft. Jetzt bleibt ihm – außer seinem Vater, der 1925 als Fünfundneunzigjähriger stirbt – nur seine treue Weggefährtin, seine Schwester Madeleine, seine „tapfere Schwester“, wie er sie nennt. Sie ist ihm Begleiterin auf vielen seiner Reisen, seine Dolmetscherin, und in den kommenden Jahren wird sie seine Mitarbeiterin bei seinen indischen Studien sein.

Es ist aber keine Zeit für private Trauer. Rolland siedelt wieder nach Paris über.

In jenen Tagen wurde Weltgeschichte gemacht, nicht nur in Sowjetrußland, sondern auch in Mitteleuropa, besonders in Deutschland. Auch dort war Revolution. Blich sie siegreich, war ein weiterer Schritt auf dem Wege zum Weltfrieden getan. Versagte sie, lag die Gefahr eines neuen Weltkrieges wie ein Alp über der Zukunft. Mit prophetischer Sicherheit erkannte Rolland die Alternative. Die Ermordung Karl Liebknechts und Rosa Luxemburgs wurde ihm zum Signal. Auf Grund von Unterlagen, die er der deutschen Zeitschrift „Die Republik“ entnahm, veröffentlichte er Mitte Februar 1919 in der „Humanité“ die Artikelserie „Blutiger Januar in Berlin“. Er gab eine minutiöse Beschreibung der schrecklichen Vorgänge, die er mit eigenen Worten einleitete und abschloß:

„... Es scheint, daß die französische Presse sich nicht genügend Rechenschaft ablegt über den tragischen Ernst dieser Januartage, nicht nur für die deutsche Revolution, sondern für den Weltfrieden. Die Entente-Regierungen und ihre bürgerliche Presse zeigen eine eigenartige Verblendung, so eigenartig, daß man sich fragt, ob sie nicht freiwillig ist. Die Furcht, von der sie besessen sind, daß der sozialistische Gedanke in Europa marschiert und künftig verwirklicht werden wird, läßt sie die Niederlage der Spartakisten mit Erleichterung begrüßen, ohne der politischen Gefahren zu achten, die ihr Verschwinden für die Entente bedeutet. Sie sind einzig mit den Interessen ihres kapitalistischen Eigentums beschäftigt, und die nehmen den Platz ein, den für sie, als Nationalisten, die Sorge um die Nation haben sollte.

Nachdem ich zwei Monate lang den Gang der Ereignisse in Deutschland aufmerksam verfolgt habe, bin ich der Ansicht, daß die konservative, militaristische und monarchistische Reaktion mit Riesenschritten voranschreitet, und mit ihr breiten sich Nationalhaß und Revancheideen fieberhaft aus. Und

ich rufe euch zu: „Alarm!“ Ihr alle, ihr Regierungen der Entente, habt durch eure ungeschickte und widerspruchsvolle Politik, die zugleich hart und schwach ist, durch eure brutale Herausforderung des Nationalstolzes auf der einen, eure unerhörten Zugeständnisse an gewisse deutsche Regierungen auf der anderen Seite dazu beigetragen. Wie könnt ihr mit euern Stimmen den Sieg der Scheidemanns unterstützen, dieser Komplizen der kaiserlichen Politik, dieser Ebert und Noske, die monarchistische Offiziere zu Hilfe holen, sich von dem unsichtbaren, aber allgegenwärtigen Generalstab Ludendorffs beraten lassen, um die Spartakisten auszurotten, diejenigen also, die die Lehren des Krieges, den ehrlichen Frieden, die Völkerversöhnung akzeptieren wollen?

Bürgerliche Regierungen Europas, die Interessen eurer Klasse liegen euch mehr am Herzen als das Wohl des Vaterlandes. (Ich spreche schon gar nicht von denen der Menschheit: man weiß, daß die euch völlig fremd sind.)“

Und Rolland zitiert den letzten Artikel Liebknechts, „jenes ‚Trotz alledem!‘ des sterbenden Spartakus“, um mit der Voraussage zu schließen:

„Mehr als einmal noch wird dieses ‚Trotz alledem!‘ in den sozialen Schlachten der Zukunft widerhallen. Die blutigen Unterdrückungen werden es nicht ersticken . . . Es ist aber das erste Mal, daß sich der Sozialismus* im Kampf auf der Seite der Staatsmacht gegen das Proletariat befindet. Das ist eine sehr ernste Situation, da sie die Isolierung des Proletariats verschärft und Gefahr läuft, seinen Kämpfen den Charakter verzweifelter Härte zu geben, unter der die ganze Welt leiden wird. Werden sich diese feindlichen Brüder nicht verständigen? Werden persönliche Leidenschaften nicht vor dem gemeinsamen Interesse zurücktreten? Mein Bericht über den ‚Blutigen Januar in Berlin‘ zeigt jedenfalls, daß das werktätige Volk klarer sieht als seine Führer, daß es die Einheit aller Werktätigen verlangt. Wir wissen nicht erst seit heute, daß im arbeitenden Volke mehr gesunder Menschenverstand steckt als im Bürgertum, das aus ihm hervorgegangen ist und sich beeilt, es zu verleugnen. Diese fünf Kriegsjahre haben die Überlegenheit der gesunden und menschlichen Vernunft des werktätigen Volkes über seine von Stolz und Ideologien vergifteten Führer klar ans Licht gebracht.“

Dieses mutige Auftreten eines Dichters war in jeder Beziehung bemerkenswert: Er sah schon damals, daß der Sieg der Reaktion eine Niederlage für den Frieden war. Er sah, daß die rechten SPD-Führer einen verhängnisvollen, die Zukunft belastenden Weg gingen. Er sah, daß das Volk „klüger“ war als sie, womit er offenbar meinte, daß das Volk sich seines Weges bewußt war, daß es seine wahren Interessen, die mit denen der Menschheit zusammenfallen, kannte. Er sah, daß andererseits die imperialistischen Regierungen und ihre Schreiberlinge Interessen vertraten, die denen

* Das Wort „Sozialismus“ bezeichnet hier die Sozialdemokratie (W. I.)

des Volkes, aller Völker, entgegenstehen. Er klagte sie an – aber tief im Herzen hoffte er immer noch, daß sein Appell an sie eine Wandlung herbeiführen könne. Trotz der großartigen revolutionären Zuversicht hatte er sich noch nicht zu der Erkenntnis durchgerungen, daß die Reaktion der verschiedenen Länder ein gemeinsames Spiel treibt. Eben noch hatte er fruchtlos an Wilson appelliert, jetzt hoffte er, doch den einen oder anderen der reaktionären Staatsmänner zur Vernunft bringen zu können. Auf derselben Linie liegt die Neigung Rollands, zunächst immer an die Aufrichtigkeit aller Menschen zu glauben. Die „staatserhaltenden“ rechten SPD-Führer nannten und nennen sich immer noch demagogisch Sozialisten, um den Sozialismus um so sicherer zu verhindern. Rolland aber schien es, als sei „der Sozialismus im Kampf auf der Seite der Staatsmacht“, während sich doch in Wahrheit Verräter an der Arbeiterbewegung im Einverständnis mit der Reaktion der Staatsmacht bemächtigt hatten, um die Revolution niederzuschlagen.

Ein halbes Jahr danach protestierte Rolland gegen die Verhängung der Hungerblockade über die, die er „unsere russischen Brüder“ nannte. Hier gab es keinen Appell mehr, auch keinen versteckten. Die Blockade wurde rund und klar als „gehässiger Frevel“ gekennzeichnet, der um so ungeheuerlicher war, als die Mächte, die gestern noch gegeneinander Krieg führten, sich in ihr brüderlich zusammenfanden.

Pazifismus heißt nicht nur, Friedensfreund zu sein, sondern Friedenstätter, Pazifismus meint Aktivität, wirkenden Willen zum Frieden, nicht bloß Neigungen zur Ruhe und Behaglichkeit. Er meint Kampf und fordert wie jeder Kampf in der Stunde der Gefahr Aufopferung und Heroismus.

Romain Rolland

Henryk Keisch

SUBSTANZ UND EINHEIT DER HANDLUNG IM ROMAN

Bodo Uhse's neuer Roman „Die Patrioten“ ist in diesen Spalten ausführlich gewürdigt, seine sehr großen – und gerade angesichts des gegenwärtigen Standes unserer Romanliteratur besonders wertvollen – Vorzüge sind überzeugend dargelegt und unterstrichen worden. „Ich für meinen Teil“, schrieb F. C. Weiskopf, „würde nicht zögern, ihm einen Nationalpreis zuzusprechen.“ Die Regierungskommission zur Verleihung der Nationalpreise dachte ebenso, und wir alle haben der hohen Auszeichnung, die Bodo Uhse für dieses Werk erfuhr, mit rückhaltlosem Beifall zugestimmt. Um nochmals mit Weiskopfs Worten zu sprechen: Roman und Preis haben dadurch an Glanz gewonnen.

Aber unter den Irrtümern, die eine gewisse Verbreitung erlangt haben und mit denen wir brechen müssen, befindet sich auch die Meinung, über preisgekrönte Werke könne es keine Diskussion mehr geben, sie seien der Kritik entzogen. Ein Autor wie Bodo Uhse wäre der letzte, der sich im luftleeren Raum einer solchen Tabu-Existenz wohlfühlen könnte. Niemand wohl war enttäuschter als er, daß ein Diskussionsabend der Berliner Schriftsteller über seinen Roman, ungeachtet einiger Ansätze zu kritischer Analyse, im Subjektiv-Geschmäcklerischen und in der Erörterung von Äußerlichkeiten steckenblieb. Von seinen Fachgenossen darf der Schriftsteller mehr erwarten als Komplimente, seien sie von noch so ehrlicher Begeisterung diktiert. Komplimente sind Geschmacksäußerungen, sie kommen ohne Begründung aus. Der Autor erfährt aus ihnen, daß sein Werk im ganzen gefallen hat; er muß aber auch und erst recht wissen, was im einzelnen nicht gefallen hat und warum nicht. Lob zu hören ist stets angenehm, aber nur die Selbstzufriedenheit begnügt sich damit.

Eine literarische Diskussion, wie wir sie bei jedem die Auseinandersetzung lohnenden Anlaß zur Selbstverständlichkeit machen wollen, kann keine Gratulationscour sein. Der Schriftsteller, dem nur Kränze gewunden würden, hätte Anlaß zum Mißtrauen: man nimmt ihn nicht ernst, man zweifelt ent-

weder an seiner Fähigkeit, vorwärtszuschreiten und noch Besseres zu geben, oder man hält ihn für selbstgefällig genug, kameradschaftliche Kritik ungeprüft in den Wind zu schlagen, vielleicht sogar sie übelzunehmen. Nicht nur in diesen Monaten der Vorbereitung des Vierten Deutschen Schriftstellerkongresses, auch zu jedem anderen Zeitpunkt hätte und hat der Autor eines Werkes von der Substanz der „Patrioten“ Anspruch auf mehr: auf Analyse, auf Begründung des Lobs wie der Kritik, und gegebenenfalls auf einen klärenden Streit der Meinungen.

Zur Zeit jenes enttäuschenden Diskussionsabends kannte ich Besprechungen der „Patrioten“, insbesondere natürlich die in der NDL erschienene, das Buch selbst jedoch noch nicht. Die Besprechungen weckten in mir bestimmte Erwartungen, lenkten sie auf bestimmte Punkte. Die Lektüre, die mir bald darauf möglich war, hat diese Erwartungen in ihrem sachlichen Kern bestätigt, jedoch nicht in allen ihren wertenden und urteilenden Folgerungen. Ich glaube meine hohe Achtung und Wertschätzung des Schriftstellers Bodo Uhse zu beweisen, wenn ich darlege warum.

Es gibt zweifellos kein absolutes Rezept für die Komposition eines Romans. Aber es gibt die absolute Forderung – und ungezählte Wege, ihr Genüge zu tun –, einen inneren Zusammenhang zwischen den in einem Roman geschilderten Teilen der Wirklichkeit spürbar werden zu lassen. Es ist zweifellos nicht nötig, daß alle Figuren eines Romans einander irgendwann begegnen, daß sie unmittelbar oder auch nur mittelbar der gleichen Handlungslinie angehören. Aber es ist nötig, daß ich als Leser ihr Auftreten im gleichen Roman als zwangsläufigen Ausdruck ihrer realen Verbundenheit begreife. Die kompositorische Idee der „Patrioten“ bietet hierzu die allergünstigsten Voraussetzungen: daß die wichtigsten Figuren einen gemeinsamen Ausgangspunkt besitzen und zu Beginn vereinigt gezeigt werden, daß sie zur Erfüllung einer offenbar gemeinsamen Aufgabe (oder doch eng miteinander zusammenhängender Einzelaufgaben) in die Heimat zurückkehren, diese Form der Exposition ist besonders geeignet, den folgenden Kapiteln, in denen sich die einzelnen Handlungslinien vielfältig verzweigen, die im Roman erforderliche innere Zusammengehörigkeit zu geben.

Aber was geschieht? Von dem Augenblick an, da nach dem Fallschirmabsprung zuerst Peter Wittkamp seine beiden Genossen verläßt, dann Maria Holthusen und Helmut Wiegler in Berlin auseinandergehen, sind ihre Wege und Schicksale, soweit sie uns mitgeteilt werden, um nichts enger verknüpft als die Tausender anderer Antifaschisten, nämlich nur durch den gemeinsamen Kampf für die gleiche Idee: ein Zusammenhang allgemeinsten Art, abstrakt-gedanklich, aber nicht mehr in der Handlung begründet. Die Kampfaufträge der drei sind grundverschieden, stehen in keiner für den Leser erkennbaren gegenseitigen Abhängigkeit (etwa im Dienste des gleichen

taktischen Teilzieles) und machen eigentlich auch keinerlei Zusammenwirken erforderlich. Das geht so weit, daß man es geradezu als einen unverständlichen Verstoß gegen wichtigste Grundregeln der Konspiration empfindet, als sie sich nach einiger Zeit in Berlin zu einem „Treff“ zusammenfinden: um welcher Erfordernisse ihrer illegalen Arbeit willen nehmen sie dieses Risiko in Kauf? Der Leser erhält Andeutungen hierüber, aber so skizzenhaft und allgemein („mancherlei Aufträge . . . Botschaften für Georg Wiegler“), daß sie nicht genügen, die drei Einzelkämpfer für uns zu einer organisierten, das heißt organisch verbundenen Kampfgruppe zu machen. Und wenn schon an diesem Punkt, wo die Hauptfiguren zusammengeführt sind, die Verknüpfung ihrer Handlungslinien nicht überzeugt, um wieviel weniger tut sie es vorher und nachher.

Woran liegt das? Daran, scheint mir, daß Bodo Uhse in großen Teilen seines Werkes der äußeren Handlung nicht den ihr gebührenden Platz einräumt. Mit vollem Recht ist die große (und seltene) Kunst der Menschenzeichnung gerühmt worden, die in den „Patrioten“ zutage tritt. Im Gegensatz zu allzuvielen Autoren, die aus dem äußeren Geschehen und nur aus ihm Spannung und Dynamik zu beziehen hoffen, versteht es Bodo Uhse, die Tiefen und Untiefen der menschlichen Seele minutiös auszuloten. Aber oft vernachlässigt er, indem er subtilen seelischen Vorgängen nachspürt, allzusehr deren konkreten Anlaß, nämlich die Aktion, um deretwillen die Patrioten in ihr Vaterland zurückgekommen sind. Diese Aktion ist zu einem erheblichen Teil nur postuliert, nicht gestaltet. Ich sehe ihren Reflex, nicht sie selbst. Nur bei Peter Wittkamp weiß ich wirklich, worin sie besteht, worauf sie hinsteuert, zu welchen Mitteln sie greift, auf welche Schwierigkeiten sie stößt, auf welche Menschen sie sich stützt. Nur bei ihm weiß ich es, weil es mir nur bei ihm gezeigt wird, weil ich nur ihm Schritt für Schritt bei der Überwindung von Hindernissen und Gefahren folgen darf. Deshalb ist die illegale Aktion des Peter Wittkamp lebendig, spannungsvoll in jedem Sinne, deshalb teile ich mit Wittkamp die Gefahr, aber auch die Energie und Zuversicht, mit der er ihr begegnet.

Bei Maria hingegen erfahre ich nicht oder fast nicht, und bei Helmut noch weniger, was sie eigentlich tun, um ihre Mission zu erfüllen. Bodo Uhse läßt mich miterleben, wie schwierig es für sie ist, Fuß zu fassen; die sicherlich noch größeren Schwierigkeiten der eigentlichen Aktion und ihre Besiegung kann ich zum großen Teil nur ahnen. Helmut, erfahre ich, baut einen illegalen Radiosender. Ein wichtiges Einzelteil hat er aus der Sowjetunion mitgebracht, alles andere beschafft ihm eine deutsche Genossin, die seine einzige Verbindung ist, selbst keine andere Parteiverbindung hat und bis zu seiner Ankunft völlig isoliert und untätig war. Eine dumpfe Atmosphäre der Gefahr, der Aussichtslosigkeit liegt über seinem Beginnen, verstärkt noch durch die

Absonderlichkeit des Geschwisterpaares, das ihn aufgenommen hat. Als die Apparatur endlich fertig ist, beginnt Helmut zu senden. Aber was sendet er? Was kann er in seiner Abgeschnittenheit überhaupt senden außer der Mitteilung, daß die Gruppe gelandet und Eysoldt gefallen ist? Wer kommt als Empfänger der aus Moskau eingehenden Funksprüche in Betracht? Diese Fragen, immerhin Fragen nach dem konkreten Inhalt des antifaschistischen Widerstandes, also nach der thematischen Substanz des Werkes, bleiben offen. Zumindest für den Leser bleiben sie offen: es ist nicht zweifelhaft, daß Helmut manches erlebt, direkt oder indirekt, selbst in dem lichtlosen Hinterstübchen, das ihm als Werkstatt dient, aber diese Erlebnisse geschehen als „verdeckte Handlung“, der Leser hat daran nicht teil.

Und Maria? Ihr Auftrag geht dahin, einen besonders wertvollen Genossen aus dem Konzentrationslager zu befreien. Der Plan gelingt, aber Marias Anteil an dem Gelingen muß dem Leser äußerst gering erscheinen. Er sieht sie viel mehr mit den Schwierigkeiten des Fußfassens beschäftigt als mit den Vorbereitungen der Befreiung, zu der sie im Grunde, wenn man nicht wiederum neben der geschilderten eine verdeckte Handlung annimmt, kaum mehr als die Anregung gegeben hat. Ein positiver Beitrag, den sie leistet, ist die Benennung des Verstecks für den zu befreienden Genossen; aber diesen Erfolg verdankt sie einem Zufall, ja letzten Endes sogar dem unkonspirativen Verhalten, das sie gezeigt hat, als sie bei ihrer Mutter Wohnung nahm. All die erfinderische Besessenheit hingegen, die Umsicht, die Energie, die aufgewandt werden muß, bis Thomas Westfal die Flucht wagen kann, all das Interessante, Abenteuerliche, Kühne, das mit der Aktion einer revolutionären Partisanin verbunden ist, all das, wozu die Kräfte der Genossen im Lande nicht ausreichen und dessentwegen eine Maria Holthusen aus der Sowjetunion entsandt werden mußte, all das bleibt der Roman dem Leser schuldig. So wie die Befreiung vor sich geht, ist nicht einzusehen, warum Thomas Westfal zehn Jahre im Konzentrationslager verbringen mußte, warum er nicht längst von den im Lande gebliebenen Genossen herausgeholt worden ist. Wie bewegt, wie gesättigt mit Aktion, wie reich an überraschenden Wendungen des Geschehens, und doch in keiner Weise oberflächlich oder kolportagehaft ist demgegenüber etwa die Schilderung des Weges, den die zweite Gruppe deutscher Patrioten quer durch die militärischen Fronten nimmt!

Es wäre denkbar gewesen (ich weiß nicht, ob es in Bodo Uhse's Konzeption liegt), aus dem Gestapokommissar Hingst eine Art Klammer zwischen den Hauptlinien der Handlung zu machen, etwa zu zeigen, wie in irgend einer Gestapozentrale Nachrichten einlaufen, welche die Nazis ahnen lassen, daß die Patrioten am Werk sind. Alles, was die Helden des Romans tun, hätte der Leser dann unter dem gemeinsamen Gesichtspunkt der von Hingst drohenden Gefahr miterleben und so in seinem Bewußtsein die künstlerisch

notwendige Beziehung zwischen dem Geschehen an der Ruhr, in Hamburg und in Berlin herstellen können. Vielleicht hätte ein solches Mittel das Auseinanderstreben und Auseinanderfallen verhindert. Wie zweckmäßig es sein kann, beweist Bode Uhse selbst, denn er wendet es an, um den (übrigens sehr schönen, aber ebenfalls fragmentarisch wirkenden) Handlungskomplex um Käthe Steinweg mit dem um Hingst zu verknüpfen.

Vielleicht auch bringen die noch ausstehenden Teile des Werkes diese oder eine ähnliche Klammer. Aber der erste Teil, um den es hier geht, ist ja kein willkürlich abgetrenntes Fragment. Wenn Bodo Uhse ihn vorgelegt hat, so zweifellos darum, weil für ihn zwischen der letzten Seite dieses Bandes und der ersten des folgenden eine Zäsur liegt, liegen muß. Deshalb ist bei unserer Erörterung der kompositorischen Fragen ein Hinweis auf die Fortsetzung des Werkes nicht unbedingt und vor allem nicht in jeder Hinsicht stichhaltig. Wenn ich ein Gegenbeispiel heranziehen darf, mit dem ich mich nicht nur als Leser, sondern als Übersetzer eingehend zu beschäftigen habe: auch der Roman „Die Kommunisten“ von Louis Aragon ist innerhalb eines Zeitraums von über zwei Jahren in nicht weniger als sechs Teilbänden veröffentlicht worden, zwischen denen sogar eine Zäsur zuweilen kaum erkennbar ist, denn die Unterteilung mußte in Frankreich nach rein äußerlichen, kommerziellen Gesichtspunkten vorgenommen werden. In diesem Roman laufen einzelne Handlungslinien völlig getrennt nebeneinander, ohne irgendeine unmittelbare persönliche oder sachliche Beziehung. Dennoch habe ich als Leser den Eindruck überzeugender innerer Einheit der Handlung. Den Grund dafür sehe ich darin, daß es bei Aragon jeweils bestimmte, konkrete, genau situierbare historische Ereignisse sind, die auf die Figuren jedes einzelnen Komplexes einwirken, die Konflikte weiterentwickeln, die äußere und innere Handlung sich entfalten lassen. Die hoffnungslos scheinende Liebe eines jungen Bürgersohnes im Paris des Kriegswinters 1939/1940 und die Freude eines zur Armee eingezogenen kommunistischen Arbeiters über ein illegales Flugblatt – Motive, wie sie Aragon ständig nebeneinanderstellt – lassen sich weniger leicht aufeinander beziehen als etwa die Erlebnisse Peter Wittkamps und die Maria Holthusens. Ihre künstlerische Verknüpfung jedoch ist enger, weil die äußeren, der gesellschaftlichen Wirklichkeit entnommenen Anlässe, die das Fühlen und Tun der Romangestalten auslösen, ihnen gemeinsam sind und dem Leser lebendig bewußt gemacht werden. Nicht umsonst situiert der Verfasser der „Kommunisten“ sein Romangeschehen oftmals auf den Tag genau: ein bestimmtes Kriegseignis, eine bestimmte Parlamentssitzung motivieren zuweilen (als „innere Klammer“) den Gang der unterschiedlichsten Handlungslinien.

Kann man etwas Ähnliches von den „Patrioten“ sagen? Ich glaube nicht – wenn ich einmal von der das ganze Werk bestimmenden Gegebenheit, daß

die Stalingrader Schlacht geschlagen ist, und von einer Episode wie dem Bombenangriff auf Hamburg absche. Im ganzen scheint mir vielmehr (hier nähere ich mich unter allgemeineren Gesichtspunkten den Bemerkungen Kuczynskis in Heft 9/1954 der NDL) das Geschehen zu einem großen Teil abstrahiert (von der Zeit und von der Mitwelt, der feindlichen sowohl wie der verbündeten) und auch intellektualisiert, überpsychologisiert, womit ich mir die merkwürdige Erfahrung erkläre, daß Bodo Uhse zweifellos schöne, bildhafte, dichte, oft dichterische Sprache gerade ihrer Vorzüge wegen paradoxerweise die Lektüre beinahe belastet: die liebevolle und plastische Ausmalung des Details, in der Uhse ein Meister ist, läßt den Leser seinen erwartungsvollen Hunger nach den großen, gewichtigen, entscheidenden Realitäten, nach Taten und Ereignissen, nur um so mehr spüren.

Ich sage nicht, daß dieser Hunger völlig unbefriedigt bleibt. Aber er wird längst nicht zur Genüge befriedigt. Wie sollte der Hungrige es dem so bewährten Koch nicht ankreiden, daß die Speise zwar wohlgewürzt ist, die Sättigung aber nicht recht vorhalten will?

Marceli Ranicki

PROBLEME DES DEUTSCHEN GEGENWARTSROMANS

Der Verfasser unseres Beitrages ist ein bekannter polnischer Literaturkritiker, der seit langem dem Schaffen der deutschen Schriftsteller große Aufmerksamkeit widmet. Sein Aufsatz ist in der Zeitschrift TWORCZOSC, unserem polnischen Schwesterorgan, erschienen.

Eines der wesentlichen Kennzeichen der deutschen Romanliteratur in den ersten Jahren nach dem Zusammenbruch ist das Bemühen, das mit dem Jahre 1945 abgeschlossene Kapitel der deutschen Geschichte zu interpretieren und aus ihm Lehren zu ziehen. Aus dieser thematischen Orientierung entstanden so hervorragende Romane wie Kellermanns „Totentanz“, „Jeder stirbt für sich allein“ von Fallada und vor allem die große epische Freske „Die Toten bleiben jung“ von Anna Seghers. Die Abrechnung mit der jüngsten Vergangenheit, insbesondere die Frage, welche Haltung die einzelnen Volksschichten dem Nazismus gegenüber eingenommen hatten, dominierte in der deutschen Prosaliteratur etwa bis 1950/51. Zu dieser Zeit ist

eine thematische Wendung zu beobachten, zweifellos in unmittelbarer Verknüpfung mit einem bedeutenden historischen Ereignis: der Bildung der Deutschen Demokratischen Republik im Oktober 1949. Auf dem Parteitag der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands 1950 formulierte Walter Ulbricht die neuen Aufgaben der Schriftsteller: die fortschrittliche Literatur, forderte er, müsse die Größe der demokratischen Veränderungen, die Geburt eines neuen Menschen und neuer Verhältnisse unter den Menschen darstellen und zur vollen Entfaltung der in ihnen schlummernden, nicht ausgeschöpften Kräfte beitragen. Die Hinwendung zu dieser neuen Thematik erfolgte zuerst in der Lyrik. Jedoch erschienen bald auch zahlreiche Romane und Erzählungen, die Fragen der unmittelbaren Gegenwart behandelten. Die Abrechnung mit der Vergangenheit rückte gewissermaßen in den Hintergrund, verschwand aber keineswegs aus der deutschen Literatur. Im Gegenteil, angesichts der gefährlichen Entwicklung der Ereignisse in Westdeutschland gewann gerade die mit der Periode des Nazismus verbundene Problematik neue Aktualität.

Unter den Romanen der letzten Zeit, deren Handlung in den Jahren der faschistischen Herrschaft in Deutschland spielt, verdienen zwei besondere Beachtung. Beide stammen aus der Feder erfahrener und angesehener deutscher Erzähler, beide sind bedeutende Errungenschaften der neuen deutschen Literatur, regen aber auch zu gewissen allgemeinen Überlegungen über die Schwierigkeiten an, mit denen sich die fortschrittlichen deutschen Schriftsteller gegenwärtig auseinanderzusetzen haben: wir meinen „Die Patrioten“ von Bodo Uhse und „Die Enkel“ von Willi Bredel.

Das Thema der „Patrioten“ ist der Kampf der antifaschistischen deutschen Untergrundbewegung in der letzten Periode des zweiten Weltkrieges. Hauptmotiv der Fabel ist das Schicksal von drei deutschen Antifaschisten, die, 1943 von einem sowjetischen Flugzeug abgesetzt, wichtige Kampfaufgaben durchführen sollen: einen Geheimsender in Betrieb setzen, eine Widerstandsgruppe organisieren und einen hervorragenden Funktionär aus einem Lager befreien. Diese drei Handlungsfäden werden durch drei weitere ergänzt. Der vorliegende erste Band bildet jedoch kein abgeschlossenes Ganzes; nur eine der Handlungslinien ist in gewissem Grade abgeschlossen, die übrigen reißen mit dem Ende des Bändes ab.

Das Buch Uhse verdient viel Lob. Die Handlung ist in der gesellschaftlichen Wirklichkeit jener Jahre fest und tief angesiedelt, die Problematik eindringlich und vielseitig beleuchtet. Der Autor ist immer bestrebt, die gezeigten Erscheinungen gründlich zu analysieren, er verfällt niemals in Deklarationen und vermeidet publizistische Ausführungen. Die starke Seite seines schriftstellerischen Schaffens sind die große Synthese, die knappe Romanform, glänzende Zeichnung des gesellschaftlich-sittlichen Hintergrunds, suggestiv dargestellte und sehr differenzierte Stimmungen und dramatische

Szenen von starker Aussage. Die Sprache ist bündig und kernig, die bildliche Darstellung kühn und ursprünglich. Die „Patrioten“ sind ein reifes Buch von großer Gedankenfülle.

Und dennoch befriedigt der Roman nicht ganz. Warum eigentlich? Sollten daran eine gewisse Überladung des Werkes und die nicht allzu glückliche Komposition der miteinander kaum verbundenen nebeneinanderlaufenden Handlungsfäden schuld sein? Es ist wahr, die Zweckmäßigkeit einzelner Szenen und Gestalten erscheint allzu häufig zweifelhaft; aber es ist schwierig, sich darüber zu äußern, weil man nicht das ganze Werk kennt. Der zweite Band kann vieles erklären, kann das Vorhandensein so zahlreicher Episoden und Fäden rechtfertigen. Aber nicht darin liegt der wunde Punkt; und es ist schon der Mühe wert, darüber nachzudenken.

Bekannt geworden ist Bodo Uhse durch „Leutnant Bertram“, einen der ehrgeizigsten, aber zugleich auch problematischsten Romanversuche der deutschen antifaschistischen Emigration. Dieses Werk ist mit naturalistischen Schilderungen und psychologischen (zumeist pathologische Erscheinungen betreffenden) Analysen überladen. Das Bild der Wirklichkeit (die Handlung spielt in Nazideutschland und in Spanien zur Zeit des Bürgerkrieges) ist in manchen Teilen ziemlich verzerrt. Das Buch ist das Zeugnis eines beharrlich ringenden Schriftstellers, der ehrlich danach strebt, den Kampf gegen den Faschismus von der ideellen Position der Revolutionsbewegung aus darzustellen. Als Uhse dieses Werk schrieb, war er für die große Aufgabe, die er sich gestellt hatte, ideologisch noch nicht ausreichend gerüstet, was in der Konsequenz dazu geführt hat, daß er des öfteren zufällige Erscheinungen nicht von typischen unterschied. Dennoch muß man feststellen, daß es im „Bertram“ nicht an Partien mangelt, die mit großer Leidenschaft geschrieben, von echtem Haß und tiefem Leid beseelt sind.

Im Vergleich zu „Leutnant Bertram“ ist der neueste Roman Uhses ein großer Schritt vorwärts auf seinem Schaffenswege. Der Autor hat sich von den Einflüssen der absterbenden bourgeoisen Epik befreit und ein ideologisch reifes, aus reinem Realismus geborenes Werk geschaffen. Das Typische der Gestalten und Situationen in den „Patrioten“ ruft keine Einwände hervor, das Bild der Epoche ist nicht verzerrt, und die psychologischen Analysen spielen gegenüber dem übergeordneten Gedanken eine dienende Rolle. Die Silhouetten der Kommunisten, die im „Bertram“ (besonders in dessen erstem Teil) blaß, nicht überzeugend und in der Charakteristik voll innerer Widersprüche waren, sind in den „Patrioten“ ausdrucksvoller und einheitlicher, was weder eine Verarmung, noch eine Vereinfachung ihrer Zeichnung bedeutet.

Der Vergleich der „Patrioten“ mit „Leutnant Bertram“ ruft in erster Linie Achtung vor der Entwicklung des Schriftstellers hervor, aber leider auch

– obwohl in geringerem Grade – ein gewisses Bedauern. Aus dem „Bertram“ atmet eine elementare Leidenschaft, die zwar häufig ungezähmt ist und den Autor manchmal auf Abwege führt, die aber eine echte und ungestüme Leidenschaft ist. In den „Patrioten“ dagegen, einem um vieles tieferen Buch, offenbart sich nur selten jene glutvolle Leidenschaft, welche die besten Teile des „Bertram“ kennzeichnet. Natürlich wäre es übertrieben, zu behaupten, den „Patrioten“ fehle es völlig an Glut und Leidenschaft. Aber es scheint, als habe Uhse sein großes schriftstellerisches Temperament einer so strengen Zucht unterworfen, daß die Leidenschaft in diesem Werk gleichsam verborgen bleibt und in manchen Teilen eine kluge Kühle überwiegt.

Sind die Veränderungen bestimmter Merkmale in Uhses Epik, die auch in seiner Erzählung „Die Brücke“ sichtbar sind, nur für ihn allein kennzeichnend? Betrachten wir einmal „Die Enkel“, das neueste Buch Willi Bredels. Dieses Werk ist der letzte Band der Trilogie „Verwandte und Bekannte“, in der Bredel auf dem Hintergrund des Schicksals von vier aufeinanderfolgenden Generationen einer Familie die Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung darstellt. Der in der Emigration geschriebene erste Band, „Die Väter“, umfaßte den Zeitabschnitt von 1870 bis 1914. In diesem Roman, dem zweifellos besten seines bisherigen Schaffens, ist es dem Autor am glücklichsten und vollkommensten gelungen zu zeigen, daß die Lebenswege seiner Helden durch entscheidende historisch-gesellschaftliche Prozesse jener Epoche bedingt waren. Die lebendig und plastisch gezeichneten Gestalten ergeben ein eindringliches und umfassendes Bild der dargestellten Lebenskreise. Der zweite Band, „Die Söhne“, den Bredel nach seiner Rückkehr in die Heimat beendete, umfaßt die Periode des ersten Weltkrieges und der ersten Nachkriegsjahre. Dieses Werk erreicht weder in bezug auf seinen Erkenntniswert noch im Hinblick auf die künstlerische Ausdruckskraft den Roman „Die Väter“. Zahlreiche persönliche Erinnerungen des Autors verschleiern ihm manchmal das Bild der Epoche, das dadurch eine gewisse Entstellung erfährt. (Der Autor hat soeben die Arbeit an einer neuen, erweiterten Version der „Söhne“ abgeschlossen, die ich noch nicht kenne.)

Vor kurzem nun erschien der mit Ungeduld erwartete abschließende Band des Zyklus „Verwandte und Bekannte“: „Die Enkel“. Die Handlung dieses Romans spielt in den Jahren 1933–1948 und zeigt das weitere Schicksal der aus den ersten Teilen der Trilogie bekannten Gestalten, insbesondere des Kommunisten Walter Brenten, dessen Lebensweg und innere Physiognomie sich mit der Biographie des Autors deckt. Die thematische Reichweite ist ungeheuer groß: der Autor bemüht sich, die ganze umfassende und komplizierte Problematik der deutschen bürgerlichen Gesellschaft des nazistischen Dritten Reiches unterzubringen; das Emigrationsmilieu in der Tschechoslowakei, in Frankreich und besonders in der Sowjetunion zu zeigen und

den Kampf der deutschen Antifaschisten in Spanien darzustellen. Und in der Tat, man kann Bredel nicht vorwerfen, daß er in seinem Buch irgendein wesentliches historisches Ereignis oder andere bedeutende Erscheinungen dieser Epoche übergangen habe. Der historisch-gesellschaftliche Erkenntniswert der „Enkel“ ist unbedingt groß, wobei hervorzuheben ist, daß Bredel es versteht, immer in natürlicher und leichter Form zu schreiben und komplizierte Erscheinungen in kurzen und prägnanten Szenen zu durchleuchten.

Es gibt in den „Enkeln“ viele starke und ausdrucksvolle Stellen, es fehlt nicht an lapidaren Abschnitten von enthüllender Aussage. Hierzu gehören zum Beispiel die entlarvende, von Bitterkeit erfüllte Szene, in der nach der Schlacht von Stalingrad die Hitlergenerale die Kapitulationsakte unterschreiben; die bündige und erschütternde Episode, in der Bredel Ernst Thälmann im Gefängnis zeigt; oder die herrliche, humorgesättigte Szene, in der Walter Brenten vor den gefangenen Generalen einen Vortrag hält. Tiefe Wahrheit atmen beinahe sämtliche Kapitel, in denen Walters Mutter Frieda auftritt, wahrscheinlich die vortrefflichste Frauengestalt im ganzen Schaffen Bredels. Es ließen sich noch zahlreiche weitere Beispiele anführen. Aber das alles sind nur wertvolle Fragmente. Dem Roman fehlt die geschlossene Komposition; der zentrale Held, Walter Brenten, erweckt zwar die warme Sympathie des Lesers, aber sein Los ergreift uns nicht so sehr wie in den „Söhnen“, wo die Jugend Walters widerspiegelt war. Vielleicht kommt es daher, weil er in diesen fünfzehn Jahren keine Entwicklung durchmacht, vielleicht auch daher, weil sein Lebensweg – im Grunde – frei von inneren Konflikten ist.

In vielen Kapiteln der „Enkel“ ersetzt Bredel die künstlerische Gestaltung der historisch-gesellschaftlichen Erscheinungen durch eine Schilderung, einen Bericht, eine Chronik, oder durch eine gewöhnliche publizistische Ausführung. Das Buch vermittelt beträchtliches historisch-politisches Wissen, jedoch in viel geringerem Maß Wissen über den Menschen selbst; das aber ist es doch, was über den Wert eines Romans entscheidet; und schließlich haben wir es doch mit demselben Willi Bredel zu tun, der in den „Vätern“ so lebendige und unvergessene Gestalten geschaffen hat.

Die für die letzten Romane von Bodo Uhse und Willi Bredel charakteristischen Züge treten ebenso – mutatis mutandis – in der großen Erzählung von Anna Seghers „Der Mann und sein Name“ auf, einem Werk, das bereits im Nachkriegsdeutschland spielt. Wir erwähnten schon, daß in der deutschen fortschrittlichen Literatur etwa seit 1950/51 die Wendung zur Thematik der unmittelbaren Gegenwart sichtbar geworden ist. Das Hauptproblem der Romane und Erzählungen, die das Leben in der Deutschen Demokratischen Republik behandeln, sind die Veränderungen, die das Bewußtsein der Menschen unter dem Einfluß der neuen Wirklichkeit erfährt. Mit anderen Wor-

ten: der Kampf des Neuen mit dem Alten spielt sich im Innern der Menschen ab. Die Hauptmängel dieser Gruppe von Büchern sind die gleichen wie die der bis vor kurzem auch bei uns erschienenen Romane mit Gegenwartsthemen, nämlich: Verkleinerung oder geradezu Vermeidung wirklicher Konflikte, oberflächlich erfaßte, schablonenhafte Gestalten, schematische Konstruktion der Handlung usw. Der Schematismus, jene Kinderkrankheit, die durch die vulgär-naïve Interpretation des sozialistischen Realismus verursacht worden ist, fand auch in der deutschen Literatur seinen Ausdruck. Aber schon frühzeitig sind auch Werke erschienen, die ganz bewußt danach streben, diese gefährlichen schematisch-lackierten Tendenzen zu überwinden. Anna Seghers' Erzählung „Der Mann und sein Name“, deren Handlung die Periode 1945–1950 umfaßt, verdient in diesem Zusammenhang besondere Aufmerksamkeit.

Anna Seghers verwischt keineswegs die Konflikte im Nachkriegsdeutschland. Die Hauptgestalt ihrer Erzählung ist ein Mensch, der unter dem Einfluß der Veränderungen im demokratischen Teil Deutschlands reift und wächst. Aber während andere Schriftsteller am liebsten die Entwicklung eines parteilosen, passiven und durch die Vergangenheit nur zum Teil belasteten Arbeiters oder Intelligenzlers darstellen, sucht sich Anna Seghers eines der schwierigsten und heikelsten Themen aus. Ihr Held, Walter Retzlow, ist ein Mensch, der in seiner Jugend Mitglied der SS war und in der ersten Zeit nach der Kapitulation des Dritten Reiches an Untergrundaktionen einer illegalen faschistischen Gruppe in der damaligen sowjetischen Besatzungszone teilgenommen hat. Allmählich macht er sich von der Last seiner Vergangenheit frei und verwandelt sich in einen bewußten Bürger der Deutschen Demokratischen Republik.

In dieser Erzählung behandelt Anna Seghers zweifellos einen seltenen und extremen, aber darum nicht weniger typischen Fall. Das gesellschaftlich Typische der Geschichte Walter Retzlows besteht darin, daß er einen Erziehungsprozeß durchmacht, den in diesen Jahren im östlichen Teil Deutschlands Hunderttausende Menschen durchmachen mußten, die durch den Faschismus verdorben worden waren. Dieses unerhört wichtige Problem der Stellung ehemaliger Nazis in dem neuen freien deutschen Staat, das bis dahin schamhaft verschwiegen oder naiv beschönigt wurde, ist in „Der Mann und sein Name“ mit jener großen Ausdruckskraft und jenem Mut behandelt worden, die der Autorin des „Siebten Kreuzes“ eigen sind.

Es ist kein Wunder, daß im Gegensatz zu anderen Werken mit Gegenwartsthemen, die nur in wenigen Fällen und auch nur mit Mühe den Weg zum durchschnittlichen deutschen Leser gefunden haben, „Der Mann und sein Name“ großes Interesse hervorgerufen hat, wovon die zahlreichen Briefe zeugen, die bald nach der Veröffentlichung der Erzählung in den Redaktionen

der Tageszeitungen und Zeitschriften eingingen. Es ist aber interessant, daß die Leser, die in diesen Briefen die Autorin für die Wahl des Themas loben und verschiedene Einzelheiten der Fabel kritisieren, gleichzeitig bedauern, daß „Der Mann und sein Name“ nicht ergreift, nicht erschüttert.

Man muß zugeben, daß diese Leser in gewissem Grade recht haben; „Der Mann und sein Name“ ist ein interessantes und mutiges Werk, aber das Gewicht des Problems und die Treffsicherheit seiner Behandlung überragen die Kraft des künstlerischen Ausdrucks. Fast alle Gestalten dieser Erzählung sind nur flüchtig skizziert, sie hinterlassen keinen tieferen Eindruck. Die Handlung, deren Hauptmotiv die von Walter Retzlow 1945 begangene Fälschung seines Lebenslaufs ist, hält den Leser nicht in genügender Spannung. Die nicht allzu glückliche Struktur des Werkes schwankt zwischen einer Novelle, einer Erzählung und einem nicht entwickelten Roman. Aber die Hauptschwäche der Erzählung ist wahrscheinlich der stellenweise auftretende Mangel an ausreichender Sorgfalt in der psychologischen Motivierung der Entwicklung des zentralen Helden.

„Die Patrioten“ von Bodo Uhse, Willi Bredels „Enkel“ und „Der Mann und sein Name“ von Anna Seghers sind kluge, wichtige und in ihrer grundsätzlichen ideellen Aussage richtige Bücher. Aber zugleich offenbaren sie nachdrücklich – obwohl in verschiedenem Grade – die Schwierigkeiten, mit denen die Epiker, die in den Jahren ihrer Emigration mit erschütternden Romanen an die Spitze der deutschen Literatur gerückt sind, im Kampf um die Vervollkommnung ihrer Kunst ringen. Obwohl die Vorzüge und Mängel der erwähnten Werke verschieden sind, besitzen sie gemeinsame Merkmale, die man nicht übersehen kann: eine Mäßigung des künstlerischen Temperaments, die manchmal den Eindruck von Trockenheit oder geradezu von Kühle macht, und eine gewisse kompositorische Ratlosigkeit. Erscheinungen solcher Art können aber nicht zufällig sein. Was ist demnach ihre Ursache?

Ohne im geringsten zu beanspruchen, dieses überaus wichtige und schwierige Problem der neuesten deutschen Literatur erschöpfend zu behandeln, möchten wir auf einige Elemente hinweisen, die zu seiner Erklärung beitragen könnten.

Die Anfänge des fortschrittlichen deutschen Romans, der aus den ideellen Positionen der revolutionären Arbeiterbewegung hervorging, gehen in die Schlußperiode der Weimarer Republik zurück. Nachdem Hitler die Macht an sich gerissen hatte, setzten die revolutionären Schriftsteller ihr Schaffen in der Emigration fort. Der elementare Haß gegen den Faschismus, das Gefühl der Verantwortung für das Schicksal ihres Volkes, die schmerzliche Sehnsucht nach dem Vaterland, der Glaube an die im deutschen Volke vorhandenen gesunden Kräfte, alles das trug zu einer unermesslichen ideellen Spannung, zu einem ungeheuren emotionalen Druck bei. Unter diesem

Druck entstanden Werke, die zwar nicht frei von ideologischen Fehlern und verschiedenen Irrtümern, aber mit ungewöhnlicher Leidenschaft und voller Glut geschrieben sind. Ein besonders wichtiger Zug dieser Literatur ist das ständige Ringen um immer vollendetere Beherrschung des schriftstellerischen Handwerks, um eine dem revolutionären Inhalt entsprechende künstlerische Form. Auf dem Gebiet der Lyrik genügt es, Brecht und Becher zu nennen, auf dem Gebiet des Romans dürfte das beste Beispiel das Schaffen von Anna Seghers sein. „Der Kopflohn“, „Der Weg durch den Februar“ und „Die Rettung“ sind ein kontinuierliches Ringen der großen Schriftstellerin um die Beherrschung der Romanform. Am Ende dieses Ringens steht der großartige Erfolg, dessen Name „Das siebte Kreuz“ ist.

Man muß jedoch bedenken, daß die Breitenwirkung der Emigrationsliteratur in den Jahren von 1933 bis 1945 sehr begrenzt war. Sie gelangte nur in ganz geringem Umfang zu dem Leser, für den sie von Natur aus bestimmt war: dem deutschen Leser innerhalb Deutschlands. Diese Literatur hat in bedeutendem Maße zur Umformung des Bewußtseins des deutschen Volkes beigetragen, aber ihre unmittelbare Einwirkung begann erst nach 1945, und auch das vor allem im Gebiet der heutigen Deutschen Demokratischen Republik.

Die Befreiung Deutschlands von der Nazi Herrschaft und die Gründung der Deutschen Demokratischen Republik schufen für die antifaschistischen Schriftsteller, die in ihrer überwiegenden Mehrheit in die Heimat zurückgekehrt sind und sich in deren demokratischem Teil niedergelassen haben, eine völlig neue Lage. Auf die Schriftsteller warteten neue Aufgaben, die sich mit jedem Nachkriegsjahr vergrößerten und erweiterten. Die neue Wirklichkeit schuf neue Probleme, die nach künstlerischer Widerspiegelung verlangten. Der vergangene Zeitabschnitt erforderte eine neue Beleuchtung des Geschehenen aus nunmehr historischer Perspektive. Ebenso war die Hilfe der Schriftsteller bei dem großen Werk der Errichtung eines neuen Deutschlands nötig. Und wer sollte in diesem Kampfe führen, wenn nicht diejenigen, deren Feder in den schweren Jahren der Emigration gestählt worden war? Man brauchte ihnen nicht zuzureden oder sie anzuspornen. Aber die Werke, die entstanden sind – darunter die drei, von denen die Rede war –, haben die in sie gesetzten Hoffnungen nicht ganz erfüllt.

Warum?

Einen gewissen Einfluß darauf haben zweifellos die Fehler ausgeübt, die in der Kulturpolitik der Deutschen Demokratischen Republik in den vergangenen Jahren gemacht worden sind. Die Ziele und Aufgaben, die den Schriftstellern gestellt wurden, waren im Prinzip richtig, aber in der täglichen Praxis wurden viele Fehler gemacht. Man unterschätzte die Fragen der Form und ging an die Problematik des sozialistischen Realismus engherzig und

sektiererisch heran. Diese Sünden haben sich nicht nur in den Werken der Anfänger widergespiegelt, sondern auch im Schaffen der erfahrenen Schriftsteller, besonders deutlich z. B. in Bredels „Enkeln“.

Eine andere wesentliche Ursache sind zweifellos die objektiven Schwierigkeiten, die sich bei der Wiedergabe der verwickelten Vorgänge aus der besonders komplizierten Situation Deutschlands in der Nachkriegszeit ergeben. Es braucht nicht ausführlich bewiesen zu werden, daß sich diese Schwierigkeiten bei Romanen und Erzählungen, die einen längeren epischen Atem benötigen, stärker fühlbar machen als beispielsweise in der Lyrik. Und es ist in der Tat charakteristisch, daß die Lyrik auf die Wirklichkeit ringsum schneller und lebendiger reagiert hat. Während revolutionäre Epiker wie Anna Seghers, Willi Bredel, Bodo Uhse, Hans Marchwiza, Jan Petersen und andere in den vergangenen Jahren keine Werke zu schreiben vermochten, die ihre besten Schöpfungen aus der Emigrationszeit übertreffen, gingen Lyriker wie Bertolt Brecht und Johannes R. Becher mutig vorwärts und brachten zahlreiche schöne Schöpfungen hervor, wobei Brecht im letzten Jahrzehnt den Höhepunkt seiner bisherigen dichterischen Schaffenskraft erreicht hat.

Die schöpferische Kraft, die bei den Dichtern der älteren Generation in der Nachkriegszeit zum Ausdruck kommt – Brecht und Becher nannten wir nur als die repräsentativsten Beispiele –, ist einer der Faktoren, die eine pessimistische Beurteilung der Literatur in der Deutschen Demokratischen Republik ausschließen. Aber sie ist durchaus nicht die einzige erfreuliche Erscheinung in der literarischen Welt unserer Freunde hinter Oder und Neiße, die beharrlich um die neue, unserer großen Epoche würdige Literatur kämpfen. Es fehlt nicht an Talenten, die zu ernsthaften Hoffnungen für die Zukunft berechtigen. Schon 1945, unmittelbar nach seiner Rückkehr in die Heimat, drückte Johannes R. Becher die Überzeugung aus, daß „eine neue Epoche unserer Literatur beginnt, die sich vor allem dadurch auszeichnet, daß sie human, realistisch und wahrhaft national sein wird“. Es ist nicht zu bezweifeln, daß sich die Voraussage Bechers verwirklichen wird und daß die hervorragenden revolutionären Epiker, deren schöpferische Kraft die düsteren Jahre der Emigration erhellte, zu dem schweren Werk der Schaffung einer neuen Literatur in Zukunft mehr als in den letzten Jahren beitragen werden. Diese Gewißheit ist durch den schöpferischen Weg eines jeden der Schriftsteller gerechtfertigt, die der deutschen Epik in der nazistischen Nacht trotz aller Schwierigkeiten die neue Richtung zu weisen vermochten. Zu der Annahme, daß sich die kritische Periode dieser Schriftsteller dem Ende nähert, berechtigt auch das neueste, bereits nach „Der Mann und sein Name“ geschriebene Werk von Anna Seghers, in dem nach mehreren Jahren zum erstenmal wieder ihr ungewöhnliches Talent voll auf-

leuchtet: wir denken an den Zyklus von Miniaturerzählungen, der den Titel „Der erste Schritt“ trägt. Zu diesem Zyklus wurde die Autorin durch die machtvolle Entwicklung der internationalen Friedensbewegung inspiriert, in der sie bekanntlich rege mitwirkt. Die Aufgabe, die Anna Seghers sich stellte, war ungewöhnlich schwer, denn sie wollte in einem Werk von geringem Umfang die Verschiedenartigkeit der Menschen zeigen, die auf dem ganzen Erdball für Frieden und Fortschritt kämpfen. Ein außerordentlich fruchtbarer kompositorischer Gedanke erleichterte es ihr, die Schwierigkeiten zu bewältigen, die diesem so enorm breiten Thema entsprangen: im Anschluß an einen internationalen Kongreß versammeln sich einige zwanzig Delegierte aus den verschiedensten Ländern, um den letzten Abend gemeinsam zu verbringen. Jemand schlägt vor, jeder solle einen kurzen Bericht darüber geben, wie er in den Kreis der Friedenskämpfer gekommen ist, welches sein „erster Schritt“ auf diesem Wege war. Der Zyklus setzt sich aus diesen Erzählungen zusammen. Der „erste Schritt“, von dem berichtet wird, trägt immer das Gepräge eines unverwechselbar individuellen Ereignisses, aber gleichzeitig entspringt und erwächst jedes dieser Ereignisse aus einer konkreten historisch-gesellschaftlichen Situation, die für das gegebene Land in der gegebenen Zeit charakteristisch ist. So erreicht die Autorin eine tiefe künstlerische Verallgemeinerung von starker Aussage und widerspiegelt in vielfach sehr feinen individuellen Erlebnissen die typischen Erscheinungen der Epoche. Mehr noch: beinahe jede Erzählung schließt gleichzeitig die Selbstbiographie des Erzählers ein, der bei aller Bündigkeit der einzelnen Glieder des Zyklus sowohl durch seinen „ersten Schritt“ wie auch durch die Art, in der er seinen Bericht gibt, indirekt charakterisiert ist.

In „Der Mann und sein Name“ vermochte Anna Seghers für die Entwicklung Walter Retzlows keinen dem Inhalt entsprechenden kompositorischen Rahmen zu finden. Sie flüchtete sich in etwas, das sie selbst einmal als „Scheinfabel“ bezeichnet hat. Das Ringen der Autorin mit dem Thema fand seinen Niederschlag auch in dem uneinheitlichen Stil der Erzählung, der an manchen Stellen durch künstlich gedrängte Ausdrucksweise stört und in anderen Teilen wiederum durch unklare, nicht überzeugende Darstellung entmutigt. In „Der erste Schritt“ dagegen ist die Komposition übersichtlich und konsequent, die Darstellung außergewöhnlich sparsam und treffend, die Sprache zeichnet sich durch edle Natürlichkeit und ungewöhnliche Präzision des Ausdrucks aus. „Der Mann und sein Name“ erweckt Interesse und Achtung vor der Autorin, „Der erste Schritt“ regt nicht nur zum Nachdenken an, ruft nicht nur Bewunderung für die reife Kunst der großen Schriftstellerin hervor, sondern ergreift und – im tiefsten Sinn dieses mißbrauchten Wortes – mobilisiert.

ZUM PROBLEM DER HEIMATDICHUNG

Betrachtungen zu dem Gedichtband „Geliebtes Land“*

Die sogenannte deutsche „Innerlichkeit“ hat eine ganze Geschichte der Selbsttäuschung, des unbewußten und bewußten Verdeckens ihrer gesellschaftlichen Wurzeln hinter sich. Noch werden die „inneren“ Werte des kleinen Mannes bei den Dichtern des aufsteigenden deutschen Bürgertums der Verderbtheit der Sitten der großen Herren entgegengestellt, so etwa oft und oft (und mit unverkennbarer Gesellschaftskritik) bei Matthias Claudius:

*Ich danke Gott mit Saitenspiel,
daß ich kein König worden;
ich wär' geschmeichelt worden viel
und wär' vielleicht verdorben.*

*Auch bet' ich ihn von Herzen an,
daß ich auf dieser Erde
nicht bin ein großer reicher Mann
und auch wohl keiner werde.*

*Denn Ehr' und Reichtum treibt und bläht,
hat mancherlei Gefahren,
und vielen hat's das Herz verdreht,
die weiland wacker waren.*

Wir sehen aber heute rückblickend das verhängnisvoll Einseitige einer Gegenüberstellung des Königs –

*Dem König bringt man viel zu Tische;
er, wie die Rede geht,
hat alle Tage Fleisch und Fische
und Panzen und Pastet;*

* Günther Deicke, Lori Ludwig, Margarete Neumann: „Geliebtes Land“, Gedichte Aufbau-Verlag, Berlin 1954.

*und ist ein eigner Mann erlesen,
von andrer Arbeit frei,
der ordert ihm sein Tafelwesen
und präsidiert dabei...*

mit dem Bauern im „Abendlied eines Bauern“ von Matthias Claudius:

*Und haben wir nicht Herrenfutter,
so haben wir doch Brot,
und schöne, frische reine Butter,
und Milch, was denn für Not?*

*Das ist genug für Bauersleute,
wir danken Gott dafür,
wir halten offne Tafel heute
vor allen Sternen hier.*

*Es präsidiert bei unserm Mable
der Mond, so silberrein!
Und kuckt von oben in die Schale
und tut den Segen b'nein.*

Es präsidiert also schon hier die „mondbeglänzte Zaubernacht“ über der „deutschen Misere“ und segnet sie. Die Entwicklung verläuft nun so, daß die „großen Herren“ aus solchen Gedichten ganz verschwinden; die „kleine Welt“ des holden Bescheidens bleibt in sich beschlossn, verliert jeden Bezug zur „großen Welt“, wird ganz innerlich, ganz gemütvoll, wird romantisch, verspießert, wird gartenlaubenhaft – und wird schließlich in der imperialistischen Epoche des deutschen Bürgertums mythisiert. Die Gestalten der „kleinen Welt“, die Armen, Dienenden, die Knechte und Mägde werden zu Heiligen, zu mythischen Gestalten. Man lese in Richard Billingers Gedicht „Meiner Mutter!“:

*Hast versäumt den goldnen Tag
und der Lerchen hellsten Schlag!
Abends gingst du aus dem Haus
arm; gebüllt in deinen Flaus.*

*Nebel kroch zu deinen Füßen
und die Sonne lag vernichtet.
Immer hast du still verzichtet
und im Dunkel wandeln müssen.*

*Dienst im Himmel noch als Magd?
Hilfst dem Engel tagverkünden?
Willst dich mit dem Stern verbünden,
der sich in den Abend wagt?*

oder in seinem Gedicht „Die treue Magd“:

*Kein Halm war dein. Und doch, wie stolz
bieltst du vorm Ruf des Hauses Wacht.
Du gabst auf jeden Pfennig acht,
du wuschest, nähtest, sägtest Holz,
.
.
.
Du standst wie in geheimer Haft.
Du klagtest kaum. Du murrtest nie.
Es war, als ob all seine Kraft
der Herrgott deinen Armen lieb.*

Die sehr offenbare Unterdrückung wird als „geheime Haft“ mystifiziert. Und dies Gedicht ist mehr als anderthalb Jahrhunderte nach den Versen Gottfried August Bürgers entstanden:

*Wer bist du, Fürst, daß ohne Scheu
zerrollen mich dein Wagenrad,
zerschlagen darf dein Roß?
.
.
.
Die Saat, so deine Jagd zertritt,
was Roß und Hund und du verschlingst,
das Brot, du Fürst, ist mein.

Du Fürst hast nicht bei Egg und Pflug,
hast nicht den Erntetag durchschwitz.
Mein, mein ist Fleiß und Brot! –*

Aber nicht diese „plebejische“ Haltung hatte gesiegt, sondern die bürgerliche des Matthias Claudius. Doch wer kann leugnen, daß die Poetisierung der „kleinen Welt“ durch hochbedeutende Lyriker – um nur Mörike und Eichendorff zu nennen – in tiefer subjektiver Ehrlichkeit Perlen unserer Lyrik, ja der Weltlyrik gezeitigt hat! Wer kann leugnen, daß die Welt der verschlafenen Brunnen in den kleinen Städten, der mondbeglänzten Wälder und Felder unserer Heimat eine so unübertroffene Darstellung gefunden hat, daß sie uns heute noch überwältigt! Wer kann auch die hohe Kunst der landschaftlichen Stimmungsbilder der Impressionisten verleugnen; ja selbst die Mythisierung von Acker und Geflügelhof durch Britting und Billinger

sind verführerisch. Und der Rezensent gesteht, daß er sich zuweilen noch in den Ranken und Algen der Abgrund- und Nebelgedichte heutiger westdeutscher Naturlyrik verfängt, wenn er auf den platten optimistischen Naturgedichten in unseren Zeitungen ausgleitet.

Diese Vorbemerkungen sind nötig, wenn man bedenkt, vor welchem Erbe eine heutige Heimatdichtung steht. Sie möchte retten, was sich an Schönheit gebildet hat, und sie will diese Schönheit zugleich im Lichte der neuen Erkenntnis zeigen. Die Welt der Kleinstadt und des Dorfes, die ja zugleich eine Welt der Landschaft ist, wollen Günther Deicke, Lori Ludwig und Margarete Neumann nicht nur als subjektives Stimmungsbild, sondern als objektive Wirklichkeit wiedergeben. Sie haben sich also mit der Vergangenheit auseinanderzusetzen, mit den gesellschaftlichen Verhältnissen, die ja gerade aus der früheren Heimatdichtung herauspräpariert wurden, um das Anheimelnde (nicht das Heimatliche), das Idyllische, das scheinbar Befriedete zu retten. (Wie aber wirkt gerade das Heimatliche in Hölderlins Gedichten über den Main und den Neckar so unerwartet erschütternd, nachdem der Dichter erst seine Fernsehnsucht nach einer freien Welt in der Gestalt des alten Griechenland entwickelt hat!)

Günther Deicke führt in seinen „Bildern aus einer kleinen Stadt“ den Prozeß des Aufdeckens, des Entschleierns der „kleinen Welt“ künstlerisch geschickt durch. Er entwirft im „Eingang“ ein trautes, ungefährliches äußeres Bild des alten Städtchens und der Landschaft seiner Heimat. Im nächsten Gedicht schon klappt er dies Bildchen auf – und wir sehen ins Innere, wir erfahren von der Anatomie dieser kleinen Welt. Über ihr steht ein Fragezeichen: „Wer hält sie zusammen, wer?“ Und das Bild ist ein Krankheitsbild. Das wird nicht pathetisch, nicht aggressiv demonstriert; fast mehr mit leiser Ironie wird gezeigt, daß in dieser „kleinen Welt“ zwei Welten vorhanden sind:

*Der am Steinbruch verdiente, der hatte genug.
Er brachte sein Geld geruhig beim.
Nun ehrt ihn die Stadt im Leichenzug.
Der Pfarrer singt seinen schönsten Reim.*

Und er läßt die großherzige Stiftung nicht unerwähnt.

Und die andere Welt („Das ist Romantik einer kleinen Stadt“) sieht so aus:

*Man ist bedürfnislos in seiner Enge.
Hier wird geliebt, gelitten und geboren.
Und Kinder gibt es eine ganze Menge.
So war es immer. Keines geht verloren.*

*Und keines da, das etwas Rechtes weiß.
Wie soll es auch, es muß die Kleinen warten.
In dieser Jugend braucht man seinen Fleiß
zum Ziegenbüten, für den schmalen Garten.*

*Das sitzt im Sonnenglast auf manchen Treppen
und sieht die Tauben, die am Kirchturm fliegen.
Die kleinen Träume, die sie mit sich schleppen,
die reichen später nur zum Kinderkriegen.*

In diesen Anfangsgedichten, so auch in den knappen satirischen Strophen „Schule“, schwingt etwas von der Entlarvungspoesie Brechts, Kästners mit, allerdings schon, aus der Perspektive des überwundenen Zustandes, im gemilderten Ton. Auch die Töne des Krieges, in dem die „Idylle“ endgültig in die Brüche geht, sind leise angeschlagen in der Trauer des Mädchens, das vergeblich auf den Feldpostbrief wartet. Ebenso hebt der „Anfang“ unpathetisch an:

*Der Anfang ist immer mühsam
und den Stein zu hauen ist schwer.
Den Sprengstoff fraß der verfluchte Krieg,
und der Arm ist schwach, der den Schlägel wiegt,
und der Magen ist dumpf und leer...*

und auch die Situation „Auf dem Gutshof“, wo nun eine der beiden Welten weichen muß, –

*Das wird ein weidlich schlechtes Jahr
für Herrschaft und Gesindel.
Was immer nur die Zecke war,
von andern lebte Jahr um Jahr,
das schnürt sich nun sein Bündel...*

ist dichterisch prägnant geschildert, so daß die Bilderreihe bis hierher am geschlossensten und gelungensten erscheint. Doch schon in den beiden letztgenannten Gedichten beginnt sich die Losung statt des dichterischen Wortes einzuschleichen. Es ist poetisch nicht überzeugend, den Männern im Steinbruch zuzurufen:

*... ..
werkt euch die Hände blutig am Stein –
doch spürt, was es heißt:
befreit zu sein
und gemeinsam von vorn zu beginnen.*

Es sei hier an eine ähnliche „Anfangssituation“ in Huchels „Gesetz“ erinnert:

*Der Wind ließ leer die Tenne schweben
und riß der Dächer Rippen bloß.
Als Schatten auf dem Schutt zu leben,
ist das der armen Leute Los?*

*Doch in den heißen Junitagen,
da purpurrot die Klette blüht,
sah ich sie Stein und Balken tragen
und Eisen brüchig ausgeglüht.
Hart gruben sie, den Pflug zu heben,
dem morschen Schutt gab es den Stoß.
Als Schatten auf dem Schutt zu leben,
ist nicht der armen Leute Los.*

Hier wird indirekt die reale Kraft des Volkes, aus dem Niedergang sich selbst herauszuarbeiten, durch die Negation der Frage: „Als Schatten auf dem Schutt zu leben, ist das der armen Leute Los?“ auf schlichte, natürliche, dichterische Art gestaltet. Und die Leute werden nicht aufgefordert, während der mühsamen Arbeit eine „Losung“ zu „spüren“. Das ist unrealistisch, mag die Losung als solche noch so richtig sein. Und die Wendung „Im Volke wächst ein frei Geschlecht“ erscheint im Schatten der Klassikerzitate zu blaß.

Die eigentliche Problematik, die unsere gesamte Lyrik heute tief angeht, beginnt aber im folgenden Teil von Deickes Bilderreihe, die mit dem Gedicht „Kleine Welt“ anhebt. Der früheren „Kleinen Welt“, deren nun als fromme oder bewußte Lüge entlarvte Idylle und Romantik in Feuer und Rauch aufgegangen ist, wird die Kleinstadt von heute entgegengestellt. Das wird mit impressionistischen Mitteln und Aneinanderreihung von Sinnes-
eindrücken versucht:

*Im Hof die weiße Wäsche weht im Wind,
die Hühner gackern, eine Ziege schreit,
im Wagen unterm Birnbaum schläft das Kind,*

*Ein Bauer eggt und schreit sein Hü und Ho,
knallt in die Luft den scharfen Peitschenschlag,
und eine Turmuhr scheppert irgendwo
die Stunde blechern in den Nachmittag*

Arbeiter kommen von der Holzfabrik.

In diese Reihung neutralen, sozusagen überzeitlicher Bilder, die ein kleiner Ort vermittelt, werden nun optimistische Bilder quer eingeschossen, so daß der Eindruck von der kleinen Welt freundlicher als bei den vorangegangenen Stücken ist, etwa:

von mildem Lichte friedlich übersont

Ein Junge beißt ein großes Kuchenstück

voll Kinderglück im Tageseinerlei

Und schließlich kommt die Aufforderung:

Faß deinen Frieden, daß er wirklich sei!

Diese poetischen Mittel, wenn sie auch allenthalben mehr oder weniger geschickt in unserer heutigen Lyrik angewandt werden, sind untauglich. Deicke geht hier und in den entsprechenden folgenden Gedichten, „Das Buch“, „Arbeitsbeginn“, „Im Steinbruch“ und sogar in dem schönen Gedicht „Heimat“, hinter sein eigenes Gestaltungsvermögen zurück – und zwar in jenen Strophen, die gerade das Neue gegenüber dem Alten ausdrücken sollen:

*Die Fensterflügel öffnet weit die Mutter,
die Morgenküble scheucht den Traum der Nacht,
die Nachbarin bringt ihrem Vieh das Futter,
das Leben in der kleinen Stadt erwacht.*

*Und viele Schritte in den Morgen klingen,
Arbeiter gehn den Weg in die Fabrik.
Das Dasein blüht und wächst in breiten Ringen
in unsrer Stadt – in unsrer Republik.*

(„Arbeitsbeginn“)

*Das ist der helle Schlag der neuen Zeit,
Herzschlag der Freude, Pulsschlag heitrer Pflicht,
ist Saat und Ernte, Sehnsucht und Gedicht –
und klingt ins Land – klingt über Grenzen weit.*

(„Im Steinbruch“)

Wir erfahren in solchen Strophen nichts vom Wesen des Neuen. An Stelle der beschaulichen Idylle von früher ist eine pathetische Idylle von heute getreten. Und eine pathetische Idylle ist ein Widerspruch in sich, keine Rea-

lität. Der Dichter durchdringt nicht die Wirklichkeit, sondern reiht emphatische Behauptungen aneinander. Dabei hat er es gar nicht nötig. Im ersten Teil hat er mit sicherem Griff enthüllt, im zweiten Teil hätte er es auch tun müssen: es hätte sich kein Krankheitsbild geboten, sondern ein kräftiges Leben gegenüber Gegenkräften. Dies aufzuzeigen ist aber nicht in jeder Form möglich, vor allem nicht in der Form impressionistischer Beschreibung, die einer Weltschau entsprach, welche nicht von der Erkenntnis ausging, sich ihr vielmehr verschloß. So konnte ihm das neue Lebensgefühl im volksliedhaften Ton des „Singe, Säge, sing dein Lied“ weit besser gelingen. Oder in Strophen, die die Gedanken über die deutsche Heimat unmittelbar aus der Situation dichterisch erwachsen lassen:

*Am Mittag, eine Weile, liegt der Steinbruch stumm,
liegt überm weiten Rund der Mittagsonne Flirren,
drin Käfer baden, drin die Mücken schwirren,
die Hummel trägt dahinfliegt mit Gesumm.*

*Dann dröhnt der Sprengschuß weit ins Frankenland:
Salut der Heimat, Norden dir und Süden!*

Wie ist hier ausgezeichnet der Sprengschuß in die Stille hinein in einen aufrüttelnden Salut der ganzen, der ungeteilten Heimat verwandelt! Das ist Dichtung! Von den Gedichten, die die schmerzliche Teilung Deutschlands zum Gegenstand haben, erscheint aus ähnlichen Gründen am gelungensten „Geteiltes Land“, das mit dem Vers beginnt „Das Hinüber und Herüber ist ein schlechter Reim“.

Wenn der Rezensent meint, in solchen und ähnlich klingenden Versen etwas vom Ton Kubas herauszuhören, so ist damit nicht gesagt, daß Deicke nicht schon einen eigenen Tonfall hätte. Er ist da und hebt sich dadurch heraus, daß er kein Aufhebens von sich macht durch gesuchte Wendungen, sondern schlicht und melodisch der Aussage dient, wie etwa in dem schwer-mütig-innigen Gedicht „Liebe“ oder den Anfangsstrophen von „Heimat“:

*Über der Heimat vertrauten Gefilden
wandert der Sonne gesegnetes Jahr,
wehen die Winde und rauschen die milden
fruchtbaren Regen den Gärten ins Haar.*

*Singen die Wälder die uralten Träume,
dehnt sich das Weizenfeld golden und schwer,
wuchern im Frühling die Kirschblütenschäume,
brausen die stürmischen Herbstnächte her.*

In einer Reihe von Gedichten ist Lori Ludwig dem blanken Impressionismus verfallen, der nicht mehr blank ist. Gewiß mag die Freilichtmalerei bewährte Mittel zur Schilderung von Jahreszeiteindrücken, Stimmungen und allerhand Zuständlichem im Lauf des ländlichen Jahres liefern. Aber die Bewältigung unseres neuen Lebens bedarf frischerer Mittel. Und wenn nun der „Augustanfang“ und der „September“ und die Stimmungen „Im November“ (die gewiß ein bestimmtes literarisches Niveau wahren) in der Netzhaut hängen bleiben, so dringen auch die gutgemeinten Worte, das Leben zu erringen, höchstens bis zum äußeren Ohr:

*Wir wollen das Leben erringen,
das mehr ist als lastender Gang.
Wir wollen das frohe Gelingen
der Arbeit und nicht ihren Zwang.*

*Wir wollen das Leben erringen,
das schön aus der Dunkelheit tritt.*

Man kann auf Schritt und Tritt die Erfahrung machen, daß die Kehrseite der Parole der Naturalismus ist (sei es auch im oft reizvollen Gewand des Impressionismus) und umgekehrt. Die nicht in ihrer Bewegung und ihren Zusammenhängen erkannte und durch den Dichter ausgedrückte Wirklichkeit kann nicht tiefer wirken; es bleibt der in sich unvermittelte Augenreiz, ein rascher äußerer Wechsel, der nicht die tieferen Bewegungsgesetze spiegelt.

*Der Himmel ist wie Glas – so fein und schimmernd.
Die gelben Pfützen hat der Wind geleckt.
Der Traktorist gibt Gas. Die Ackerfurche
quillt schnurgerade. Eine Lerche weckt
die anderen mit ihrem hellen Singen.
Die Erde wartet, für die Saat bereit.
Motoren tackern schon in aller Frühe.
Das Herz hat Flügel, und sie tragen weit.*

Hier ist alles neben- und hintereinander gesetzt, der Atemgang, gerade wo er ausschwingen sollte (nach „quillt schnurgerade . . .“), wird abgeschnürt, so daß alles noch zerstückelter wirkt. In den wenigen sechs Zeilen wird außerdem noch unnötig wiederholt. „Motoren tackern schon in aller Frühe“ wirkt nur dehnend nach den Assoziationen, die sich beim Leser oder Hörer nach der Halbzeile „Der Traktorist gibt Gas“ einstellen. Selbst „Die Erde wartet, für die Saat bereit“ ergibt sich aus dem bereits Gesagten. So sinkt schon

nach fünf Zeilen das ästhetische Interesse des Lesers – und in der achten soll sich sein Gefühl plötzlich erheben: „Das Herz hat Flügel, und sie tragen weit.“ Für diesen Aufschwung ist aber in den sieben Zeilen naturalistisch-impressionistischer Notizen nichts getan. Von dem herrlichen Ineinander- und Aufeinanderwirken innerhalb der Natur und zwischen der Natur und den arbeitenden und fühlenden Menschen spüren wir eigentlich gar nichts: die Flügel unseres Herzens sinken matt herab. Der Rezensent meint, daß es hier nicht so sehr am mangelnden Gefühl der Autorin liegt, sondern an mangelnden Kunstüberlegungen, die auch in der Lyrik nicht unwesentlich sind. Mit Mitteln dieser Art kann nicht der Jubel des Lebens, den die Autorin ausdrücken will, gestaltet werden. Bewegt und bewegend, durchdrungen und durchdringend muß der Dichter mitten im Bewegten und sich Bewegenden stehen. Und Lori Ludwig hat in einer äußeren Bewegung und in einer inneren Bewegung von hübschen Bildeinfällen das geschlossenste Gedicht des Bändchens geschrieben. Es heißt „Unterwegs“ und mag hier ganz stehen:

*Kalte Regenfinger klopfen
unentwegt auf meinen Rücken,
und ich schreite schneller aus.
Von dem Umbang sickern Tropfen.
Es gibt keine Regenküken,
in der Nähe auch kein Haus.*

*Telegrafendrähte summen.
Butterblumentupfen blicken
aus dem nassen Gras hervor.
Und am Rand, dem buckelkrummen,
kann der Löwenzahn nicht flicken,
was er jetzt vom Kopf verlor.*

*Aber Lerchenlieder bringen
ihren Jubel in die Stunde,
und kein Regen dämmt ihn ein.
Felder lassen sich durchdringen.
Mit der Fruchtbarkeit im Bunde
ist nicht nur der Sonnenschein.*

*Und ich geh, um heimzukommen,
geh mit schwergewordenen Schuben;
denn der Weg ist aufgeweicht.
Doch mein Herz schlägt nicht beklommen.
Regen fällt, um wohlzutun,
und mein Dorf ist bald erreicht.*

Wer so hübsche Wortbildungen wie „Regenlücken“ prägen, Beobachtungen als lustiges Geschehen ausdrücken kann wie: „Und am Rand, dem buckelkrummen, kann der Löwenzahn nicht flicken, was er jetzt vom Kopf verlor“, und Wahrheiten so schlicht sagen kann: „Mit der Fruchtbarkeit im Bunde ist nicht nur der Sonnenschein“, der sollte sich seiner Kunst bewußter werden und in seiner Auswahl wählerischer sein. Denn dies Gedicht ist geglückt – und ist ein wirklich neues Heimatgedicht geworden. Die letzte Zeile „Und mein Dorf ist bald erreicht“ ist durch die Art, wie der Gang durch die Natur, durch ihre scheinbaren Unbilden und durch die Felder geschildert wird, nämlich als etwas tief Vertrautes und Inniges, so sehr vorbereitet, daß hier das „mein“ in „mein Dorf“ mehr sagt als das tausendmal gebrauchte „volkseigen“. Das Allgemeine und Persönliche sind eines.

Vom ganz Persönlichen her lebt auch das Gedicht „In der Abendkühle“. Großenteils gelungen sind auch „Julitag“ und „Arbeitstag“; doch auch hier müßten an manchen Stellen die handwerklichen Mittel untersucht werden, ob sie der Aussage immer dienlich und gemäß sind. Und wenn in diesen Gedichten nicht alles „erzursprünglich“ ist, so ist doch alles von der persönlichen Empfindung durchtränkt. Das gut ansetzende Gedicht „Beim Feder-schleifen“ zergeht wieder in einem impressionistischen Verfliegen, ein Kunstkniff, mit dem einst der Impressionismus etwas aussagen wollte, was der Jungbäuerin Lori Ludwig gewiß fernliegt. So wirkt es „literarisch“. Und die „Neujahrsvorbereitungen“ trocknen im Zuständlichen ein.

Die Gefahr der neuen „Idylle“, die sich in manchem Gedicht Deickes ankündete, sitzt in Lori Ludwigs Gedichtzyklus „Im Kulturhaus“ ganz naiv da. Man meint einem „Defregger“ in unserer Errungenschaft dörflicher Kulturhäuser zu begegnen. Feine Lasurfarbe ist aufgetragen. Durch die Hochglanzpolitur scheint nichts mehr vom „Hintergrund“ einer solchen Errungenschaft durch.

*Behaglich verschnauwend sitzen die Bauern
in weichen Sesseln, die Pfeifen im Mund.
Der Tag ist entschlummert hinter den Mauern.
Im Heimatdorf bellt wachsam ein Hund.*

*Still ruhen die flinken Hände der Frauen
im Schoß, wie dankbar zur Andacht bereit.*

Lori Ludwig hat in manchem Vers ihres Sonettenkreises „Ihr auf dem Lande“ sich selbst Maßstäbe aufgestellt, die es notwendig machen, auch den Zyklus „Im Kulturhaus“ mit strengen Augen zu betrachten.

Einer solchen Gefahr setzt sich Margarete Neumann kaum aus. Ihre Lyrik entgeht freilich nicht immer der Formaufweichung, wenn wir als ein oberstes Gesetz der Lyrik die Prägung ansehen. Prosa schleicht sich zuweilen in den Rhythmus ein, so daß er dann erschlafft. Die Autorin hält ihre Aussagen aber durch leitmotivische Zeilen und Strophen, durch den Refrain zusammen. Schon dadurch kommt sie dem Volksliedhaften nahe, und in diesem besteht der Reiz und die Stärke manch eines ihrer Gedichte, vor allem der hinströmenden Strophen „Am Fluß“, die ein altes Motiv, das ins Persönlich-Tragische führte, in einem neuen, kräftigeren Bewußtsein abwandeln:

.....
*Weidenbaum, ach Weidenbaum,
Last zu alten Plagen
bringet Liebe für die Magd,
– kann es nicht mehr tragen!*

*Wiegt voll Trost der Weidenbaum:
Sollst am Abend kommen,
nimmt dich auf der weiße Schaum,
keiner hat's vernommen!*

*Weidenbaum, mein guter,
was kann dein Rat taugen?
Wenn das Kleine mir gerät,
Fäuste sind's und Augen!*

*Vogt hatt' einen bösen Traum,
hetzten ihn mit Hunden,
unserm Zorn entrann er kaum,
hat kein Dach gefunden.*

*Schilt kein Vogt, mein Weidenbaum,
uns gehört die Erde,
Fluß und Feld und Wald und Haus
und die bunte Herde!*

Hier ist die neue menschlichere Gesellschaftslage an Hand eines alten ewigen Schicksals und angesichts der alten ewigen Natur dichterisch schön und tröstlich herausgehoben. Ebenso in den Versen „Von der verlorenen Liebe“. Dadurch aber, daß die Autorin die Töne der Freude und des Schmerzes mischt, das Alte und Neue ineinandergreifen, die Ängste und Gefahren bestehen läßt:

*Warum weinst du, Kind, bist du uns böse,
weil dein Bettchen so im Zwielflicht steht?*

dadurch kommt ein platter Optimismus nicht auf. Ein feiner Schleier liegt über den Aussagen, der dann aber auch eigentümlicherweise die kristallene lyrische Klärung ganze Strecken lang vermissen und kein zündendes Feuer aufkommen läßt. Ein wenig zu sehr abhängig von der Art der Neuzalschen Strophen „Ich singe den Frieden“ sind die Verse „An eine junge Linde“. Alles in allem ist aber die eigentümliche poetische Begabung der fast unbekannten Autorin kaum zu überhören, freilich aus den wenigen Veröffentlichungen wiederum auch noch nicht ganz zu überschauen.

Angesichts des Bändchens, das im ganzen als ein durchaus tauglicher Versuch anzusehen ist, die „kleine Welt“ aus dem „Romantischen“ wie auch aus dem Blut-und-Boden-Mythos herauszulösen und in die Wirklichkeit der menschlichen Gesellschaft hineinzusetzen, wird auch die Situation unserer Lyrik klar. Denn hier sind Themen und Töne angeschlagen, die eine lange und große Tradition haben. So wird man unwillkürlich zum Vergleichen aufgefordert. Das Hauptproblem wird darin bestehen, der sogenannten „Heimatdichtung“ die Anführungsstriche zu nehmen, in die sie durch die unkritische, provinzielle und reaktionäre Haltung der sogenannten „Heimattichter“ der letzten Dezennien geführt wurde. Denn die Heimatdichtung unserer großen Epochen ist Nationalliteratur im besten Sinne gewesen; von Matthias Claudius' „Der Mond ist aufgegangen“ über Hölderlins großartige Gedichte, über Eichendorffs Wanderlieder, Mörikes „Besuch in Urach“, über Drostes Heidebilder, Heines „Nordseezyklen“ bis zu Liliencrons und Dehmels Landschafts- und Stimmungsbildern, um einige Namen der Tradition zu nennen. Die Heimatdichtung steht und fällt mit der Weltanschauung und Erlebniskraft des Dichters. Nur durch die Weite der Sicht und die Tiefe des Gefühls kann der kleinste geographische Bezirk in den großen Atem der Welt gestellt und ein Teil von ihr werden. Am schwächsten sind darum auch die Gedichte im Band „Geliebtes Land“, die noch die Mittel naturalistischer Notierung von Sinneseindrücken benutzen, gelungener jene, die den volksliedhaften Ton treffen, persönliches Erleben an den objektiven Gegenstand knüpfen oder enthüllende Kritik üben. Es ist nicht abwegig, von einer Heimatdichtung zu verlangen, daß sich an einem Weiler oder an einer Dorfstraße oder an Menschen, die auf dem Felde arbeiten, die tiefsten menschlichen Probleme, ja die Weltprobleme entzünden. Hölderlin und Mörike zeugen davon. Es wird interessant sein, die Entwicklung der Autoren dieses Bändchens zu verfolgen, überhaupt die Entwicklung der Dichtung über die „kleine Welt“, wie sie wieder in die große Dichtung einmünden mag. Und neugierig darf man sein, welche Maßstäbe Huchel mit seiner Dichtung „Das Gesetz“ aufstellen wird.

Günther Cwojdrak

Blick in die Werkstatt

Arnold Zweig: „Die Feuerpause“, Aufbau-Verlag, Berlin 1954.

Arnold Zweigs Grischa-Zyklus ist ohne Zweifel das bedeutendste deutsche Romanwerk über den ersten imperialistischen Krieg: entsprechend groß war die Spannung, mit der ich die Lektüre des fünften Bandes, des Romans „Die Feuerpause“ begonnen habe.

Machen wir uns zuerst mit dem Buch bekannt. In einem Nachwort berichtet Arnold Zweig über die Entstehungsgeschichte dieses Werkes, schildert mit der ihm eigenen Offenheit die verschiedenen Arbeitsperioden, Pläne, Konzeptionen, Umarbeitungen, die das Buch seine endgültige Gestalt annehmen ließen, in der es jetzt der Öffentlichkeit vorliegt. Arnold Zweig sagt: „Zunächst muß berichtet werden, daß der Kern dieses Buches bereits 1930/31 entstand, als Urform des Werkes, das fünf Jahre später als ‚Erziehung vor Verdun‘ in Amsterdam gedruckt wurde.“ Andere Arbeiten, die politische Entwicklung in der Weimarer Republik hielten Arnold Zweig mehrere Jahre davon ab, dieses Werk zu beenden: es kam der Hitlerfaschismus, es folgte die Emigration. In Haifa überprüfte der Autor das Manuskript, in der Absicht, die Arbeit fortzusetzen, aber jetzt stellte sich „etwas Merkwürdiges heraus: Nicht nur die Entfernung von daheim, sondern auch die immer weiter wachsende Einsicht in die Struktur des kaiserlichen Deutschlands, wie sie sich in den verschiedenen Klassen und Schichten des damaligen Heeres aus-

drückte, bot jetzt ein neues Relief und eine größere Aufgabe. Keinen Ich-Roman hatte der deutsche Intellektuelle aus seinen Erlebnissen zu gestalten, sondern ein möglichst getreues episches Bild des Heeres, das heißt des Staates, das heißt der Klassenkämpfe, die sich innerhalb der feldgrauen Welt abspielten.“

Ein solches großes episches Bild des Heeres, der Klassenkämpfe, die sich während des Krieges abspielten, hat Arnold Zweig in seinem Roman „Erziehung vor Verdun“ in der Tat gestaltet. „Erziehung vor Verdun“: die Erziehung des humanistischen Bürgers zum Kampf gegen den imperialistischen Krieg, die Formung des bürgerlichen Intellektuellen Bertin, seine bitteren Erlebnisse und seine wachsende Einsicht, sein Weg zur Solidarität mit dem revolutionären Proletariat – das ist in diesem Roman, der ebenso wie „Der Streit um den Sergeanten Grischa“ ein Welterfolg wurde, erregend und gütig erzählt worden.

Und jetzt hat Arnold Zweig noch einmal auf die Urschrift seines „Verdun“-Manuskriptes, auf jenen um 1930 begonnenen Ich-Roman zurückgegriffen, hat Einleitung und Schluß neu gefaßt, hat gestrichen, überarbeitet, neue Einzelzüge hinzugefügt, hat sein „Weltbild von 1930 an dem heutigen“ geprüft und „viele seiner Bereicherungen ins gestaltende Bewußtsein“ gehoben. Abschließend sagt Arnold Zweig: „Daraus ergab sich schließlich ein neues Buch mit dem neuen Titel ‚Die Feuerpause‘. Seinen Kern, immer noch unverändert und nur stilistisch ins reine ge-

bracht, lieferte mir nach wie vor die Niederschrift von 1930; ich ließ mir aber nicht die vielen Möglichkeiten entgehen, schon dieses Manuskript einzugliedern in die Gestaltung des Gesamtwerkes „Der große Krieg der weißen Männer“, seine Typen zu bereichern und kleine Lichter anzustecken, um Hell und Dunkel der zu Ende gehenden Siegerepoche unserer damaligen Herrenklasse hervorzuheben.“

Das ist die Werkgeschichte, wie Arnold Zweig sie uns im Nachwort des Romans „Die Feuerpause“ berichtet. Man muß sie kennen, um „Die Feuerpause“ richtig beurteilen zu können; man muß Arnold Zweig für seine Erläuterungen dankbar sein, weil sie es erleichtern, dieses Buch in den Zusammenhang des großen Romanwerks einzuordnen.

Arnold Zweig gibt uns in dem Nachwort, auch Aufschluß über die Motive, die ihn veranlaßt haben, eine auf solche Weise veränderte Urschrift seines „Verdun“-Romans der Öffentlichkeit vorzulegen. Er schreibt: „Es ließ sich nicht leugnen, daß faschistische Diktatur und ein zweiter Weltkrieg von sechs Jahren die Kulturkruste nachhaltig abgeschliffen hatte, welche sich seit 1918 wieder zu bilden begonnen.“

Einer jungen Schriftstellergeneration mußte der Unterschied zwischen einem autobiographisch erzählten Ablauf von Ereignissen und einem episch gestalteten Roman auf der Basis des gleichen Stoffes vorgeführt werden – nicht nur der deutschen Jugend, sondern ebenso sehr den Lesern aller Länder, über die faschistische Barbarei hinweggegangen war. Die gerettete Urschrift von „Verdun“ taugte dazu vortrefflich.“

Diese Auffassung Arnold Zweigs vermag ich nicht völlig zu teilen. Meiner Meinung nach muß man hier eine Unterscheidung treffen: für jeden Schriftsteller, für jeden Kritiker und Literaturwissenschaftler ist es außerordentlich wertvoll zu sehen, wie Arnold Zweig den gleichen Stoff zweimal auf verschiedene Weise behandelt hat. Jeder wird dankbar sein, daß er einen tiefen Blick in die Werkstatt eines

großen Romanciers tun konnte, daß er Augenzeuge lebendiger Schöpfungsprozesse geworden ist, die den Dichter mehr als zwei Jahrzehnte in Anspruch nahmen. Wird aber für die überwiegende Mehrzahl der Leser ein solches spezielles Interesse im Vordergrund stehen? Der Erlebnisstoff in „Erziehung vor Verdun“ und im Ich-Roman „Die Feuerpause“, die Erlebnissubstanz, unterscheidet sich sehr wenig. In „Erziehung vor Verdun“ ist dieser Erlebnisstoff episch verarbeitet, vielfältig verknüpft, souverän bereichert, durch Gegenhandlungen abgerundet und objektiviert. Der Leser erlebt die Handlung ohne jede Distanz, ist völlig in die Unmittelbarkeit der Geschehnisse versetzt, bangt auf jeder Seite um die Helden, leidet mit ihnen und teilt ihre Triumphe.

Im Ich-Roman „Die Feuerpause“ wird dem Leser der gleiche Erlebnisstoff, ohne die kontrapunktische Gegenhandlung, noch einmal rückschauend erzählt. Im Herbst 1917 hat sich in Merwinsk, im Gebiet des Oberkommandos Ost, jene Runde versammelt, die wir aus dem „Streit um den Sergeanten Grischa“, später aus dem Roman „Einsetzung eines Königs“ kennen: ihnen, dem Oberleutnant Winfried, dem Feldwebel Pont, dem Kriegsgerichtsrat Posnanski, den Lazarettwestern Bärbe Osann und Sophie von Gorse, erzählt der Schreiber und Schriftsteller Werner Bertin seine Erlebnisse vor Verdun. Bertin ist reifer und kritischer geworden, hat von diesen Erlebnissen Abstand gewonnen. Aber auch der Leser hat Abstand gewonnen, er erlebt die Ereignisse, die ihm aus „Erziehung vor Verdun“ zum größten Teil bekannt sind, noch einmal rückschauend: die retrospektive Ich-Erzählung Bertins nimmt die unmittelbare Spannung.

Bertins Ich-Erzählung seiner Erlebnisse vor Verdun ist der Hauptinhalt des Romans „Die Feuerpause“. Bereichert wird diese Erzählung durch Rede und Gegenrede der verschiedenen Zuhörer, durch psychologisch fein differenzierte Reflexionen, die Bertins Bericht auslöst. Bereichert wird Bertins Erzählung auch durch

einige neue Episoden, durch neue Schlußfolgerungen, zu denen Bertin gelangt ist. Die Handlung, die sich in Merwinsk im Herbst 1917 abspielt, bleibt Hintergrund, tritt nur episodisch hervor – Bertins Erzählung dominiert völlig. Ausführlich wird die Reaktion verschiedener Personen auf die beginnenden Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk dargelegt, die Friedenssehnsucht der großen Masse, ihre erwachende Kampfbereitschaft gegen den Krieg; skizziert werden auch die Schachzüge der Diplomaten und Generalstäbler, die den Krieg bis zu ihrem Sieg fortsetzen möchten. Aber diese Teile des Romans wachsen nicht zu einer selbständigen, in sich verzahnten Handlung mit Aktion und Gegenaktion: sie verdeutlichen und beleben lediglich den Hintergrund für Ber-

tins Erzählung seiner Erlebnisse vor Verdun.

Aus diesen Gründen hat Arnold Zweigs Ich-Roman „Die Feuerpause“ mich nicht voll befriedigt. Möglich, daß das an den Erwartungen liegt, die ich an das Werk geknüpft hatte, möglich, daß andere dieses Werk ganz für sich betrachten und genießen können, daß sie sich an der kunstvollen Ich-Erzählung zu erfreuen vermögen, ohne solche Vergleiche anzustellen. Mein Urteil wird bestimmt durch den Vergleich mit dem Roman „Erziehung vor Verdun“, dem ich entschieden den Vorzug gebe – unabhängig davon, daß ich dem großen Romancier Arnold Zweig dankbar bin für den tiefen Einblick in seine Schaffensprozesse, wie ihn „Die Feuerpause“ vermittelt.

F. C. Weiskopf

Hohe Schule der Sprache

Karl Kraus „Die Sprache“, herausgegeben von Heinrich Fischer, Kösel-Verlag, München 1954

Es ist bedauerlich, daß noch keiner unserer Verlage eine Auswahl aus den Werken von Karl Kraus herausgebracht hat. Hierin sind uns die Westdeutschen voraus, wenn auch die – sehr schön gedruckte und gediegen aufgemachte – Ausgabe des Münchener Kösel-Verlags wegen ihres hohen Preises und ihrer niedrigen Auflage nicht allzu viele Leser finden dürfte. Gewiß, da ist die Hürde der Verlagsrechte, und es wird vielleicht schwer sein, von den Inhabern der Urheberrechte, die in London und New York sitzen, eine Lizenz zu erhalten. Aber versuchen sollten es unsere Verleger doch. Schon die Aussicht, ein solches Werk wie „Die Sprache“ den Schriftstellern, Sprachwissenschaftlern, Lehrern und überhaupt allen Liebhabern unserer Muttersprache in der Deutschen

Demokratischen Republik zugänglich zu machen, ist einen erheblichen Aufwand an Mühe und Geld wert!

„Die Sprache“ erschien bereits einmal: in Wien Anno 1937. Der damalige Herausgeber, Dr. Philipp Berger (während der Nazizeit nach Polen verschleppt und dort umgebracht) beschränkte sich darauf, das von Karl Kraus noch vor seinem Tod zusammengestellte und korrigierte Manuskript „gewissenhaft zu betreuen“, eingedenk eines Satzes, den der Verfasser gleichsam als Mahnung an die Verwalter seines literarischen Nachlasses hinterlassen hatte: „Mir liegt auch 30 Jahre nach meinem Tode mehr an einem Komma, das an seinem Platze steht, als an der Verbreitung des ganzen übrigen Textes.“ Auf ein kritisches, erläuterndes, analysierendes Voroder Nachwort verzichtete Dr. Berger.

Der neue Herausgeber, Heinrich Fischer, ist von der Praxis seines Vorgängers ab-

gewichen. Er hat den Text selbst um vier Stücke – insbesondere die ebenso gewichtige wie schwierige und reizvolle Betrachtung über „Subjekt und Prädikat“ – vermehrt, wofür wir ihm Dank wissen. Auch die „Anmerkungen“ stellen eine Bereicherung dar, und ebenso muß die Zusammenfassung der Erscheinungsdaten aller Aufsätze in einer besonderen „Bibliographischen Notiz“ als Verbesserung gegenüber der Erstausgabe gewertet werden. Fragwürdig erscheint uns dagegen das Nachwort, einmal deshalb, weil es Karl Kraus losgelöst von seinem historischen, politischen, sozialen und literaturgeschichtlichen Hinter- und Untergrund betrachtet, und zum anderen wegen seiner völlig unkritischen, beinahe verzückten Haltung dem Mann und dem Werk gegenüber – ganz abgesehen von allerhand Ausflügen ins Tiefgeschwätz über den „metaphysischen Zwang“ des „Egozentrikers der Kunst, das göttliche Zentrum der Sprache in sich selbst aufzuspüren“, und dergleichen mehr. Immerhin finden sich in Fischers Nachwort auch interessante Hinweise auf die Ähnlichkeit zwischen gewissen Formulierungen von Kraus und solchen von Lessing und Jean Paul, und die treffende Beobachtung, daß „Karl Kraus alles, was ihn bewegte: Eros, Krieg, Technik, Chaos, Auflösung und Glauben, immer erst ganz tief im Reich der Sprache und durch deren Medium zu erfassen schien, so daß er vielleicht dem ‚Leben‘ ferner stand als andere Dichter, doch der Sprache näher, die ihm gewissermaßen zur ersten Natur wurde“. Ja, er stand wirklich dem Leben ferner als der Sprache, und ein Herausgeber oder Kritiker, der das Leben ohne die metaphysisch-egozentrischen Anführungszeichen des anbetenden Kraus-Jüngers sieht, könnte hier den Schlüssel zum Verständnis der Grenzen und Unzulänglichkeiten des großen Sprachkünstlers, Kritikers und Schriftstellers Karl Kraus finden – jener Grenzen, die ihn gegen Ende seines Lebens resignierend verstummen ließen, als es galt, schärfer gegen die Barbarei zu reden denn

je zuvor; und jener Unzulänglichkeiten, die ihn zuweilen aus der geliebten Sprache einen Fetisch, aus der Sprachkritik ein Haarespalten und aus der Sprachschöpfung eine Kunst um ihrer selbst willen machen ließen.

Aber auch wenn man derart kritisch gewappnet an die Lektüre der „Sprache“ herangeht und in ihrem Verlauf seine Vorbehalte durch manche Glosse und manchen Aufsatz bestätigt findet, wird man immer wieder von Entzücken und Bewunderung über den Sprachwitz, das Sprachgefühl, die Sprachgewalt und die Sprachkenntnis, die sich auf jeder Seite kundtun, erfüllt werden. Die in den vier Kapiteln von der „Sprachlehre“ enthaltenen Glossen bilden zusammen eine Art Fibel des Umgangs mit der Sprache und ihren Nücken und Tücken. Wie exakt wird da, um nur ein Beispiel aus vielen herauszugreifen, die gedankenlose Metaphernproduktion seziert! „Über ein Shakespeare-Wörterbuch schreibt in der Neuen Freien Presse ein Herr, der mit dem Wort auf einem so beschaffenen Fuß steht: Shakespeares Welt sei eine Insel der Seligen, die jeder verlangenden Hand ihre goldenen Früchte reicht. *Allerdings auch ein Eden mit einigen Bäumen der Erkenntnis, von denen es mehr als genug harte Nüsse zu brechen gilt.* Abgesehen von der Schwierigkeit der Vorstellung, daß es etliche Bäume der Erkenntnis gibt und daß es Nußbäume sind, kann man von einem solchen zwar Nüsse brechen, nämlich pflücken, aber für die Schwierigkeit dieses Brechens ist es völlig irrelevant, ob sie mehr oder weniger hart sind. Eine harte Nuß brechen kann nur heißen: sie aufbrechen, nachdem sie schon vom Baum gebrochen ist. Das meint er aber nicht, sondern er meint, daß es die Früchte vom Baum der Erkenntnis zu brechen gilt, was wieder darum seine Schwierigkeiten hat, weil es ja verboten ist. Item er meint, es gelte, die Nüsse von den Bäumen zu brechen . . .“

Die Stücke „Der Reim“, „Der und welcher“, „Vom Bäumchen, das andere Blätter hat gewollt“ bieten auch dem

Kenner neue Erkenntnisse oder zeigen ihm alte Erkenntnisse in neuem Licht. Und der Essay „Subjekt und Prädikat“⁹ gar eröffnet uns den Zugang zu dem, was man vielleicht die innersten Regionen der Sprache nennen könnte. Die Einleitung dazu sei hier zur Gänze zitiert, weil sie nicht nur eine wesentliche Seite der Kraus-schen Beziehung zur Sprache zeigt, sondern auch eine Art der Bemühung um Sprachprobleme darstellt, die von uns – zu Unrecht – so gut wie völlig außer acht gelassen werden. „Wie alles, was zur Sprachlehre gehört, und mehr als alles andere, bietet diese Untersuchung die Aussicht einer Mühsal zu keinem größeren, keinem geringeren Ergebnis als dem des Einblicks in eine Unbegrenztheit von Beziehungen, die das Wort, und das kleinste unserer Sprache, durchzuleben vermag. Also einer

Ahnung davon, daß es in jeder Form seines mechanischen Gebrauchs ein Organismus sei, umgeben und gehalten vom Leben des Geistes. Die Berührung dieses Geheimnisses – und möchte es am Ende die Klärung einbeziehen und würde Bewiesenes erst problematisch –: sie eröffnet den Zugang in ein Wirken der Sprache, das denen, die sie sprechen, bis nun verschlossen war; und hätte man vergebens nachgedacht, so wäre dies der Gewinn. Wie vor allem, was zur Sprachlehre gehört, muß sich der Leser entscheiden, einer zu sein, dem solches die Mühsal lohnt, oder es nicht zu sein.“

Nochmals: man sollte nichts unversucht lassen, um die Lizenz für eine Reihe ausgewählter Schriften von Karl Kraus – darunter unbedingt „Die Sprache“ – zu erhalten.

Karl Mundstock

Auf gutem Wege

Willi Schweickert: „Es hat einer roten Wein verlangt“, Erzählungen, Mitteldeutscher Verlag, Halle 1953.

Vor uns liegt ein Novellenzyklus; die sechs Geschichten sind durch die siebente, die Geschichte des Gewehres 25262, zu einem Ganzen verbunden. Die Vorgänge um das „Gewehr 25262“ sind zwischen den einzelnen Novellen aktenkundig gemacht: Geschichte der deutschen Arbeiterklasse in einem Gewehr vergegenständlicht und in Protokolle umgesetzt. Die Tendenz wird in diesen eingefügten Protokollen nicht etwa grob ausgesprochen, sie ist enthalten in den nüchternen Meldungen der Tatbestände, in der Atmosphäre des Waffenamtes, in der Situation des Schreibers, in der Genauigkeit des Details. Die künstlerische Geschlossenheit ist nicht ganz erreicht. Aber Schweickert hat auch etwas

Neues versucht, eine natürliche, der historischen Wirklichkeit entspringende Verknüpfung verschiedener Stoffe zu einer literarischen Einheit.

In die vierte Erzählung wird das Gewehr wenig glaubhaft hineingebracht. Es wird von dem verhafteten Antifaschisten Leismann einem Nazipolizisten entrissen und auf die Pritsche des Überfallwagens geworfen. Ich möchte den sehen, der im März 1933 eine solche Tat wagen durfte und nicht auf der Stelle zusammengetreten wurde! Die Köpenicker Blutwoche erzählt uns eine andere historische Wahrheit als Schweickert. Später wird uns ein glaubhafter Fall von Entwaffnung – leider nur – berichtet. SA-Führer Schmettke will mit seinem Sturm im selben März 1933 Arbeitersportler in ihrem Lokal ausheben. Dabei verliert er das Gewehr 25262 im Handgemenge und flieht hinaus. Solcher Wider-

stand antifaschistischer Trupps war unter günstigen Umständen damals noch möglich und ereignete sich bisweilen. Wir haben es, zum Unterschied von der zufälligen Einzeltat des Leismann, hier mit einem unerhörten, die historische Situation blitzartig erhellenden, einem historisch wahren Fall zu tun.

In der ersten Novelle bildet der Beginn der Gewehrsgeschichte den Kern der Fabel. Im Verhalten zum Gewehr zeigt sich, wes Geistes Kind jeder ist. Klassenstellung und Individualität der Personen werden durch diese Beziehungen klar. Und gerade das, gerade der klare Aufbau der Novelle von der vergegenständlichten Historie her, verleitet den Autor zu einer Todsünde an der Erzählkunst. Er zeigt die Tendenz mehr in Rede und Gedanken als in Situation und Handlung.

Bringt Schweickert das Gewehr in seine vierte Erzählung etwas gewaltsam hinein, so verzerrt er die fünfte Erzählung zur Unwahrheit durch eine Art Happy-End mit dem Gewehr. In ihr verläßt der kommunistische Funktionär Uhlig wegen des Gewehrs und wegen eines verabredeten Treffs sein illegales Quartier. Er wird gefangen genommen, entrinnt der Gestapo und trifft doch noch auf Styx. Nach diesem eindrucksvollen Sieg des – auch in seinen menschlichen Schwächen – sympathischen Helden stößt Uhlig im Bett an das Gewehr. Ein Kurier hat es gebracht. Als ob in der Illegalität von 1935 Kuriere nach Gewehren auf die Reise geschickt wurden! Das heißt doch sehr leichtfertig mit der historischen Wirklichkeit umgehen, das bringt einen falschen Akzent in die sonst richtige Darstellung des illegalen Widerstandes.

Der natürliche, der Wirklichkeit entsprechende Weg des Gewehrs liegt offen vor uns. In der sechsten Geschichte besitzt es der Kraftfahrer Langpohl. Wir müssen erraten, wie es in seine Hände geraten ist; der Leser will es aber wissen. Ist Langpohl nicht der Mann, der das Gewehr anstelle Uhligs erhalten und nach Berlin schaffen sollte? Der Logik der Geschichte nach mußte es Langpohl bekommen, weil er es

ins KZ Sachsenhausen und dort dem französischen Patrioten Rigaud in die Hände schmuggelt.

Wie natürlich und glaubwürdig kommt demgegenüber das Gewehr aus der ersten in die zweite Geschichte! Von Meister Kunick ist es aus der Waffenfabrik entwendet worden, seine Frau gibt es einem jungen Spartakisten. Im Kampf geht es an die Nosketruppen verloren, kommt von dort zu Gutsbesitzern, die ihre Landarbeiter für den faschistischen Umsturz drillen. Nach einer Meuterei der Irreführten wird es fortgeworfen, vom Finger der Polizei und von dieser, der SA übergeben. Sein Verlust „im Zuge der Machterringung“ wird gemeldet, Kommunisten haben es erobert, verstecken es, geben es französischen Patrioten ins KZ, retten dadurch deren Leben – eine Geschichte, die „Geschichte“ ist, geschehen und lebenswahr.

Im „Sinngedicht“ ist es Gottfried Keller gelungen, *alle* Novellen durch die auftretenden Erzähler zwanglos aneinanderzukuipfen. Hier gibt es nicht den geringsten Bruch. Der Rahmen wird selbst von einer Novelle gebildet, die durchgehend erzählt wird. Es geht um die Anerkennung der Frau als menschlich gleich hoch stehendes Wesen durch den Mann, um ihre Stellung in der bürgerlichen Welt. Das wird zwischen den Liebenden heiter, aber kämpferisch ausgetragen, durch Erzählungen belegt, der Disput Reinhardts und Lucias führt uns von Erhebung zu Erhebung auf den Gipfel, und wir merken gar nicht mehr, daß die feine Liebesnovelle ein Rahmen ist, die andern Novellen eingerahmt sind. Dabei geschieht in der Rahmennovelle äußerlich nicht viel, alles Geschehen trägt sich fast ausschließlich in den Menschen zu. Durch die Harmonie von Inhalt und Form und durch die Harmonie der Teile mit dem Ganzen kommen wir zum künstlerischen Genuß. (Auch von der Harmonie der Gegensätze wäre zu sprechen, man denke an das wilde Geschehen in der „Regine“.) Schweickert hat es mit seiner Geschichte des Gewehres

schwerer als Keller mit seiner schlanken Liebesnovelle, das sei zugegeben. Schweickert hat einen guten Griff getan, als er die Vorgänge um das Gewehr 25 262 aufgriff. Das genügt aber nicht. Danach kommt die saure Arbeit, die liebevolle Zeichnung des Details, die nie erlahmende Mühe um die Echtheit und Genauigkeit der Darstellung. Bei den eingeschobenen Protokollen spüren wir sie. Warum nicht immer?

Georg Lukacs stellt der kunstvollen Novelle die formlose Erzählung entgegen. Ich glaube, das ist zu kraß. Es gibt auch eine Kunst der schlichten Erzählung. Es gibt, so möchte ich Lukacs' These ergänzen, eine Dekadenz der Novelle und der Erzählung. Sie begleiten auf dem Gebiete der Literatur den Niedergang der bürgerlichen Ordnung. Wir leiden ebenso sehr unter dem Übel der formalen Artistik – der auf einen Knalleffekt hin gesteigerten Short-story amerikanischen Musters –, wie der formlosen Vielschreiberei, deren Ergebnis eben die kunstlos heruntergeschriebene Erzählung ist. Die kompositorischen Elemente werden willkürlich verwandt, die Details nicht mehr nach Notwendigkeit ausgesucht, oft spürt man überhaupt keine Komposition mehr. Von den letzteren Verfallserscheinungen sind Schweickerts Arbeiten nicht frei. Sie sind der Struktur nach Novellen, mit Ausnahme der letzten. Manchmal glückt dem Autor fast der große Wurf, aber dann zerbröckelt ihm doch wieder die Form (oder ein Teil derselben) unter den Händen, als sei der Brennprozeß zu kurz oder zu ungleichmäßig gewesen. Im Brennprozeß unserer Zeit ist es in der Tat nicht leicht, zu solchen Idealen wie „Romeo und Julia auf dem Dorfe“ zu gelangen. Wir müssen sie jedoch als erstrebenswerte Ziele vor Augen haben.

Der Aufbau von der Handlung her ist eines der Kennzeichen der Novelle. Durch die Handlung werden die Menschen charakterisiert, die Menschendarstellung wird der Handlung untergeordnet. In der ersten Novelle Schweickerts ist es umgekehrt: Ihr Held, Meister Kunick, bestimmt das

Geschehen durch seine innere Entwicklung. Die Handlung tritt zurück, wird durch Reflexionen und Diskussionen zurückgedrängt. Natürlich können auch Reflexionen zum Kunstwerk werden. Aber dann müssen Geschehnisse reflektiert werden, die die Handlung vorantreiben – wobei diese Geschehnisse auch Vorgänge im Inneren des Menschen sein können. Offenbar ist Schweickert dem Irrtum verfallen, es zeuge für einen starken Ideengehalt, wenn er den auf seinen Gegner lauernden Meister 20 Seiten lang die historische und seine eigene Situation nicht viel besser als in einer guten Broschüre erläutern läßt. Diese unverarbeitete Wiedergabe von Ideen zeugt eher für eine Schwäche des Ideengehaltes. Man glaubt, der Autor habe an solchen Stellen nur ein formales Verhältnis zum Thema. Auf Seite 33 werden sogar Äußerlichkeiten, das „Abfassen von Resolutionen und Abstimmen mit erhobenen Händen“, an die Stelle des Inhaltes gesetzt. Der Autor ist des guten Glaubens, das Innenleben seines Helden vor uns auszubreiten – und wir finden diesen Helden arm. Der Autor breitet das politische Denken seines Helden vor uns aus – und wir suchen mehr: die ausgeprägte Individualität eines Charakters.

Heißt das, in der Novelle dürfe man die Personen nicht psychologisch verfeinern? – Die moderne Novelle erlaubt und fordert (zum Unterschied von der klassischen), in den Menschen hineinzuleuchten, die Vorgänge in ihm strahlend zu erhellen, damit nicht nur der äußere Handlungsvorgang, sondern der gesamte, die Novelle bestimmende Prozeß überblickt werden kann. (Die amerikanische Short-story kolportiert nur die klassische Form, die diese psychologische Verfeinerung nicht kennt, weil sie historisch nicht notwendig war. Ihre gesamte Kunst oder besser: ihre raffinierte Artistik erschöpft sich darin, äußere Lebensvorgänge in ihrer rohen Kreatürlichkeit auf einen sensationellen Umschwung hin voranzutreiben. Der Reichtum gesellschaftlicher Typen wird ersetzt durch die Armut ab-

sonderlicher Randgestalten, die klassische Pointe entartet zum Knalleffekt. Mit einem scharf gewürzten Extrakt werden wir um die kräftige Speise betrogen.)

Schweickert erzählt nicht nur die Begebenheiten, er erhellt auch ihre Hintergründe. Er bemüht sich stets, den gesamten Prozeß darzustellen, der zu der außerordentlichen Begebenheit seiner Novelle geführt hat. Aber: Ideen sind kein Ersatz für Situationen. Ideen sind in der Novelle Lichter, die einmal angezündet werden und immer leuchten. Beim Lesen der ersten Novelle Schweickerts entsteht in uns der Eindruck, als werde ein Streichholz nach dem andern angezündet, und es wird doch nicht hell. Geschieht denn so wenig? Es geschieht genug. Eine Reihe nicht alltäglicher Geschehnisse, die das Typische kraß hervorkehren, treibt auf einen Höhepunkt zu. Eine Haussuchung findet statt, bei der das Schweigen eines Soldaten die Kunicks rettet. Hier haben wir im hellsten und schärfsten Licht (Ludwig Tieck) jene zentrale Begebenheit (Goethe), die Lukacs als dialektischen Wendepunkt der Novelle bezeichnet. Hier wären die Situation, die Atmosphäre, die zufälligen, scheinbar geringfügigen, aber in ihrer Summe so bedeutsamen Begleiterscheinungen, alles wäre da, um die Sinne des Lesers zu reizen, so daß er das Gesetz im Walten des Zufalls spürt. Und ein Gesetz – kein Zufall! – ist es, daß der schweigende Soldat die Kunicks deckt. So schlägt der individuell zugespitzte Einzelfall ins gesellschaftlich Typische um. Das Schweigen des Soldaten sagt mehr aus als zwanzig Seiten Reflexion und Diskussion. Das Drama in der Wohnung ist jedoch zu wenig Drama des Meisters, es ist mehr das Drama seiner Frau. Die Ursache dieses Mangels liegt nicht in der Abwesenheit des Meisters, sie liegt in der ungenügenden Darstellung der persönlichen Beziehungen der beiden. Das hindert uns auch, sie so zu lieben, wie wir es müßten. Der Höhepunkt der Novelle sollte für Kunick, auch wenn er ihn nicht unmittelbar erlebt, den Umsturz seiner Gefühls- und Gedankenwelt bringen. Was

vorher geschah, bereitet diesen Umsturz vor. Statt dessen ereignet sich der Umsturz (der dialektische Umschlag) zum großen Teil in Reflexionen, über eine längere Zeit sich hinziehend. Die Ursprünglichkeit des Erlebnisses geht vielfach verloren.

Je komplizierter die Lebensverhältnisse, desto schwieriger ist es, die Menschen durch ein einziges, kraß hervortretendes Geschehnis erschöpfend darzustellen. Das konnten schon nicht mehr die Realisten des 19. Jahrhunderts. Daher umfaßt die moderne Novelle – und dies zeigt wiederum die historische Ungültigkeit der, Short-story – „eine Kette merkwürdiger Begebenheiten, die sich aber in ständiger Steigerung auf eine abschließende Begebenheit hin bewegen, welche der Pointe der antiken Novelle entspricht“ (Lukacs).

Das gilt verstärkt für Schweickerts vierte Arbeit. Sie entnimmt ihren Stoff dem Märzgeschehen 1933. Der Autor möchte die verschiedenen Strömungen innerhalb der Arbeiterklasse, aber auch die Haltung der Kleinbürger und Beamten in typischen, individuell ausgeprägten Gestalten wiedergeben. Er hat im Leben die spannende Handlung gefunden, um seine handelnden Personen miteinander in Beziehung zu setzen. Es würde zu weit führen, die Klassengrundlage der Vorgänge von 1933 im einzelnen darzustellen. Nehmen wir die Vorgänge selbst. Denken wir nur an eins: Menschen, mit denen wir gestern noch friedlich diskutiert hatten, sind heute zu Bestien geworden, und umgekehrt entdeckt man bei menschlich verlorenegebenen Gegnern Herz und Gewissen. In dieser Zeit war alles in Bewegung. Eignet sie sich, um in Novellen dargestellt zu werden? Muß nicht eines immer zu kurz kommen: entweder die Kompliziertheit der Vorgänge oder die Darstellung ihrer Gründe und Hintergründe, oder die Individualität der Personen? Schweickert stellt zuviel dar, statt weniger und dies wenige prägnant darzustellen. Ihm unterlaufen Unwahrscheinlichkeiten. Als Deus ex machina erscheint eine „Nazisse“ und entpuppt sich

als gütige Fee, die ihre mit einem Revolver versehene Gegnerin rettet. Dies gab es. Ich erinnere mich eines Sturmführers, der im SA-Keller eingesperrte Genossen entgegen den mörderischen Absichten seiner tobenden Meute freiließ. Das war ein einzelner Fall unter Hunderten entgegengesetzter Fälle. Er muß literarisch glaubhaft gemacht werden. Schweickert legt seiner „Nazisse“ erklärende Worte in den Mund. Das genügt in diesem Falle nicht. Wenn sie so entscheidend in die Novelle eintritt, muß ihr sonst unglaubliches Verhalten durch ihre Vorgeschichte oder durch ein sie zu ihrer Tat bewegendes Erlebnis begründet werden. Ebenfalls als Deus ex machina tritt am Schluß ein Kommunist auf, der den Reichsbannergenossen Leismann vor dem Betreten seiner Wohnung warnt. Für diese Handlungsweise bedarf es keiner Begründung. Daß der Kommunist dem sozialdemokratischen Klassengenossen in der Not zur Seite steht, ist (anders als bei der „Nazisse“) eine Selbstverständlichkeit. Aber der plötzliche Auftritt ist nicht motiviert, hier stehen wieder nur Worte. Man hat das beklemmende Gefühl, der Kommunist werde wegen der Einheitsfront herbeizitiert, obwohl Schweickert das nicht nötig hat. In der gleichen Erzählung läßt er viel überzeugender, nämlich in der Handlung, kommunistische Arbeiter den bedrängten Reichsbannerleuten zu Hilfe eilen. Ein tragischer Ausgang für einen der Kommunisten wird angedeutet, wodurch sie als die gefährlicheren Gegner des Naziregimes ausgewiesen werden.

Aber man erinnere sich der Episode, in der Leismann dem Polizisten das Gewehr entreißt. Man rechne hinzu, daß das tragische Ende des Kommunisten nur in einer Nebennotiz erwähnt wird. Nimmt man drittens die wundersame Rettung Leismanns und seiner Braut, so hat man hier den Kampf *ohne Opfer!* „Kampf“ mit „Resolutionen und zur Abstimmung erhobenen Händen“ trotz der geschilderten Straßenschlacht. Schweickert bagatelisiert den Terror, er wird der historischen

Wahrheit nicht ganz gerecht, und das wirkt sich auch auf die Form seiner Novelle aus.

In der dritten Novelle werden auf den ersten 30 Seiten die Exzesse einer Gutsbesitzerclique breit geschildert. Dabei gibt es in der Liebe zwischen dem monarchistischen Landarbeiter Pehler und seiner kommunistischen Braut Trude einen zentralen menschlich-politischen Konflikt! Er nimmt keine drei Seiten ein! Der Fehler liegt in der Proportion. Die Novelle beginnt erst, als die Exzesse vorbei sind. Die Fülle der Gemeinheiten ist nur Beiwerk, hat mit der Handlung und mit der Entfaltung der handelnden Gestalten nur wenig zu tun. Sie charakterisiert darum auch nicht, sie verwischt die Charakteristik. Streichen wir in Gedanken die unappetitlichen Schilderungen und stoßen wir zur zentralen Begebenheit vor: die Junker entführen Pehlers Braut in ihre Jagdhütte und werden dort von den Landarbeitern gestellt. Hier bewährt sich Pehler. Schweickert kehrt seinen Wandel kraß hervor und läßt ihn gleich des Guten zuviel tun! Er läßt ihn im Jahre 1925 vorschlagen, eine Landarbeiterwehr zu gründen. Daß er es in den Worten eines schlechten Leitartikels tut, sei am Rande bemerkt. Wir hätten Pehler, dem politisch ungebildeten Landarbeiter, jede anarchistische Gewalttat an den Gutsbesitzern zugetraut. Aber die Landarbeiterwehr nehmen wir ihm nicht ab. Der einzige Mensch, der seine Wandlung glaubhaft machen könnte, wäre seine Freundin Trude. Und von ihr erfahren wir kaum mehr als den Namen. Hier macht es sich nachteilig bemerkbar, daß der Konflikt der beiden nicht konsequent genug durch die Geschehnisse der Novelle hindurch ausgetragen wurde, daß sie sich nicht stark genug auf Gedeih und Verderb auseinandergesetzt haben.

Die fünfte Novelle hat das angehängte Happy-End mit dem Gewehr im Bett. Wir wollen so tun, als ob es nicht bestünde und auf diese Art das Ganze für uns retten. Wir werden es nicht bereuen. Wir lernen in dem von der Gestapo gesuchten Uhlig einen

Menschen kennen, um den zu bangen sich lohnt. Ein einziges Mal wird er schwach, und diese Schwäche verzeihen wir ihm, fühlen wir ihm nach. In der Nacht kommt er an seinem Hause vorbei, will nur ein wenig bei seiner Frau sein, auf diesen Moment hat die Polizei gelauert. Uhlig wird am Treff ausgesetzt, von der Gestapo raffiniert gedeckt. Hier ist der Wendepunkt und Höhepunkt der Novelle, der Wendepunkt und Höhepunkt auch im Geschick des Helden. Er entflieht. Diese Flucht ist ein Sieg über den Terror. Mit Uhlig hat Schweickert das Charakterbild eines kommunistischen Funktionärs in der Nazizeit, eines einmaligen Typus, lebensecht entworfen. Und hier, wo (bis auf die Gewehrsgeschichte) alles stimmt, befriedigt auch die Form weit mehr.

Wohl die stärkste Arbeit ist die Erzählung „Es hat einer roten Wein verlangt“, die Erlebnisse des französischen Patrioten Rigaud: Fallschirmabsprung in das von

Deutschen besetzte Frankreich, Flucht, Sprengstoffdiebstahl, Brückensprengung, Gewehrschmuggel durch den deutschen Kommunisten an Rigaud und durch Rigaud an die deutschen Freunde zurück! Das bürgerliche Denken Rigauds erhält Stoß auf Stoß. Die Geschichte trägt sich zu in seiner Erinnerung, er reflektiert sie im Flugzeug, auf der Fahrt zu den Weltfestspielen nach Berlin. Rigaud erzählt uns in Gedanken seine Geschichte, und wir lauschen still. Warum? Er gibt nicht Programme und Empfindungskomplexe wieder, sondern aufrüttelnde Erlebnisse. Wir haben hier im Grunde genommen die klassische Rahmenerzählung, nur daß Rigaud mit sich selbst spricht. Den Ideengehalt entnehmen wir dem Schicksal des Helden, seiner Handlungsweise, den von ihm durchlebten Situationen. Die Ideen brennen wie Lichter, angezündet im richtigen Augenblick und an der richtigen Stelle, um so allmählich und fortdauernd das Ganze zu erhellen.

Alfred Antkowiak

Bericht gegen den Krieg

Karl Ludwig Opitz: „Der Barras“, Rowohlt-Verlag, Hamburg 1953; Mitteldeutscher Verlag, Halle 1954.

In Westdeutschland hat die Restauration des Militarismus, der neu beginnende Faschismus, zu starken literarischen Protesten geführt. Viele Schriftsteller, die bisher geschwiegen oder sich nur unverbindlich geäußert haben, beginnen die Problematik ihrer Zeit und Welt zu erkennen und an das Gewissen des Menschen zu appellieren. Sie empören sich über das große Unrecht, das den Menschen in Krieg, Not und Elend stürzt, ohne dabei Ursachen und gesellschaftliche Zusammenhänge zu begreifen. Die Frage

nach dem Menschen muß also abstrakt bleiben. Daß sie überhaupt gestellt wird, ist viel und erfordert unter den bestehenden Bedingungen ein hohes Maß von Aufrichtigkeit und Verantwortungsbewußtsein.

Unter den Zeugnissen dieser Besinnung ist besonders das Buch „Der Barras“ des jungen Schriftstellers Karl Ludwig Opitz hervorzuheben. Opitz erzählt vom Dasein des Soldaten Lingen in den letzten Jahren des zweiten Weltkrieges. Lingen haßt den „Barras“, weil dieser ihn zwingt, immer das zu tun, was er nicht will und nicht einsieht. Er ist tief von der Sinnlosigkeit des Krieges überzeugt, und die Erlebnisse, die er an der Front in Afrika

und später in der Normandie hat, festigen seine Ansicht. Er *ahnt* auch, daß er für eine ungerechte Sache kämpfen muß, kein „Held“, sondern ein Mörder ist. . . aber er *weiß* es nicht, und so bleibt seine Empörung gegen den „Barras“ auf persönliche Dinge beschränkt. Bedenkenlos tötet er einen französischen Zivilisten, um sich in Zivilkleidern vor den nachrückenden Alliierten in Sicherheit zu bringen; aber er wird entdeckt und als Spion erschossen. Er denkt noch: „Es ist alles ganz anders . . . auch das Sterben.“

Der letzte Gedanke Lingens unterstreicht die Tendenz des Berichts, wie Opitz sein Buch nennt. Opitz zerstört alle Illusionen über den Krieg, er entlarvt den Militarismus, der den Krieg als naturnotwendige Bewährung des deutschen Mannes zu deklarieren sucht. Und er sagt den militärischen Methoden ab, die den Menschen zur Vernichtung des Menschen drillen wollen.

Die Absicht des Autors, zu zeigen, daß „alles ganz anders ist“, führt ihn dazu, in der Darstellung von Situationen und Konflikten kraß zu kontrastieren. Er will die Wirklichkeit so zeigen, wie sie ist, und konfrontiert daher das reale Geschehen mit den gleisnerischen Phrasen der Militaristen. Das führt ihn oft zu naturalistischer Schilderung. Einzelne Erscheinungen sind eindringlich, häufig überzeugend gestaltet; aber in das Wesen der Dinge dringt Opitz nicht ein. So werden im Thema liegende Konflikte nicht ausgetragen, sondern in der Situationsschilderung erstickt. Der Protest begnügt sich mit der bloßen Feststellung.

Richtig beurteilt der Verfasser die Ungerechtigkeit des Krieges, den das faschistische Deutschland geführt hat. Deshalb ist der Soldat Lingen von der Sinnlosigkeit seines Einsatzes überzeugt. Er kann nicht zum Helden werden, weil er für eine schlechte Sache kämpft. So betrachtet, ist das Fazit, das der Verfasser zieht und das er durch den widersinnigen Tod seines Helden unterstreicht, berechtigt: Sinnlosigkeit. Aber auch in diesem Fall bleibt Opitz bei der Feststellung stehen. Nur einmal findet sich im Buch eine Andeutung, die darauf schließen läßt, daß Opitz die Hintergründe des Geschehens durchschaut. Er sagt: „Dort sterben sie jetzt. Morgen werden die Aktien amerikanischer Munitionsfabriken im Kurs steigen.“ Von hier ausgehend, hätte Opitz alle künstlerischen Möglichkeiten gehabt, seinen Bericht im Sinne des Realismus zu vertiefen und Wesen und Charakter des Krieges aufzudecken. Er hat sie nicht genützt.

Opitzens künstlerischer Bericht ist trotz dieser Einschränkungen durch seinen aufrichtigen Antimilitarismus bemerkenswert. Er fragt nach dem Menschen und klagt die Vergewaltigung des Menschen durch den deutschen Militarismus an; Opitz identifiziert sich mit allen, die den deutschen Militarismus verabscheuen. Diese Parteinahme gibt dem Buch die Überzeugungskraft. Wenn es Opitz gelingt, auf die Frage „Wo bist du Mensch?“ Antwort zu finden und zu zeigen, wohin der Mensch gehen muß, wird er selbst einen entscheidenden Schritt vorwärts getan haben.

Howard Fast

Literaturbriefe aus New York

Dritter Brief

Eine Untersuchung der jüngsten Arbeiten von Faulkner und Steinbeck, sowie des merkwürdigen Ansehens, das beide – genau wie Ernest Hemingway – heute bei uns in den literarischen Kreisen genießen – das sollte eigentlich der Inhalt meines dritten Literaturbriefes sein. Ich möchte mir diese Untersuchung jedoch für später vorbehalten, denn zwei wichtige Ereignisse im literarischen Leben Amerikas veranlassen mich, in meinen Ausführungen über die allgemeine Situation fortzufahren.

Bei diesen eben genannten Ereignissen handelt es sich um die literarischen Beilagen zweier hochgeschätzter Journale, nämlich „The Times“ in England und „The Nation“ in Amerika. Die Londoner „Times“ veröffentlichte ein ganzes Magazin, das einzig und allein der amerikanischen Literatur, „ihrer Kraft und Unabhängigkeit“ (um die „Times“ zu zitieren) gewidmet war. „The Nation“, das einzige verantwortungsvolle liberale Journal, das es in den Vereinigten Staaten noch gibt, brachte wie alljährlich im Herbst eine Buchausgabe heraus und stellte seinen Lesern einen jungen Kritiker namens John W. Aldrich vor, der auf seinem Gebiet bereits einiges Ansehen genießt und nicht mit dem australischen Schriftsteller zu verwechseln ist, der einen ähnlich klingenden Namen trägt. Natürlich sind diese beiden Publikationen weit voneinander entfernt, nicht nur geographisch, sondern auch hinsichtlich ihrer politischen Konzeption. „The Times“ ist konservativ und dem „Schauplatz“ sehr fern. „The Nation“ ist betont liberal und sehr nahe am „Schauplatz“. Dennoch ist eine bemerkenswerte Annäherung der zwei Journale bei der Behandlung literarischer Fragen festzustellen. Beide gehen mit eifrigem Bemühen der Wahrheit aus dem Wege, daß das Grundübel, an dem die amerikanische Literatur genauso wie viele andere Erscheinungen im amerikanischen Leben krankt, die *Tyrannie* ist. Beide berufen sich auf das, was sie so höflich die „seltsame Zeit der Übereinstimmung“ nennen, die in Amerika vorherrschend, sind aber keineswegs gewillt, gerade diese Tatsache als das spezifische Übel der amerikanischen Literatur zu brandmarken.

Ich studierte gewissenhaft die scheinbar endlosen Seiten der „Times“-Veröffentlichung, und während Dutzende von Namen amerikanischer Autoren vor meinen Augen tanzten, Namen, die ich nie zuvor gehört hatte, fand ich nicht einen einzigen fortschrittlichen oder linken Schriftsteller erwähnt. Hier mußte also entweder eine unglaubliche und umfassende Unkenntnis von mehr als hundert talentierten und mutigen Schriftstellern des heutigen Amerikas oder aber eine ebenso unglaubliche Anweisung unseres Staatsdepartements vorliegen. Wenn ich mich nicht irre, fehlten sogar Namen wie Dorothy Parker, Lillian Hellmann und Dashiell Hammett, also Namen von ernstzunehmenden Schriftstellern, die einst sogar Weltruf besaßen.

In der liberalen „Nation“ hingegen setzt John Aldrich jene Kampagne, die vor einigen Jahren von Robert Hillier gestartet wurde, gegen die sogenannte „Neue Schule“ von Schriftstellern und Kritikern fort. Die ideologischen Anfänge der „Neuen Schule“, die sich seinerzeit um ein damals trotzkistisches Journal, „The Partisan Review“, gruppierte, liegen anderthalb Jahrzehnte zurück. Im Lauf der Zeit gelang es den Vertretern der „Neuen Schule“, die Kontrolle über mehrere bedeutende Hochschul-Vierteljahresschriften wie auch über die literarischen Beilagen einiger einflußreicher kommerzieller Zeitungen zu erlangen. Sie erklärten Kafka und Ezra Pound zu ihren Göttern, die Neurose zu der alles bewegenden Kraft auf Erden, Wörter zu Fetischen und gewannen mehr und mehr Macht in der amerikanischen Literatur. Anhänger dieser Bewegung arbeiten in Verlagen und Bibliotheken und dozieren an Dutzenden von Universitäten über Literatur. Sie machten sich über eine Literatur, die bereits den Weg der Erniedrigung und der Bestialität beschritten hatte, und steuerten geradewegs kabbalistischen, mystischen, Freudschen und ausgesprochen törichten Zielen zu.

Gegen diese Bewegung, der die intellektuelle Führerschaft beim geistigen Niedergang der amerikanischen Kultur zukommt, richtet sich John Aldrichs ebenso geistreicher wie heftiger Angriff. Er prangert ihre Abkehr vom Leben, ihren Snobismus, ihre Beschäftigung nur mit sich selbst, ihre parasitäre Abhängigkeit von Joyce und Proust an, und er nimmt ihnen die Machtstellung, die sie in der literarischen Welt erobert haben, bitter übel. Er zählt ihre bedeutendsten schöpferischen Schriftsteller auf und nennt dabei Namen, die Sie wahrscheinlich noch nie gehört haben: Randall Jarrell, Mary McCarthy, Walter van Tilberg, Clark, Eudora Welty, Saul Bellow, Elizabeth Hardwick und andere. Bleibt noch hinzuzufügen, daß nicht nur Ihnen, sondern auch kaum jemandem in der amerikanischen Öffentlichkeit diese Namen bekannt sein dürften, denn es handelt sich um Namen, deren Einfluß sich fast nur auf literarische Kreise, nicht aber auf die Massen erstreckt.

Dann kommt Mr. Aldrich zu meinem Kernpunkt. Er bricht in Wehgeschrei aus, weil in all den mannigfaltigen, von den „Neuen Kritikern“ kontrollierten Publikationen Schriftsteller wie Norman Mailer, Calder Willingham, James Jones, John Horne Burns, Irwin Shaw, Alfred Hayes, Gore Vidal und Chandler Brossard gewissermaßen auf die schwarze Liste gesetzt wurden. Er ist zwar nicht der Meinung, es handle sich hier um bedeutende Autoren, doch sieht er in ihnen junge Schriftsteller, die kraftvoll und gut schreiben und deshalb nicht ignoriert werden sollten.

Ich kann ihm nicht beipflichten, denn in meinen Augen ist diese Gruppe – zu der ein paar abtrünnige Kommunisten, ein führender Hetzer gegen die „Roten“, ein notorischer Fürsprecher der Brutalität in der Literatur, jedoch nicht ein Realist in irgendeinem Sinne des Wortes gehören – von der Wahrheit über das heutige Amerika ebenso entfernt wie die zuvor zitierte Gruppe. Die Sache ist vielmehr die, daß – genau wie die „Neuen Kritiker“ jene ausschließen, die Mr. Aldrich so sehr bewundert – Mr. Aldrich selbst und „The Nation“ entschieden jeden linken und fortschrittlichen Schriftsteller ausschließen. Wenn ich das feststelle, so tue ich das nicht etwa mit dem klagenden Unterton eines enttäuschten, verbitterten linken Schriftstellers, sondern um zu zeigen, wo die Ursachen unseres literarischen Übelstandes zu suchen sind.

In der gegenwärtigen Wahlkampagne, die in dem Augenblick, da ich diese Zeilen schreibe, noch im Gange ist, gebärdet sich die sogenannte liberalere Partei, die Demokratische Partei, in ihrer Antikommunistenhetze noch wilder als die Republikaner. Sie glaubt, sich so gebarden zu müssen, weil die Kampagne der Republikaner im wesentlichen darauf beruht, die Demokraten als Werkzeuge Moskaus zu brandmarken. Die einzige Antwort der Demokraten besteht darin, zu beweisen, daß sie noch fanatischere

und noch schamlosere Antikommunisten sind als die Republikaner – und das erklärt auch ihre Patenschaft bei jenem Gesetzentwurf, der die Kommunistische Partei außer Gesetz stellt, denn durch diesen zynischen Kunstgriff suchten sie sich von den Anschuldigungen kommunistischer Umtriebe zu reinigen.

Was dem allen zugrunde liegt, das ist die Angst, und eine ähnliche Angst erklärt auch die Haltung des Kritikers Mr. Aldrich. Hier, auf literarischem Gebiet, kommt allerdings noch ein weiteres Moment hinzu: Mr. Aldrich fürchtet nicht nur den antikommunistischen Terror; er ist auch ein Opfer der antirealistischen Bewegung, die während der vergangenen zehn Jahre eine Vormachtstellung in der amerikanischen Literatur gewonnen hat. Zur Zeit dürfte John W. Aldrich als der liberalste Kritiker Amerikas bezeichnet werden. Er ist jung und klug und zeichnet sich durch ein gewisses Maß von Integrität aus. Dennoch zeugt *jede* seiner Kritiken von Verworrenheit. So verweist er beispielsweise in dem gleichen Artikel, über den ich soeben sprach, auf die „Tendenz der proletarischen Schule, sich in Romanen, die sich mit der längst überholten Ökonomie von Marx und Engels befassen, bis ins Unendliche zu wiederholen“.

Nun, sollte die Ökonomie von Marx und Engels wirklich überholt sein, so dürfte es sehr schwierig sein, eine Erklärung für das zu finden, was heute in Amerika vor sich geht: für die ungeheure Tragödie der wachsenden Arbeitslosigkeit, für die lauernde Krise, die bereits einen grauenhaften Krieg heraufbeschworen hat und die Welt an den Abgrund eines neuen Krieges treibt. Mr. Aldrichs Zungenfertigkeit wird jedoch von vielen vielen anderen geteilt. Seine tragische Unwissenheit beschränkt sich nicht nur auf die Ökonomie, sondern erstreckt sich auf das gesamte amerikanische Leben, was selbstverständlich sein literarisches Verständnis zutiefst beeinflußt. Er wehklagt über den Schmutz, den Kitsch, die Brutalität und die Pornographie, die als Folge der Flut von billigen Büchern, für 25 Cent in jedem „drugstore“ und in jedem Papiergeschäft erhältlich, ganz Amerika überschwemmt hat. Doch er protestiert nur gegen den Verfall literarischer Maßstäbe und versteigt sich anschließend dazu, die Schuld dafür auf die Masse der Leser abzuwälzen, der es an Einsicht mangle. Doch die Schuld liegt nicht bei den Massen, sondern bei einer Außen- und Innenpolitik, die ihnen diese Bücher, wie auch andere ideologische Nahrung, aufnötigt.

Einen großen Teil dieser Schuld müssen wir allerdings uns selbst, den Linken, zuschreiben. Zwar wurde uns unsere Isolierung aufgezwungen, doch haben wir sie zum Teil beinahe kampfflos auf uns genommen. Unglücklicherweise standen wir in unserem Kampf für den Realismus allein und konnten nie genug Verbündete gewinnen. Die großen demokratischen Realisten der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, Dreiser und Sinclair Lewis, sind beide tot, und wir sind nicht fähig gewesen, den jungen Schriftstellern und Kritikern genügend Verständnis und Glauben und Stärke mit auf den Weg zu geben, damit sie selbst den Realismus fordern und auch gewillt sind, den Preis für diese Forderung zu zahlen.

Ich schreibe dies als eine allgemeine Einleitung für eine Diskussion über bestimmte Schriftsteller, und gerade jetzt, da ich diesen Brief schreibe, geht das Gerücht um, daß Ernest Hemingway der Nobelpreis für Literatur verliehen werden soll. Das sollte keinen, der die Entwicklung Mr. Hemingways oder Mr. Steinbecks oder Mr. Faulkners oder irgendeines ihrer Zeitgenossen aufmerksam verfolgt hat, überraschen oder verwirren; weit schwieriger ist es, den leisen Druck zu verstehen, der auf diese Männer und auf so viele andere ausgeübt wird.

Ich sprach vorhin über die Londoner „Times“ und ihre der amerikanischen Literatur gewidmete Beilage. Nun, wenn auch die amerikanische „Saturday Review of Literature“ darauf hinwies, daß viele Artikel jener britischen Veröffentlichung von Amerikanern – die, dessen dürfen Sie sicher sein, dem Staatsdepartement genehm sind – geschrieben

wurden, so ist das doch keine hinreichende Erklärung für die völlige Ignorierung fortschrittlicher Autoren; und genauso wenig kann diese Tatsache völlig dadurch erklärt werden, daß der Arm des American Information Service sehr weit reicht.

Vielmehr sind wir Zeugen eines neuen, höchst interessanten Phänomens, daß nämlich in einem Land, dessen nationale Ideologie auf der Opposition zum Sozialismus basiert, keine Kunst gedeihen kann. Das gilt nicht nur für die Gegenwart; denn bereits in der vorigen Generation wurde bewiesen, daß keine Nation Kunstwerke hervorbringen kann, die sich dem Faschismus verschrieben hatte.

In der Vergangenheit bestand bei den Linken die Tendenz, die Probleme des Schriftstellers zu vereinfachen. Heute, da wir mehr und mehr in den gewaltigen, äußerst komplizierten Umwandlungsprozeß hineingezogen werden, der sich in der ganzen Welt vollzieht, müssen wir feststellen, daß diese Probleme nicht vereinfacht werden können. Sie sind äußerst tiefgründig, und selbst ein einfacher literarischer Bericht muß sie in Betracht ziehen und irgendeine Art der Erklärung versuchen.

Deutsch von Helga Ewert

Samuel Sillen

Der tiefste Abgrund

Zur Ergänzung der Literaturbriefe, die Howard Fast für die „Neue Deutsche Literatur“ schreibt, geben wir unseren Lesern Kenntnis von einem interessanten Artikel, der vor einigen Monaten in der progressiven amerikanischen Zeitschrift Masses & Mainstream erschienen ist. Samuel Sillen ist der verantwortliche Redakteur dieser Zeitschrift.

Herrn Dulles' Boxermethoden der massiven Vergeltung, mit denen er in der Diplomatie so großartige Triumphe feiert, haben ähnliche Erfolge in den schönen Künsten. Die letzten vier Wochen waren auf beiden Gebieten recht glorreich; sie brachten einmal die Befreiung Guatemalas von den 95 Prozent seiner falschen denkenden Bevölkerung und zum anderen zwei literarische Ereignisse, die (wenn wir ehrlich sind) im kalten Kulturkrieg seit den Veröffentlichungen der Bücher von Whittaker Chambers „Witness“ (Zeuge) und Matthew Cvetics „I was a Communist for the F.B.I.“ (Ich war ein Kommunist für den F.B.I.) Höhepunkte bilden.

Einmal war es das Buch des geheimnisvollen Igor Gouzenko „The Fall of a Titan“ (Untergang eines Titanen). Vizeadmiral Stevens, der anscheinend glaubt, sein Beruf allein prädestiniere ihn schon zur literarischen Autorität, bezeichnet es als den größten russischen Roman seit Dostojewski und Tolstoi. Und im zweiten Fall handelte es sich um die epochemachende „Ausgrabung“ von Louis Ferdinand Céline – vielleicht bestätigt der Vizeadmiral hier, daß Céline der größte französische Romancier seit Balzac und Stendhal sei.

Die Verbindung zwischen Céline und Gouzenko ist kein Staatsgeheimnis, und doch lohnt es sich wohl, sie zu kommentieren.

Die Wiedergeburt Célines begann mit der Neuauflage seines Romans „Reise bis zum Ende der Nacht“, und zwar in einer 50-Cent-Ausgabe, die in jedem Kramladen neben Zahnpasta und Seife verkauft wird. Diese Errungenschaft auf dem Gebiet der Kultur wurde durch das Erscheinen eines

neuen Céline-Romans „Guignol's Band“ ergänzt, der bei dem literarisch so anspruchsvollen Verlag „New Directions“ herauskam. Das zuerst erwähnte Buch erschien im Jahre 1932. Maxim Gorki schrieb darüber:

„Der Literat aus dem zeitgenössischen Westen hat seinen Schatten verloren. Er wandert von der Realität zum verzweifelten Nihilismus. Ein Beispiel dafür ist Célines Buch ‚Reise bis zum Ende der Nacht‘. Bardomu, der Held dieses Buches, hat sein Vaterland verloren, verachtet die Menschheit, nennt seine Mutter eine ‚Hündin‘, seine Freundinnen ‚Aas‘, ist allen Verbrechen gegenüber gleichgültig, hat keine Veranlassung, sich dem revolutionären Proletariat anzuschließen und ist bereit, den Faschismus zu akzeptieren.“ (Frei übersetzt aus dem Englischen, d. Übers.)

An das, was Gorki im August 1934 über Céline schrieb, sollte man sich im August 1954 erinnern. Denn was wurde aus diesem Schriftsteller, dessen Roman damals schon zeigte, „daß er bereit war, den Faschismus zu akzeptieren“? Er wurde ein Faschist. Zuerst einmal erklärte er seine „Enttäuschung“ über die Sowjetunion und den Kommunismus. Danach gab er Broschüren heraus, in denen er in übelster Form gegen die Juden hetzte. Unter dem Vichy-Regime wurde er zum begeisterten Kollaborateur der Naziokkupanten in seinem Vaterland. Als Frankreich befreit wurde, floh er nach Dänemark, und im Jahre 1950 verurteilte ihn ein französisches Gericht in Abwesenheit zum Verlust aller Bürgerrechte für Lebenszeit.

„Seine Welt ist die Welt der Obszönität, der Feigheit, der Perversion, des Mordes, des Verrats und des Morasts“, heißt es sehr vorsichtig in dem biographischen Nachschlagewerk „Twentieth Century Authors“, „Es gibt keine anständigen und ehrlichen Menschen in seinem Werk, und es gibt keine Hoffnung.“ Kurzum, es ist die Welt von Mickey Spillane. Über sein neues Meisterwerk „Guignol's Band“ aber schreibt die Zeitschrift „Newsweek“ in einem ober-

flächlichen Artikel: „Ferdinand, ein junger Franzose, wurde am Arm und am Kopf schwer verletzt (wie Céline). Er treibt sich in der Londoner Unterwelt mit Zuhältern und Prostituierten, Krüppeln, Giftmördern, Pfandleihern und verrückten Wahrsagern herum . . . im ganzen gesehen, ein schlechter Traum von unerträglicher Länge.“

Das also ist der Mann und das sind seine Werke, die heute gepriesen werden, zwar nicht in Frankreich, aber in Amerikas literarischen Warenhäusern, deren Marktschreier gleichzeitig einem anderen „Propheten“ – Igor Gouzenko – zujubeln. Solche Helden – Verräter ihres eigenen Landes und Verächter der Menschheit – sind keine Einzelfiguren. Sie sind heute eine Massenerscheinung. Sie gedeihen im geistigen Klima der Korruption und des Verfalls, und wenn sie sich breitmachen, dann tust du gut daran, dir deine Umwelt genau anzuschauen.

Im Dschungel der faschistischen Mentalität besteht ein wahnsinniger, nie endender Konkurrenzkampf. Was sind das für Leute, deren krankhafte Phantasie Dinge ausscheidet, die von allen Vernünftigen bei ruhiger Überlegung als das absolute Gegenteil der Wahrheit erkannt werden? Ihre massiven Angriffe auf den Anstand und das gesunde Empfinden sind für diese Degenerierten charakteristisch. Wir sind Zeugen, wie McCarthy alles, was in unserem Amerika heilig und ehrenwert ist, in den Dreck zieht. Und heute erleben wir, wie ein Ku-Klux-Klan-Schreiberling die riesige Schar der berufsmäßigen Sowjetgegner übertrifft; und der Höhepunkt der Frechheit ist der Angriff auf Maxim Gorki.

Zweifellos gibt es eine Logik der Perversion. Haß gegen die Sowjetunion führt verständlicherweise zur Verachtung dieses großen Schriftstellers, der zeit seines Lebens die Imperialisten und ihre literarischen Schuhputzer bloßstellte – alle diejenigen, die es versuchten, sein Vaterland, das Land des Sozialismus, durch einen Krieg zu vernichten. Mit jedem Wort und

mit jedem flammenden Appell verurteilte Gorki die Verächter der Wahrheit, die Feinde des Volkes. Und so wurde jedes Wort Gorkis und auch das Theodore Dreisers als das Geschwätz von „Narren“ bezeichnet.

Gorki aber war kein „Narr“, vielleicht ist er sogar den Kritikern des „Fall of a Titan“ (Untergang eines Titanen) zuvor gekommen, als er in seiner berühmten Antwort an amerikanische Korrespondenten („Mit wem seid ihr, Meister der Kultur?“) schrieb:

„Es ist keine Übertreibung, wenn man behauptet, daß die Presse Europas und Amerikas sich eifrig und fast ausschließlich mit der Senkung des Kulturniveaus ihrer Leser befaßt, das auch ohne ihr Hinzutun schon niedrig genug ist. Die Journalisten, die den Interessen der Kapitalisten, ihrer Brotherren, dienen und es großartig verstehen, aus einer Mücke einen Elefanten zu machen, diese Journalisten machen es sich nicht zum Ziel, das Schwein zu bändigen, obwohl sie natürlich sehen, daß das Schwein toll geworden ist und rast.“

Wurde jemals so viel Mühe aufgewandt, um aus einer Mücke einen Elefanten zu machen? Jeder versuchte mitzumachen: der „Monats-Buch-Club“ in Hollywood (mit 100000 Dollar Honorar), Granville Hicks, John Dos Passos, Louis Fischer. Alle tapferen Feinde der „totalitären Systeme“ zogen im Parademarsch auf, um ihr unabhängiges Urteil und ihre Hingabe an die Literatur zu beweisen. Bei ihrem „Sieg-Heil-Geschrei“ war es herzerquickend, Lewis Gannetts schlichten Kommentar in der „New York Herald Tribune“ zu lesen. Er schrieb: „Im ‚Fall of a Titan‘ gibt es eine ganze Reihe Episoden, die eher an Mickey Spillane als an Dostojewski erinnern.“ Gouzenko ist „kaum als literarischer Könner“ zu bezeichnen, fügt Gannett hinzu. „Seine Vorbilder, Mickey Spillane und Dostojewski, passen eben nicht zueinander.“

Es ist eine üble Sache, wenn ein maskierter Mickey Spillane als ein zweiter

Tolstoi gefeiert wird. „In der verrotteten, aus Haß und Angst vor der Zukunft tollen Bourgeoisie tauchen immer mehr Idioten auf, die den Sinn dessen, was sie schreiben, gar nicht begreifen“, schreibt Gorki. Sicherlich aber werden die wahren Liebhaber der Literatur begreifen, was diese Idioten mit ihrem Geschrei beabsichtigen. Wenn korrupte Elemente, à la Gouzenko und Céline, gepriesen werden, dann muß ihnen klar werden, daß das Hand in Hand geht mit der Vernichtung der Tapferen und Wertvollen. Die Kriegsfanatiker bedrohen die Vernunft und jeden literarischen Maßstab. Wenn man ihrem Zynismus verfällt, so verrät man die Kunst.

Gorkis „Antwort an einen Intellektuellen“, die er im Jahre 1931 schrieb, ist immer noch empfehlenswert:

„Wenn die Intellektuellen Europas und Amerikas, statt auf Verleumder zu hören und Verrätern glauben zu wollen, sich ernsthaft und aufrichtig in die historische Bedeutung des Prozesses hineinendenken würden, der sich in der Sowjetunion abspielt, so würden sie verstehen: der Sinn dieses Prozesses ist, daß sich ein 160-Millionen-Volk die unbestreitbaren Werte der allgemein-menschlichen Kultur zu eigen macht, so würden sie verstehen, daß dieses Volk nicht nur für sich schafft, sondern auch für die ganze Menschheit, der es die Wunder zeigt, die der vernünftig organisierte Lebenswille bewirkt.“

Schließlich muß man fragen: Wünschen die Intellektuellen Amerikas und Europas ein neues Weltgemetzel, das ihre Reihen noch mehr lichten und sie noch kraftloser machen und noch mehr verwildern lassen würde? Die Arbeiter- und Bauernmasse der Sowjetunion will keinen Krieg, sie will den Staat der Gleichen schaffen. Wird sie aber überfallen, dann wird sie sich, Mann für Mann, als ein einheitliches Ganzes verteidigen; und sie wird siegen, denn die Geschichte arbeitet für sie.“

Deutsch von Ruth Hirsch

Rezept für Romanschreiber

Unser Leser Richard Schmädicke aus Erfurt schickte uns nachfolgenden satirischen Aufsatz aus der „Hildburghäuser Dorfzeitung“ vom Jahre 1825; die Rezepte, die damals für angebende Romanfabrikanten gegeben wurden, dürften auch heute noch unser Interesse beanspruchen.

An den Buchhändler Herrn B . . . in Q . .

Sie werden mich nicht kennen. Ich bin der Sohn des Schulmeisters zu N. Mein Vater hielt viel auf eine schöne Handschrift und brachte mich so bei meinem jetzigen Herrn, der ein Advokat ist, an. Ich glaubte, bei ihm soviel Akten zu lesen und abzuschreiben, daß ich mich wohl einmal zu einer Schreiberstelle in einem Rent- oder Justizamt hinaufarbeiten und, endlich, Aktuar oder gar Amtmann werden könnte. Aber wie erstaunte ich, als von juristischen Sachen gar nichts zu sehen und zu hören war. Mein Herr schreibt; seine Frau schreibt; seine Tochter schreibt, und ich muß mundieren, daß mir die Finger abfallen möchten. Sie, mein Herr, wissen wohl, was meine Leute schreiben, denn alle, halbe Jahre gehen drei Pakete *Romane* an Sie nach Q . . . ab. Sie wußten aber bisher nicht, daß die schöne, reine Handschrift von mir ist, und daß ich der Mutter und der Tochter die d und t, die das und daß, die für und vor und dergleichen korrigiert habe, denn beide sind nicht taktfest.

Anfangs wollte mir das wunderliche Zeug gar nicht zu Hals. Sie wollen dich für einen Narren halten, dachte ich. Das sind ja lauter Lügen. Solche Menschen gibt es ja gar nicht auf der Welt und solche Geschichten auch nicht. Ich merkte aber doch, daß meine drei Leute viel Vergnügen an ihrer Arbeit haben müssen, denn sie sind an ihre Stühle angepicht und vergessen und versäumen alles darüber. Statt sich um die Küche zu kümmern, nährt Madam ihren unsterblichen Geist mit dem Manna

der Phantasie, wozu sie weder Feuer noch Rauch nötig hat, und der Mamsell guckt die nackte Ferse zum Strumpf heraus. Ich beneide sie um dies glückliche Vergessen der Welt und ihrer Sorgen und fühle mich bereits von der Lust angesteckt, meinen Hunger auf ähnliche Weise zum Schweigen zu bringen. Nachdenken und Arbeit, wovon ich auch kein Freund bin, können Ihre Werke auch nicht kosten, denn sie fließen heraus wie das Wasser aus der Brunnröhre. Wie viele Männer-, Knaben-; Weiber- und Mädchenhände sind in dieser Romanfabrik beschäftigt! Die Leseanstalt, die in unserer Stadt besteht, hat allein im verwichenen Jahre 186 neue Romane angekauft, unter denen 17 aus Ihrem Verlag sind. Gerade für einen Batzen, wenn auch nur einer einen Pfennig wert sein sollte. Es muß also doch auch Leser genug geben, die sich gerne von solchen Erdichtungen aus unserer Alltagswelt hinausführen lassen, um in einer ganz andern herumzuflattern. Wie kämen sonst die Verleger zum Ersatz ihres Aufwands? Ja, bis in die Dörfer hat sich die Flut solcher Bücher fortgewälzt.

Durch diese Betrachtungen wurde ich zu dem Entschluß gebracht, auch einen Roman zu schreiben und ihn, sobald er fertig ist, Ihnen zuzuschicken. Um aber sicher zu sein, daß ich Ihren Geschmack treffe, wollte ich mich doch mit Ihnen vorher bereden, nach welchem Leisten ich meine Arbeit zuschneiden soll. Verlangen Sie, was Sie wollen, eine Ritter-, Schauer-, Räuber- oder Liebesgeschichte, was Sie wollen. Ich habe mich in alle Gattungen eingeschustert. Wenn ich Ihnen jetzt nur einige gangbare Handwerksgriffe nenne, die ich erlauscht habe, so werden Sie weder an meinem vorrätigen Stoffe, noch an meiner Fähigkeit, ihn zu bearbeiten, zweifeln. Ich werde meinen Roman mit einer Beschreibung des Wetters anfangen müssen. Es war – nun bestimmen Sie, was es für ein

Tag oder eine Nacht werden soll. Wollen Sie Sturm, so lasse ich den Himmel mit schwarzen Wolken überziehen, die Blitze leuchten, die Donner rollen, die Winde sausen, die alten Eichen krachen, die Fahnen auf den Türmen ächzen, Regen und Schloßen an die Fenster schlagen; kurz, ich will ein Wetter machen, daß man keinen Hund hinausjagen soll. Wollen Sie einen schönen Frühlingsmorgen oder -abend, – sorgen Sie sich nicht! Ich werde einen Sonnenauf- oder -untergang zu malen wissen. Die lauen Lüfte, die säuselnden Blätter, der plätschernde Bach usw.

Da kein Romanschreiber der Welt ein wunderliebliches Mädchen entbehren kann, so habe ich mir einige Dutzend Lockenköpfchen angeschafft. Sie dürfen ein blondes oder ein braunes wählen. Ich habe einen Büschel Sonnenstrahlen für ihre Augen; Karmin für ihre Wangen; Purpur für ihre Lippen; Perlen für die Zähne; warmen Schnee für ihren Busen und die feinste Seide für ihre Haare und Wimpern. Ihren Anzug werden Sie die Güte haben, selbst nach der neuesten Mode in Q . . . zu bestimmen.

Wie meinen Sie, verehrtester Herr? Muß ich jetzt nicht den Engel mit einem wunderschönen jungen Kerl zusammenbringen, den ich wieder vom Haar bis auf den Absatz beschreibe? Er sieht den Engel auf einem Ball, in einem Bade. Ihre Herzen werden entzündet. Jetzt male ich die unendliche Liebe, und da lassen Sie mich nur gewähren. Hier bin ich in meinem Element. Ich habe tausend Variationen auf die eine Melodie vor mir. Es kann mir nicht fehlen. Geben Sie acht! Die Herzen der Mädchen, die mich lesen, werden zappeln wie die Lämmerschwänzchen.

Um meinen Vorgängern zu folgen, muß ich die Liebe auf harte Proben setzen. Hier müssen Sie nun wieder entscheiden, ob ich dem Mädchen einen Vater geben soll, der sie schon einem andern versprochen hat, oder einen Onkel, der sie selbst heiraten will; ob ich ihren Wagen zerbrechen

oder die Pferde durchgehen lasse, denen der junge Mensch in die Zügel fällt und geschleift wird; wo dann das Mädchen mit ihrem weißen Schnupftuch ihm die blutenden Wunden verbindet und Tag und Nacht nicht von seinem Bette weicht; soll er sie aus Wasserfluten oder Feuerflammen oder aus Räuberbanden erretten oder ihretwegen im Zweikampf verwundet werden? Soll ich die beiden zusammenbringen oder das Mädchen ins Kloster schicken? Ich stehe in allem zu Befehl. Mit Reichtum werde ich meinen Helden genug ausstatten, obgleich ich armer Teufel keinen Batzen in der Tasche habe.

Um auch Sprache und Ausdruck in die neueste Mode zu kleiden, habe ich mir verschiedene Floskeln gesammelt, die ich schon am rechten Ort anbringen will. Mein Held sieht zum Beispiel niemals geradeaus, sondern er sieht in die Nacht hinein, er seufzt in den Sturm hinein. In der ganzen Geschichte gibt es kein Hindernis, sondern alles tritt störend dazwischen, und nichts geschieht so geradezu, sondern es gestaltet sich usw.

Habe ich Ihnen Lust gemacht, es mit mir zu versuchen, so haben Sie die Güte, es mich durch einige Zeilen wissen zu lassen.

M.

Das flüssige Mehl der Trennung oder

Deutsche Poesie made in California

Wir sind gewiß dafür, dem Poeten viel Freiheit zu gewähren, und niemand kann uns nachsagen, daß wir Metaphern nicht liebten. Immerhin haben wir in der Schule der großen Dichtung gelernt, daß auch ein noch so kühnes, noch so poetisch „freies“ Bild einen *Sinn* haben, daß es Abstraktes konkret anschaulich, Entferntes greifbar nahe, Gewohntes neu machen muß.

Aber es gibt immer noch Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen ließ. Zu ihnen gehört eine gewisse Art von Vers-

macherei, die in Westdeutschland gepflegt und gedruckt wird.

Da lesen wir zum Beispiel in der Zeitschrift „Akzente“, München/Frankfurt, ein Gedicht von Richard Exner: „Brunnen-schacht“.

*Lotung
gläsernen Abschieds – Sieb
wie er beim Fall
zerstäubt
wie die Hände
plötzlich entgleiten
flüssig vom Mehle
der Trennung*

Du kannst dir, lieber Leser, unter der Lotung eines beim Fall zerstäubenden gläsernen Abschieds nichts vorstellen? Und erst recht nichts unter flüssigem Mehl? Wir auch nicht. Aber wir haben auch nicht wie Richard Exner – was von der Zeitschrift besonders hervorgehoben wird – an der University of Southern California/USA Germanistik und vergleichende Literaturwissenschaft studiert, welches Studium offenbar 'stracks zur Verwandlung der Dichtung in Brei (=Mehl + Wasser = flüssiges Mehl) führt. Im übrigen ist diese neue Dichtung gar nicht neu. Dasselbe – nur viel begabter – haben die unbegabten Expressionisten der zwanziger Jahre gemacht.

Bitte nicht absaugen!

Aus einer westdeutschen Literaturkritik: „Hier fällt kein falsches Wort und nicht eine Silbe sozial-ethischen Parfüms. Zu tief ist der Ernst dieses Künstlers, um, nach Vermeidung allen Sinnenwerks, sich selbst erleichternde Spritzen zu geben, welche, wie ein Blitzableiter, die Gewitter unserer Zeit im heißen Sommer kleinweis absaugen könnten.“

Wir sind nicht ganz sicher, richtig verstanden zu haben. Aber eines steht fest: die Gewitter unserer Zeit dürfen nicht kleinweis abgesaugt werden. Sonst geraten die Kritiker womöglich mit in das Absaugerohr. Es wäre schade darum, wir sind mit Komikern nicht allzu reich gesegnet.

Ra.

„Es bleibt in der Familie“

„Der kluge Geschäftsmann spricht das Theaterpublikum im Programmheft an.“ (Programmheft zu „Der Bauer als Millionär“ von Raimund, Kammerspiele München.)

„Zur Kur 'nach Marienbad fuhr schon Goethe. Brem's Marienbadpillen gegen Fettleibigkeit und Darmträgheit!“ (Programmheft zu „Egmont“ von Goethe, Städtische Bühnen Nürnberg.)

„Wer gut schläft, sündigt nicht, spart Geld, fördert die Gesundheit. Es geht doch nichts über gute Betten von Betten-Hutt.“ (Programmheft zu „Lohengrin“ von Wagner, Städtische Bühnen Dortmund.)

„Seit 125 Jahren Rewolts Tafelsenf bewährt und begehrt!“ (Programmheft zu „Cocktail-Party“ von Eliot, Bühnen der Hansestadt Lübeck.)

„So schön auch das Theater war – er denkt an die Regina-Bar!“ (Programmheft zu „Sodom und Gomorrha“ von Giraudoux, Kammerspiele München.)

„Ein guter Rat aus alter Zeit – halt August mit dem Schlips bereit. Krämers beliebter Magenlikör.“ (Programmheft zu „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“ von Grabbe, Städtische Bühnen Dortmund.)

„Schlank ohne Zwang! Fuca-Bohnen erzielen selbst da eine Wirkung, wo andere Kuren versagt haben.“ (Programmzettel zu „Die verkaufte Braut“ von Smetana, Blätter des Essener Theaterrings.)

„Das Korsett von Frau Lil Dagover ist von der Firma Magda Schramm, Mieder nach Maß, Maximilianstraße 37.“ (Programmheft zu „Gigi“, nach einer Novelle von Colette, Kammerspiele München.)

Und das Schönste zuletzt:

„Frei wie die Kunst sind unsere Kritiker. Verantwortungsbewußt dienen sie Theater, Film, Musik, Literatur und bildender Kunst. Münchner Merkur.“ (Programmheft zu „Es bleibt in der Familie“ von Verneuil, Kammerspiele München.)

H. T.

Biograph auf Entdeckungsreisen

Der Kongreß-Verlag gibt unter dem Titel „Deutsches Erbe“ eine Buchreihe heraus, deren nützliche und förderungswerte Absicht es ist, breiten Kreisen einen Einblick in Leben und Werk bedeutender Persönlichkeiten der deutschen Geschichte zu vermitteln. Eines der Bändchen, von Klaus Vogt verfaßt und im vorigen Jahr erschienen, will jenen Joseph Görres wiedererwecken, dem einst Napoleon das hohe Lob spendete, er sei mit seiner Zeitschrift „Rheinischer Merkur“ die fünfte Großmacht, die sich zum Kampf gegen ihn erhoben habe.

Es ist hier nicht der Ort, darüber zu rechten, ob man mit Joseph Görres Staat machen kann. Görres, der als Jakobiner begann und, nachdem er Paris besucht hatte, zum erklärten Gegner Napoleons wurde; dessen Patriotismus aber von argen nationalistischen Tendenzen durchsetzt war; der sich in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche bettete und in München, dem Hochsitz des Katholizismus, sein Leben beschloß, stellt wahrlich hohe Anforderungen an einen Autor, der seine progressiven Leistungen zu entdecken sich anschickt. Wer das Büchlein in die Hand nimmt, wird rasch bemerken, daß der Verfasser mühsam aber beharrlich den Dunkelmann Görres hinter dem Patrioten verschwinden läßt.

Was uns hier interessiert, ist die Beschreibung der Periode, die Görres, zeitweise an der Seite von Achim von Arnim und Clemens Brentano, in Heidelberg verbringt, wo er als Privatdozent wirkt und unter anderem im Jahre 1808 eine Vorlesung über altdeutsche Literatur hält (doch diese letzterwähnte Leistung ist dem Verfasser nicht aufgefallen). Daß Klaus Vogt Heidelberg als den Mittelpunkt der Romantik bezeichnet, sei ihm noch verziehen, da

darin so viel richtig ist, daß Heidelberg neben Jena und Berlin ein Mittelpunkt der Romantik war. Nicht folgen können wir jedoch den Ausführungen auf den Seiten 35–38, wo sich Vogt über die Tätigkeit der Heidelberger ausläßt. Da stellt er zunächst einmal fest, daß Görres „zusammen mit Arnim und Brentano“ die „Zeitung für Einsiedler“ herausgab. Eine kleine Korrektur am Rande: Arnim gab diese Zeitung zusammen mit Brentano und Görres heraus, doch es ist ja nicht allzu selten, daß ein Autor seinen Helden auf Kosten anderer erhöht. Über den Charakter dieser Zeitung, über das, was in ihr veröffentlicht wurde, weiß Vogt Kurioses mitzuteilen: „Die drei äußern sich über die verschiedensten Probleme, besprechen neue naturwissenschaftliche Werke, untersuchen das Schaffen der Schriftsteller und reiten eine lange Attacke gegen Heinrich Voß . . .“ Daran stimmt nichts außer dem Allgemeinplatz, daß man sich über die verschiedensten Probleme äußerte. Kein einziges naturwissenschaftliches Werk wurde in der Zeitung besprochen – dem Herausgeber Achim von Arnim waren schon 1803 seine während der Studienzeit betriebenen naturwissenschaftlichen Bemühungen „beinahe historisch“ geworden. Clemens Brentano hat sich mit Naturwissenschaften überhaupt nie tief eingelassen, und was Görres mit den beiden Dichtern verband, war gänzlich anderer Natur. Mit der zweiten Bemerkung des Klaus Vogt, daß man sich mit dem „Schaffen der Schriftsteller“ auseinandersetzte, ist es nicht besser bestellt – keine Spur davon wird man in den Spalten der Einsiedlerzeitung antreffen. Das dritte und letzte, was er mitteilt, ist vollends verkehrt, denn nicht gegen Heinrich Voß ritten die romantischen Ritter eine „lange Attacke“, sondern gegen dessen Vater, der den Namen Johann Hein-

rich trug. Mit Johann Heinrich Voß aber weiß Vogt überhaupt nichts anzufangen. Er verpflanzt ihn, der seit 1805 in Heidelberg ansässig war, also noch ehe Görres seine Schritte zum Neckar gelenkt hatte, in die „kühle Luft des klassischen Weimar“ und macht überdies jene angeblich dort wehende kühle Luft verantwortlich dafür, daß Johann Heinrich Voß für die „Einsiedler“ nichts übrig hatte. Das stimmt ganz und gar nicht; man braucht nur an die schöne Würdigung zu denken, die der Weimaraner Goethe für die in Heidelberg zustandegekommene Sammlung deutscher Volkslieder unter dem Titel „Des Knaben Wunderhorn“ bereithielt. Man braucht nur daran zu denken, daß der Weimaraner Goethe den Haß, den Voß gegen das von den Romantikern kultivierte Sonett entwickelte, in keiner Hinsicht teilte und als echter Realist darauf hinwies, daß das Sonett „ja nur ein Gefäß ist, in das jeder von Gehalt hineinlegen kann, was er vermag . . .“

Die „Zeitung für Einsiedler“ existierte fünf Monate, vom April bis zum August des Jahres 1808. Am Ende jenes Jahres vereinigte Achim von Arnim die erschienenen Nummern der Zeitung in einem Buch, dem er den Titel „Trösteinsamkeit“ gab. Vogt sorgt für Überraschungen: „Arnim ergänzt die Zeitung für Einsiedler mit einem Blatt, das den . . . Titel trägt Trösteinsamkeit.“ Hat er, der den Görres wiedererwecken will, in der Eile auch eine neue Zeitung gegründet, so muß er sie auch mit Artikeln füllen. Und so läßt Vogt den Görres Würdigungen von Jean Paul schreiben, „eingehende Abhandlungen über Otto Runge“ verfassen (gemeint ist wahrscheinlich Philipp Otto Runge, der Maler) – alles Dinge, nach denen man vergeblich die „Einsiedlerzeitung“ und die „Trösteinsamkeit“, in der sie gesammelt erschien, durchstöbern wird.

Aber noch viel mehr weiß Vogt von Görres zu melden: er sammelt „gemeinsam mit anderen Romantikern Sagen, gräbt eifrig in den volkskundlichen Schätzen des Mittelalters und gibt sie in den „teutschen

Volksbüchern“ heraus . . .“. Nun hat Görres wahrhaft im Jahre 1807 eine Schrift veröffentlicht, die den Titel „Die teutschen Volksbücher“ trug. Ein Leser, der, durch Vogt auf Sagen und volkskundliche Schätze des Mittelalters neugierig gemacht, sich des Görres Buch besorgt, muß jedoch eine Enttäuschung erleben: keine einzige Sage, keinen einzigen Schatz wird er in den „teutschen Volksbüchern“ antreffen, denn diese Schrift ist eine Abhandlung über Volksbücher, und jenem enttäuschten Leser bleibt nichts übrig, als mit Arnim zu sagen: „Ein solches unnützes Buch hat Görres über die Volksbücher geschrieben; statt eines herauszugeben.“

Endlich, auf Seite 38, darf Vogt jenes ihm so mißgünstige Heidelberger Gefilde verlassen. Görres kehrt nämlich der Neckarstadt den Rücken, enttäuscht darüber, daß man ihm keine Professur gewährte. Bei Vogt ist es zwar dieser Görres, der von den drei Einsiedlern am längsten dort aushält und erst nachdem auch Arnim den Ort gemeinsamer Wirksamkeit geräumt hat, sich nach Koblenz zurückbegibt – aber dieser kleine chronologische Irrtum wiegt nicht schwer. Nicht so schwer wenigstens wie der, der ihm kurz vor Ende der Heidelberger Passion unterläuft. Da macht er nämlich verwandtschaftliche Zusammenhänge offenbar, von denen die Literaturwissenschaft bisher keine blasse Ahnung hatte. Bettina Brentano, das „wunderliche Kind“, das später den Briefwechsel mit Goethe veröffentlichte, wird zur Schwester von Achim von Arnim gemacht und muß ihren eigenen Bruder, den Clemens, heiraten.

Joseph Görres hat sich, außer mit der Literatur, auch noch mit Geschichte, Naturwissenschaft und Religion beschäftigt – so erfahren wir's aus Vogts Buch. Es ist ihm nicht zu wünschen, daß, nachdem ein Germanist sich geäußert hat, ihm auch noch Historiker, Theologen und Naturwissenschaftler auf den Hals kommen. Wer weiß, was sich dann noch herausstellen würde.

„Geistiges Widerstandszentrum gegen die Unfreiheit“

Feierliche Stille breitete sich in dem langgezogenen grauen Betonblockhaus mit der phantasievoll quadrierten Fassade aus, als sich die zu seiner Einweihung erschienenen dreihundert Ehrengäste im grau-gelb-grünen Festsaal niedergelassen hatten, um den Worten des verbindlich lächelnden amerikanischen Hochkommissars, Dr. James B. Conant, zu lauschen. Endlich, nach zwei langen Jahren war es soweit: eine neue Bibliothek, die, wie Mister Conant erklärte, mit Hilfe „gewisser amerikanischer Fonds für die Berlin-Hilfe“ hatte errichtet werden können, sollte der Öffentlichkeit übergeben werden. „Diese Bibliothek“, so erklärte der amerikanische Hochkommissar, „soll die Bedeutung Berlins als eines der großen geistigen Widerstandszentren gegen die Unfreiheit dokumentieren.“ Tief befriedigt nickten die Ehrengäste. Jawohl, nun werden die armen Menschen aus dem „Russensektor“ wenigstens auch freiheitliche Bücher lesen können! „Gewiß hat der Osten auch Bibliotheken“, stellte Conant fest, „aber jeder-mann weiß, daß dort dem Leser nur eine begrenzte, auf ein einziges totalitäres System ausgerichtete geistige Kost vorgesetzt wird.“

Leider hat der Redner – natürlich nur aus Zeitmangel – darauf verzichtet, diese und ähnliche großzügig aufgestellten Behauptungen vor dem erlauchten Publikum zu beweisen. Wir können ihm das nachfühlen. Es ist nicht so einfach.

Immerhin wäre es für die dreihundert Ehrengäste recht interessant gewesen, zu erfahren, daß in der Deutschen Demokratischen Republik allein in den Jahren 1952/53 109 Werke beziehungsweise Gesamtausgaben deutscher Klassiker mit einer Gesamtauflage von über drei Millionen Bänden erschienen, verkauft und auch in die Bibliotheken eingereiht worden

sind. Da hätten sie wenigstens einen plastischen Eindruck davon bekommen, wieviel Unheil so ein „totalitäres System“ auf dem Büchermarkt anrichten kann.

„Mit dieser Bibliothek erweisen wir einer großen Vergangenheit unsere Hochachtung“, erklärte Mister Conant. Das kann auch gar nicht anders sein. Nur schade, daß der Leser dort vergeblich versucht, die Gesamtausgabe der Werke des großen italienischen Renaissance-Dichters Dante zu erhalten. Doppelt schade, weil doch ein Gast aus Washington, Lawrence Quincey Mumford, erklärte, diese Bibliothek sei „Zentrum des Wissens und Quelle einer umfassenden Information“. Vielleicht war es auch nur eine wohlüberlegte Jugendschutzmaßnahme, daß man die einzige im Katalog verzeichnete Ausgabe der Werke Dantes nur in italienischer Sprache aufnahm?

Schwieriger ist schon die Frage zu entscheiden, weshalb wohl Gesamtausgaben der Werke von Puschkin, Gogol, Lermontow, Leo Tolstoi, Schewtschenko, Nekrasow, Turgenjew, Saltykow-Schtschedrin und Maxim Gorki fehlen. Man müßte eben viel besser orientiert sein. Sicher sind das auch alles „Totalitäre“!

Aber ein wenig verblüfft ist der Besucher dieser freien Bibliothek doch, wenn er beim Durchblättern der Karten im Alphabetischen Katalog feststellen muß, daß die Zahl der „Totalitären“ schier ins Endlose zu wachsen scheint. Auch Kurt Tucholsky, von dem Herr Conant mit bebender Stimme sagte: „Wer könnte die Namen derer vergessen, die Berlins kulturelles und geistiges Gesicht in unserem Jahrhundert formen halfen...“ Auch er – ein „Totalitärer“? Nur fragmentarisch ist sein Werk vertreten.

Aber nicht allein ihm ergeht es so. Mehr oder minder fragmentarisch sind auch die

vorhandenen Bestände der Werke von Thomas Mann und Heinrich Mann, dessen historischer Roman „Henri Quatre“ dem Besucher dieser Bibliothek ebenso unbekannt bleibt wie seine Autobiographie „Ein Zeitalter wird besichtigt“ und seine Arbeit „Sieben Jahre – Chronik der Gedanken und Vorgänge“. Völlig fehlen die Werke von Georg Büchner, Ernst Toller, Friedrich Wolf, Johannes R. Becher, Willi Breidel und Bodo Uhse.

Was so eine richtig freie Bibliothek ist, die beherbergt auch nur höchst ungern das Gesamtwerk solcher antifaschistischen Schriftsteller wie Arnold Zweig und Anna Seghers in ihren Mauern; sie begnügt sich mit der ganz objektiven Zurschaustellung nur einzelner, absolut nicht totzuschweigender Romane dieser Zeitgenossen, wie zum Beispiel „Junge Frau von 1914“, „Novellen um Claudia“, „Der Streit um den Sergeanten Grisca“ und „Das siebte Kreuz“. (Das „Beil von Wandsbek“ oder „Die Toten bleiben jung“ aufzunehmen, wäre ja denn wohl doch zuviel!)

Wenn man schon Fontanes Werke nur in Teilsammlungen bietet, kann man natürlich nicht etwa Bertolt Brechts sämtliche Werke (z. B. auch „Mutter Courage“, „Die Erziehung der Hirse“ u. a.) übernehmen. Auch Lion Feuchtwangers Werke „Odysseus und die Schweine“, „Die Füchse im Weinberg“, „Simone“, „Die Brüder Lautensack“, „Unholdes Frankreich“ (Erlebnisse unter der Pétain-Regierung), „Exil“ und viele andere gehören nicht in eine umfassende Informationsquelle.

Verständlicherweise ist es auch unangenehm, dem Leser pazifistische oder gar antimilitaristische Literatur in die Hand zu geben, wie zum Beispiel Berta von Suttners Buch „Die Waffen nieder!“, Erich Maria Remarques „Im Westen nichts Neues“ oder Hans Hellmut Kirsts „Null-acht fünfzehn“. Mag das alte Preußenherz lieber höherschlagen beim Wirbel der Kriegstrommler, die an ihrer Statt dort aufmarschieren. Da sind sie, die Herren Generale: Rommel, Guderian, Kesselring und Kompanie! Allen voran, den Daumen wie

einst hinterm Koppelschloß, der Größenwahn aus Braunau. Jawohl, die Deutschen können auch sein segensreiches Programm wieder lesen! Frontstadtbürgermeister Schreiber ergänzt diesen Tatbestand mit den treffenden Worten, diese Bibliothek werde „Zeugnis ablegen dafür, daß der Geist stärker ist als alle Gewalt“...

Da es sich nun hier um eine, wie der amerikanische Hochkommissar erklärte, „Verschmelzung europäischen und amerikanischen Gedankengutes auf dem Gebiet des Bibliothekswesens“ handelt, interessieren sich natürlich viele Besucher dieses Hauses für die *amerikanische* Literatur. Doch wie ärgerlich: auch hier fehlt so manches. Man vermißt eine Gesamtausgabe der Werke Mark Twains, man sucht unter den Werken Theodore Dreisers vergebens die Romane „Der Finanzier“, „Das Genie“ und andere. Auch Walt Whitmans literarischer Nachlaß ist nur mit zwei Auswahlbänden aus dem Jahre 1922 und den „Grasbalmen“ vertreten. Jede Spur fehlt von den amerikanischen Schriftstellern Howard Fast, Agnes Smedley und Albert Maltz – um nur einige zu nennen.

Wie mag sich das nur verhalten mit dieser „Verschmelzung“, wenn noch nicht einmal die repräsentative amerikanische Literatur vollständig gesammelt ist? Übrigens gehört doch nach unseren geographischen Kenntnissen zu Amerika auch Mittel- und Südamerika, wir vermissen aber die Werke der beiden südamerikanischen Schriftsteller Pablo Neruda und Jorge Amado. Wie mag es dann wohl um die Literatur Europas bestellt sein?

Wir schlagen nach unter dem Namen Louis Aragon, und was finden wir von seinen Werken? Zwei Frühschriften, und die noch nicht einmal in deutscher Sprache. Um uns weiterhin ebenso umfassend informieren zu lassen, suchen wir Werke von einem Landsmann Aragons: Henri Barbusse – ebenso erfolglos. Von Sartre ist kein einziges nach 1950 veröffentlichtes Werk verfügbar.

Schon wagt der Leser gar nicht mehr weiterzusuchen: Abgründe tun sich vor

ihm auf, Abgründe, vollgestopft mit „Totalitären“ (irgendwohin mußten sie ja verschwinden, da sie nicht den Weg zu der freien Amerika-Gedenkbibliothek fanden)!

Immer wieder tauchen vor dem geistigen Auge des vielgeprüften Lesers neue Dichternamen auf und möchten ihm verworfliche unamerikanische Schlußfolgerungen einflößen: der ungarische Dichter Petöfi, der polnische Dichter Mickiewicz und sein Zeitgenosse Slowacki, die tschechischen Dichter Jan Neruda und Jaroslav Vrchlický, der bulgarische Dichter Wapzaroff – ohne Ende, ohne Ende. Ja, aber diese Vertreter des europäischen Denkens müssen doch dabei sein, wenn das europäische Denken mit dem amerikanischen verschmolzen werden soll!

Tief in peinliche Gedanken versunken, geht der Besucher an eines der schmucken grün-grauen Blechregale heran, um dort, so hofft er, ein Produkt jener modernen Verschmelzung zu finden. Da liest er die Titel „Hexensabbat – Rußland im Schmelztiegel“, „Die deutschen Ostseeprovinzen Rußlands“, „Fürst Awalow“, „Mein Kampf gegen den Bolschewismus“, „Tagebuch des letzten Zaren“, „Das sind die Russen!“, „Rote Armee am Rhein? Hintergründe der sowjetischen Friedensnoten“...

Plötzlich wird es einen Schatten dunkler in dem geschmackvollen Betonblockhaus, Fensterscheiben klirren, eine Tür fliegt krachend ins Schloß, die goldbetreßten Bücher in den feldgrauen Regalen hüpfen, und ein dumpfes Dröhnen trägt aus der Pfalz den Geruch explodierten Treibstoffs heran.

Als es wieder etwas heller wird, erblickt der Besucher auf dem Boden vor sich ein Buch, von dessen Einband ihn ein Mann mit gestutztem Bärtchen forschend anblickt; es war wohl besonders hoch gesprungen. Da versteht der Besucher erst richtig, wie notwendig es ist, allein mit sich und einem Buch aus dem Kelch der Freiheit zu schlürfen. Dazu ermahnte ihn ja auch der Herr Vizkanzler Franz Blücher aus Bonn. Er sagte, wir könnten die Kraft

„zum Widerstand gegen ein totalitäres System . . . nur aus der Einsamkeit gewinnen. Aus der Einsamkeit mit dem Buch . . .“ Dann kann es wenigstens nicht zu solch unvernünftigem Mißbrauch der Freiheit, wie Streiks und Demonstrationen, kommen. Meinte doch auch der amerikanische Hochkommissar, „daß wir unsere Aufmerksamkeit nicht zu ausschließlich auf materielle Dinge richten dürfen“. Statt dessen gilt es, ein prächtiges Symbol aufzurichten, ein Symbol der Geistesfreiheit.

Ein solches Symbol ist, daran kann niemand zweifeln, diese Amerika-Gedenkbibliothek, dieses „geistige Widerstandszentrum gegen die Unfreiheit“. Das ist zumindest die Ansicht des amerikanischen Hochkommissars. Und er muß wissen, was Unfreiheit ist, er kommt ja aus dem Lande McCarthys.

Kalifornischer Geistesriesen stippvisitiert deutsche Theater

Herr Ludwig Marcuse, Professor für Philosophie an einer Universität für höhere Töchter aus bemittelten kalifornischen Familien – ein Mann, von dem Heinrich Mann gelegentlich zu sagen pflegte, er sei Tiefschwätzer von Beruf und habe einen Charakterkopf ohne Charakter –, Herr Ludwig Marcuse war, seinen eigenen Worten zufolge, „auf einer Stippvisite beim deutschen Theater“ (in Westdeutschland, versteht sich). Ins sonnige Kalifornien und zu den höheren Töchtern zurückgekehrt, hat er seine Eindrücke eilends zu Papier gebracht und sie der sattem bekannten Unzeitschrift geschickt. Die hatte nichts Eiligeres zu tun, als sie zu drucken. So kann man denn auf dem geduldigen Papier, von dem schon die Alten sagten, daß es nie erröte, unter dem tiefgeschwätzigem Titel „Reflexionen eines Kritikers“ zum Beispiel lesen, daß „verbilligte Karten vor allem Wärmhallen-Anwärter schaffen“; daß man Klassikeraufführungen den „Schülern und Studenten in ihren Aulen

überlassen“ solle; daß ein beherzter Dramaturg „die zu Klischees erstarrten Sentenzen des Faust I“ vielleicht durch „hinreißende Sätze aus dem zweiten Teil, die ebenso unabgelutscht und unabgetatscht wie hörensicher sind“, zu ersetzen habe; daß es ewige Werke nicht gebe und daß das Theater „nur noch ein bißchen lebe“. Womit wir das Zitieren aus Marcuses abgelutschten und abgetatschten Sätzen schließen wollen, nicht ohne vorher festgestellt zu haben, daß er zwar noch lehrt und schreibt, aber auch nicht ein bißchen lebt.

Organisation von Geräuschen = der neueste Kulturexport aus USA

Anläßlich der „Donaueschinger Musiktage zeitgenössischer Tonkunst“ wurde den Zuhörern die neueste aus den Vereinigten Staaten nach Westdeutschland exportierte Kulturerrungenschaft vorgeführt. Es handelt sich, wie wir der „Rhein-Neckar-Zeitung“ entnehmen, um „Musik für präparierte Klaviere“. Paul Dessau, der für seine Musik zum „Kaukasischen Kreidekreis“ ein besonderes Klavier konstruiert hat, dürfte vor Neid erblassen, wenn er liest, um wieviel ihm die Klavierpräparierer in Amerika voraus sind. „Die Präparation der Klaviere besteht darin, daß in die Saiten Wäscheklammern, Schrauben, Filz- oder Blechstücke, Senflöffel (Kaffeelöffel tun's offenbar nicht! NDL) eingeklemmt werden. Ab und zu wird der Klavierdeckel zugeklappt oder ein Spieler bläst auf einem Babypfeifchen. Zum Schluß erdröhnen aus acht rings im Saal aufgestellten Lautsprechern zwei elektronische Montagen: Rauspern, Kreischen von Autohupen, Sprach- und Musikfetzen, Töne aus dem Stadtleben und Töne aus dem Landleben.“ Der Initiator, Hauptautor und Interpret dieser Darbietungen, John Cage, erklärt selbst, daß seine Schöpfungen weniger mit Musik als mit „der Organisation von Geräuschen“ zu tun haben.

Königliche Leistungsfähigkeit in der Kunstkonsumtion

Königin-Mutter Elizabeth von England hat, wie wir in amerikanischen Zeitschriften unter dem Titel „Tee und Wildwestbrötchen“ lesen, während ihres kürzlichen Aufenthalts in den Vereinigten Staaten neben dem Besuch unzähliger Empfänge und Gesellschaften, der Besichtigung von Wolkenkratzern und dem Einkauf von Andenken und „sehr amerikanischen“ Weihnachtsgeschenken (Bücher waren natürlich nicht darunter) die Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft nicht vergessen. In wahrhaft amerikanischem Tempo besichtigte sie ... aber das muß man im Wortlaut genießen: „In einem Nachmittag absolvierte sie 44 Kunstgalerien, sechs Jahrhunderte Malerei und einen offiziellen Tee im Metropolitan Kunstmuseum, wobei sie Pausen einlegte, um über einen von ihr bevorzugten Renoir oder Rembrandt zu plaudern und durch ihr Erscheinen die Studenten der Zeichnerklassen in Erstaunen zu setzen. Abends sah sie sich die Revue „Pyjamaspiel“ an. Das war, so erklärte sie, ihre eigene Wahl, weil sie wochenlang bei ihrer jüngeren Tochter Prinzessin Margaret die Schlagerplatten „He, dort!“ und „Hernandos Unterschluß“ (aus dieser Revue) gehört hatte. Während der großen Pause besuchte sie die Schauspieler hinter der Bühne, nippte Champagner und lernte Wildwestbrötchen kennen... Am nächsten Tage zog sie einen schwarzen Talar an und wandelte zusammen mit einem anderen illustren Gast, dem stämmigen alten Kanzler Konrad Adenauer, in feierlicher Prozession zu einem Festgottesdienst in der Sankt-Johann-Kathedrale.“ Dann kriegten sie beide in der Columbia-Universität Ehrendoktorhüte der Rechtsfakultät. Das Diplom der Königin-Mutter hob ihre Verdienste „als begabte Musikerin, vollendete Sprachenkennerin und verständnisvolle Kunstbeurteilerin“ hervor, und das sind ja gemeiniglich diejenigen Leistungen, um derentwillen man

zum Ehrendoktor der Rechtswissenschaft gemacht wird. Der stämmige Konrad kriegte sein Diplom gleich nach der „Königin Mum“, wie die amerikanischen Reporter sie etwas unformell nennen. Was in diesem Diplom als besondere Leistung hervorgehoben wurde, ist nicht bekannt. Aber auch so kennen wir seine Verdienste: die um Amerika und die in seiner Tasche.

Freiheit, die sie meinen

Wir lesen in den Gütersloher „Neuen Deutschen Heften“ folgende pompös dargebotenen „Gedankensplitter“ eines hoffnungsvollen Dichterlings namens Petrino: „Reiten lehrt den richtigen Gebrauch der Freiheit und gibt damit dem Gentleman wie der Dame den letzten Schliff.“ Und: „Mit dem Jeton kaufen wir etwas zurück, das wir durch das Geld verloren haben: die Freiheit, uns selbst zu vertrauen, indem wir uns den Launen des Glücks anvertrauen.“ Der Mann ist reif für den nächsten Nobelpreis. Zumindest müßte ihn Hochkommissar Conant mit dem Pepsi-Cola-Preis für idealistische Kunst (so was gibt's, und sage noch einer, daß das *Big business* kein Herz für die Kunst hat!) auszeichnen.

Ein Tommy kauft Hölderlin

Ich schmökere in der Karl-Marx-Buchhandlung. Jemand neben mir läßt ein Buch fallen, hebt es auf. Es ist ein englischer Soldat, das Buch: die von Johannes R. Becher besorgte Auswahl Hölderlinscher Gedichte. Impulsiv entfährt mir die Frage: „Wie kommt es, daß Sie sich für Hölderlin interessieren?“

Der Tommy macht ein halb abweisendes, halb belustigtes Gesicht. „Ich bin Engländer, Herr!“

Im ersten Augenblick weiß ich nicht recht, was mit dieser Antwort anzufangen, dann fällt mir ein, daß er die amerikanische Färbung meines Englisch erkannt und deshalb wohl angenommen hat, ich habe ihn für einen Amerikaner gehalten. Sein

„Ich bin Engländer, Herr!“ soll mich zweifellos aufmerksam machen, daß man an seine Kenntnisse und Kulturbedürfnisse andere Maßstäbe anlegen muß, als an die seiner Vettern von jenseits des Atlantik.

Ich lache und sage: „Keine Angst, ich habe Sie nicht für einen Landsmann von Ike Eisenhower gehalten, der kürzlich stolz erklärt hat, daß ihm seit seiner Jugend kein Gedichtband mehr in die Hände geraten ist. Aber mir scheint es auch für englische Soldaten nicht gerade typisch, daß sie Hölderlin lesen.“

„Oh, ich habe Germanistik studiert, und ich hoffe, eines Tages zu meiner Beschäftigung mit deutschen Dichtern zurückkehren zu dürfen.“ Ein fast unmerklicher Seufzer begleitet diese Worte.

„Das könnte sogar recht schnell geschehen“, bemerke ich. „Man braucht bloß die Vorschläge von Herrn Molotow anzunehmen und die Deutschen ohne fremde Besatzer ihre Angelegenheiten friedlich regeln lassen, dann können Sie nach England und in Ihren Zivilberuf zurückkehren.“

„Herr, ich bin Soldat . . .“

„Gut, gut. Nur noch eine Frage. Warum kaufen Sie Ihre Bücher hier und nicht im Westen?“

Ein breites Grinsen zieht über sein Gesicht. „Offen gestanden: die Bücher sind hier um soviel billiger, und wir Engländer haben die Taschen nicht so voll wie . . . na eben, nicht sehr voll. Und dann gibt es hier eine ganze Menge von schönen Ausgaben, die man drüben einfach nicht bekommt. Darin seid ihr hier denen drüben über . . .“

„Vielleicht nicht nur darin?“

„Oh . . . ich bin Soldat, Herr!“ Er grinst wieder, spitzbübisch und mitwisserisch, salutiert und geht. Am Kassentisch läßt er sich zu dem Hölderlin auch noch das „Lenaubuch „Rebell in dunkler Nacht“ einpacken.

„Ja, den kennen wir schon“, sagt die Verkäuferin. „Der ist hier so was wie ein Stammkunde. Neulich hat er sogar zwei weitere Käufer mitgebracht!“ fcr

Volksschrifttum

Um einem dringenden Bedürfnis abzu-
helfen, ist kürzlich in Tegernsee eine neue
literarische Gesellschaft gegründet wor-
den. Über ihre Ziele gibt Punkt 1 der
Satzung Auskunft: „Zweck der Ver-
einigung“, so liest man dort, „ist der Zu-
sammenschluß von Freunden wertvollen
Volksschrifttums...“

Nun, denkt man, das läßt sich hören,
mag auch der Ausdruck „Volksschrift-
tum“ etwas verdächtig klingen. Und wie
geht's weiter? So geht's weiter: „... wert-
vollen Volksschrifttums im Sinne des Wir-
kens der größten deutschen Volksschrift-
stellerin Hedwig Courths-Mahler und zur
Förderung dieses Volksschrifttums.“

Der „Rheinische Merkur“, der dies
berichtet, ist zwar nicht eben das, was man
als eine ernstzunehmende Zeitung be-
trachtet, aber ein Witzblatt ist er auch nicht.
Es bleibt einem also nichts weiter übrig als
die Nachricht zu glauben.

Literarische Aufrüstung

Ja, wenn wir den „Verein (West-)
Deutscher Volksbibliothekare“ und seine
Fachzeitschrift „Bücherei und Bildung“
nicht hätten! Diesem Verein ist gottlob
noch rechtzeitig eingefallen, daß zu einer
Armee, wie man sie zwischen Rhein und
Elbe bald zu haben hofft, auch eine mora-
lische Aufrüstung gehört, geistiges Rüst-
zeug. Mag auch Bombenwerfen, Schießen,
Stechen, Rauben, Vergewaltigen und der-
gleichen das Wichtigste sein, was der abend-
ländische Landsknecht beherrschen muß –
es muß auch alles seine seelische Betreuung
haben.

Diesem dringenden Bedürfnis folgend,
hat einer der Herausgeber der Fachzeit-
schrift „Bücherei und Bildung“, ein Mann
namens Johannes Langfeldt, sich über die
„Büchereiarbeit unter Soldaten“ Gedan-
ken gemacht. Im Zuge einer gewissen
Demokratisierung des künftigen Militärs

wäre es von Nutzen, meint er, „den Sol-
daten nicht mehr als nötig vom zivilen
Leben abzutrennen“. Nicht ein eigenes
Militärbüchereiwesen möchte der forsche
Langfeldt also errichtet sehen, sondern er
wünscht sich die „Verlegung von Zweig-
stellen der Ortsbüchereien mit Leseraum
und zivilem Bibliothekar in die Kaser-
nen“. Die Kasernen selbst sagen ihm durch-
aus zu. Herr Langfeldt weiß auch Rat für
den Fall, daß die deutschen Landsknechte
ins Ausland verfrachtet werden: man soll
dann eine „Bundesbüchereistelle“ für die
Wehrmachtsbetreuung schaffen – aber
zivil, mit Rücksicht, wie man vermuten
darf, auf die persönliche Sicherheit des
Herrn Langfeldt und der ihm ähnlichen
Schlachtfeldhyänen, die für sich selbst gern
auf eine Uniform verzichten.

So denken sie an alles, die Gespenster
von gestern und vorgestern. Nichts ist
ihnen zu schade, und die Literatur schon
gar nicht, um für ihren Marsch gen Osten
eingesetzt zu werden. Aber nicht nur
Gewehre, auch Bücher haben die Eigenart,
sich manchmal gegen die zu wenden, die
sie uns zu verbrecherischem Zweck in
die Hand gedrückt haben...

L-s (Hamburg)

Lose Augenlider abzugeben

In einem Gedicht des westdeutschen
Lyrikers Karl Krolow heißt es:

*Kartenschlagende Matrosen
sind in ihrem Fleisch allein
Tabak rieselt durch die losen
Augenlider in sie ein.*

Dazu meint der wichtigtuende west-
deutsche Literaturkritiker Hans Egon
Holthusen, der Dichter „dringe immer
wieder in Schichten des sprachlichen Lebens
ein, die rationell nicht mehr zu kontrol-
lieren“ seien, auch wage er sich „bis zu
Grenzen vor, die sonst selten erreicht“
würden.

Das stimmt. Aber Ringelnatz machte
das besser. G.R

Von der Freude des Kürzens

Ich habe ein Geschenk bekommen. Verhüllt liegt es vor mir. Voll freudiger Erwartung knüpfe ich die Knoten auf, rolle den Bindfaden zusammen und lege ihn hin – Beiwerk. Dann falte ich das Packpapier auseinander, streiche es glatt und lege es weg – Beiwerk. Das Geschenk liegt in einem Karton. Ich öffne den Karton, nehme den mit dünnem Seidenpapier verhüllten Inhalt heraus und beachte den Karton nicht mehr – Beiwerk. Nun wickle ich die letzte Hülle ab. Voller Freude erkenne ich das schöne Geschenk.

„Auswickeln“, so nenne ich das Kürzen einer literarischen Arbeit. Kürzen heißt profilieren. Es beginnt damit, daß ich mir genau ansehe, welche Partien zu gestalteter Handlung und welche nur zu Beschreibung geworden sind. Da ich weiß, daß das Beschreiben mir, wie wohl jedem Schriftsteller, leichter fällt als das Gestalten, weiß ich nachträglich immer, wovor ich mich hätte hüten sollen. Daß ich es nicht getan habe, liegt an meiner psychischen Verfassung während der schöpferischen Arbeit. Der kritische Blick für Wichtigkeit oder Unwichtigkeit von Details ist oft durch Emotionen getrübt, die auch in anderer Hinsicht meinem Werk abträglich sein können. Darum spricht Thomas Mann von der „heiligen Nüchternheit“ beim Schreiben.

Wenn mich Überlegungen nicht zur Gestaltung reizen will ich sie doch meistens nicht weglassen, sondern ich fange an, sie niederzuschreiben. Ich merke wohl, daß ihnen etwas Statisches anhaftet, daß ich über ihnen immer mehr zur Kontemplation neige, daß sie schließlich, fertiggestellt, wie „aus zweiter Hand“ anmuten, aber ich sage mir, daß beim Überarbeiten schon noch etwas daraus werden könnte. Und je weniger daraus werden will, je länger geraten sie mir unter der Hand. Begreiflicherweise finde ich gerade dort, wo etwas unklar ist, kein Ende. So entstehen langweilige, nichts-

sagende Stellen, bei denen der Leser sozusagen ein klebriges Gefühl bekommt und ungeduldig wird. Es ist die gleiche Ungeduld, die mich vor dem Enthüllen eines Geschenkes beherrscht, nur mit dem Unterschied, daß der Leser nichts vorfindet, nachdem er sich der Mühe des „Auswickelns“, des Lesens, unterzogen hat. Man kann ihm, der mit Recht solche Stellen als nicht wegzudenkende Bestandteile des Ganzen auffaßt, nicht empfehlen, einfach darüber hinwegzulesen. Der aufmerksame Leser ist gezwungen zu versuchen, den Sinn von Beschreibungen zu erfassen, die dem Schriftsteller selbst nicht klar gewesen sind und bei denen er sich nicht danach gefragt hat, welchen Nutzen sie für das gesamte Werk haben sollten. Unerfahrene Leser halten den Autor leicht gerade deswegen für eine „Größe“, erfahrene aber werden bald erkennen, daß, wie Schopenhauer sagt, nichts leichter ist als so zu schreiben, daß kein Mensch es versteht; wie hingegen nichts schwerer, als bedeutende Gedanken so auszudrücken, daß jeder sie verstehn muß. In Goethes „Faust“ sagt Mephistopheles: „Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört, es müsse sich dabei doch auch was denken lassen.“

Nun stelle ich manchmal fest, daß in dem, was ich nur beschrieben habe, sehr wohl Dynamisches, das mich zum Gestalten hätte reizen sollen, enthalten ist. Aus einem Satz wird da ein Schauplatz mit einer interessanten Szenerie, meine Menschen stellen sich hinein, beginnen zu handeln, zu sprechen, und es entwickelt sich etwas Neues, das nur unter der Beschreibung verhüllt gewesen ist. So äußert sich die Kraft des Stoffes, die nur in der sorgsamsten Organisation des Stoffes stark wirken kann. Beschreiben ist zwar leichter, aber in der Beschreibung ist es wesentlich schwerer, etwas zu entwickeln.

Das Unklare, das sich in der Beschreibung geltend macht, ist eine Folge der

Unbegrenztheit der Details „an sich“, und diese Unbegrenztheit ergibt sich meistens daraus, daß ganze Partien in der Beschreibung ohne deutlich erkennbare menschliche Beziehung erscheinen. Ich will versuchen, das durch eine eigne Stelle zu belegen: „Herbstkühle Luft strich über die Felder und trug einen Geruch von verbranntem Kartoffelkräutchen heran. In der Allee lag welkes Laub. Schwarz stand der Wald um das Dorf herum. Auf der Straße rollte ein Wagen. Nebel wallte über den Hutungswiesen, usw. So hatte ich mich auf mehr als einer halben Seite in Naturschilderung ergangen, denn ich liebe die Natur, und sie verführt mich – zur Beschreibung. Wenn ich „in Naturschilderung ergangen“ geschrieben habe, so ist das subjektiv richtig, aber objektiv, im Hinblick auf mein Werk, muß es zutreffender heißen: „in Naturschilderung verloren“! Die Menschen, die sich eigentlich in der Landschaft bewegen sollten, waren mir zeitweilig verlorengegangen. Eine deskriptive Stimmung, hervorgerufen durch meine persönliche Neigung, hatte mir nicht erlaubt, die Neigungen meiner gestalteten Menschen im Zusammenhang mit der Natur und mit meiner literarischen Absicht zu sehen. Es ist zudem leichter, die Landschaft „an sich“ zu schildern, als sie mit einer Handlung, mit dem Sprechen und Tun zweier Liebender zu verknüpfen.

Beim Kürzen fiel mir die mißlungene Stelle auf, die das Kapitel völlig aus dem Gleichgewicht brachte, dessen Funktion im ganzen Werk und damit letztlich das Werk selbst gefährdete. Ich ließ nur den Anfang bis zu dem Satz: „In der Allee lag welkes Laub“ stehen. Dahinter fügte ich nun die menschliche Beziehung ein: „Gretchen hob ein Ahornblatt auf“, und danach beließ ich lediglich noch den Satz vom Wald. Nur vier von zwanzig Zeilen waren übriggeblieben, aber das Gleichgewicht war in mein Werk zurückgekehrt. Von diesem Gleichgewicht, von den richtigen Proportionen hängt der Leser in seinen Empfindungen und Gedanken während des Lesens vollständig ab.

Es geht ja eben nicht nur darum, daß ich in meiner Schilderung die Menschen verloren hatte, sondern mein Fehler hätte, wenn er mir nicht aufgegangen wäre, dazu führen müssen, daß der Leser ebenfalls die Menschen verloren hätte. Ich hatte ihn vom Eigentlichen weggeleitet. Diese partielle, nicht durch Fabel und Handlung motivierte und darum nicht notwendige Ableitung durchbricht die Einheit des Werkes, hemmt seine Entwicklung, sie verursacht unwichtige, nebensächliche Konstellationen und schwächt die Hauptader des Werkes. Das ist, vergleichsweise, wie bei einem Fluß, der ein großes Elektrizitätswerk treiben soll und dem die Seitenarme das Wasser nehmen.

Wo die Breite auf Kosten der Tiefe zunimmt, sind Flachheit und Kraftlosigkeit die natürlichen Folgen. Der Schriftsteller sollte jede unмотivierte Weit-schweifigkeit vermeiden. „In der Kürze liegt die Würze!“

Aber das Kürzen sollte für ihn kein grollendes Nachgeben gegenüber Lektorenwünschen, sondern ein notwendiger schöpferischer Akt sein, ein letztes freudiges Handanlegen, bei dem mit der Zeit durch Erfahrungen das Erkennen zum Vermeiden führen wird.

Aus unserer Korrespondenzmappe

Liebe NDL,

Geburtsagsartikel sind im allgemeinen keine kritischen Analysen. Es ist verständlich, daß man, wenn man dem Geburtsagskind einen Rosenstrauß auf den Tisch legt, vermeiden möchte, daß es sich an den Dornen sticht. Dennoch sind Rosen ohne Dornen eine Rarität, und auch literarische Werke ohne Schlacken gehören zu den seltenen Ausnahmen. Gewiß ist der Geburtstag eines Schriftstellers, noch dazu der 70., nicht der Augenblick, um die negativen Seiten seines Werkes zu betonen. Aber man soll auch nicht so weit gehen, daß man den Boden unter den Füßen verliert und zu Feststellungen kommt, die den Widerspruch des Lesers beraus-

fördern, wie dies bei dem Geburtsstagsartikel für Ehm Welk von Erich Fabian geschieht („Heute und Morgen“, Septemberheft).

Gewiß, Ehm Welk hat scharfe Vorpostengefechte gegen die Nazis ausgefochten; geht es deshalb an, seine „Wandlung... in einen philosophischen Materialisten und Sozialisten“ in die Zeit von 1924 bis 1934 zu verlegen? Im Jahre 1937 wurde das Schreibverbot gegen Ehm Welk aufgehoben. In die Zeit von 1937 bis 1942, die „Meisterperiode“, wie Erich Fabian sie nennt, fallen sechs Hauptwerke Ehm Welks. Glaubt Erich Fabian oder will er die Leser glauben machen, daß die Nazis eine Produktion geduldet hätten, die vom Geist des philosophischen Materialismus und Sozialismus erfüllt gewesen wäre?

Um wieviel ehrlicher und überzeugender ist doch der Geburtsstagsartikel, den Karl Kleinschmidt dem Jubilar im „Neuen Deutschland“ gewidmet hat. „Nicht alles“, heißt es hier, „hat die Zeit der Dunkelheit überlebt, und manches gehört in dieses Dunkel.“ Spürt man, trotz dieser kritischen Andeutung, nicht doch die Anerkennung und Liebe Kleinschmidts für die Person und das Werk Ehm Welks? Sind die abgewogenen Worte des Schweriner Freundes nicht eine gültigere Wertung als die Akrobatik Erich Fabians?

Es ist hier nicht der Ort, auf die historische und ideologische Bedeutung von Ehm Welks Roman „Im Morgennebel“ einzugehen, aber es kann nicht unwidersprochen bleiben, wenn Erich Fabian ihn als ein Werk bezeichnet, „das nicht nur von kritischem, sondern auch von sozialistischem Realismus erfüllt ist“. Wieviel richtiger ist auch hier wieder die Einschätzung Kleinschmidts, wenn er sagt: „Der... umfangreiche Roman schildert die Ereignisse jener Braunschweiger Revolutionsmonate, wie sie sich im Bewußtsein des radikalen bürgerlichen Demokraten Ehm Welk spiegelten.“ Damit ist vielleicht angedeutet, daß auch der Ehm Welk, der den Roman „Im Morgennebel“ schrieb, noch nicht zum vollen „philosophischen Materialisten und Sozialisten“ herangereift war. Heißt das ihn herabsetzen? Jeder, der selbst den Weg vom idealistischen zum materialistischen Denken, vom bürgerlichen Intellektuellen zum

Marxisten zurückgelegt hat, weiß, daß dieser Weg schwierig ist, daß er auch nicht steil aufwärts geht, sondern daß es Hemmungen und Rückschläge gibt und daß auch die Besten noch lange gegen Schlacken in ihrer Bewußtseinsbildung zu kämpfen haben. Wir meinen, daß die klug abgewogenen Worte Kleinschmidts in der Würdigung Ehm Welks nicht nur der Wahrheit näher kommen, sondern auch eine bessere Geburtsstagsgabe sind als die Übertreibungen Fabians, die den Widerspruch herausfordern.

Recha Rothschild

Anmerkung NDL: Die Zeitschrift „Heute und Morgen“, Schwerin, die im Dezember 1954 zum letzten Mal erschienen ist, lehnte die Veröffentlichung dieser Zeitschrift mit der merkwürdigen Begründung ab, daß Ehm Welk mit einem Nationalpreis ausgezeichnet worden sei.

Nicht Prostitution, sondern Hingabe

Moskau, 18. November 1954

Sehr geehrte Redaktion,

In Nr. 10 der NDL bringen Sie einen sehr wertvollen und interessanten Beitrag von Otto Braun „Fragen der literarischen Übersetzung“. In diesem Aufsatz stellt der Verfasser an den Übersetzer die Forderung: „... er muß, um einen drastischen Ausdruck meines Moskauer Freundes Maximilian Schick zu gebrauchen, sich prostituieren, d. h. ganz im Originalwerk aufgehen.“

Otto Braun dürfte mich wahrscheinlich nicht ganz richtig verstanden haben. Ich habe in den fünfzig Jahren meiner Übersetzer Tätigkeit stets den Standpunkt vertreten, der Übersetzer müsse seine Eigenart aufgeben, sein „Ich“ opfern, um sich im Autor restlos aufzulösen. Um diese These besonders anschaulich zu machen, habe ich mich im Gespräch mit Freund Braun des „drastischen“ Ausdrucks bedient: „Der Übersetzer muß sich wie ein Weib, selbstvergessen und restlos, dem Autor hingeben.“ Sich liebend hingeben ist aber das

strikte Gegenteil des Begriffs „sich prostituieren“! Ein Übersetzer prostituiert sich nur dann, wenn er einen Autor, dessen Denk- und Schreibart ihm fremd ist und ihn abstößt, dennoch aus materiellen Gründen übersetzt. Die Pflicht, meinen ein halbes Jahrhundert unbefleckt bewahrten Übersetzernamen auch fürder rein zu erhalten, gebot mir, diese Zeilen an Sie zu richten und Sie zu bitten, ihnen freundliche Aufnahme in Ihrer Zeitschrift zu gewähren.

Mit freundschaftlichem Gruß
Maximilian Schick

Anmerkung von Otto Braun: „Maximilian Schick hat natürlich völlig recht, und in Zukunft soll mir das zur Lehre dienen.“

Aber die aus Apolda!

Da hatten wir in einem langen, angeregten Gespräch die beiden Weimarer Handwerker, die im Restaurant unsere Tischnachbarn waren, überzeugt, daß es wahrhaftig besser und menschenwürdiger ist, als Deutsche in Ost und West wie Brüder miteinander zu leben, anstatt einem blutigen Bürgerkrieg entgegenzusteuern. Darüber hinaus waren wir uns

auch einig geworden, alle Menschen, gleich welcher Nation und Rasse, könnten und müßten sich endlich friedlich und gutnachbarlich auf unserer schönen Erde einrichten. „Jawohl! Eine Schande“, fänd der eine von den beiden Biedermännern, „wie wir Menschen uns immer noch so wenig menschlich benehmen. Aber es kommt! Es kommt!“ fuhr er fort. „Die Vernunft beginnt sich durchzusetzen! Nur . . .“ und er hob wie warnend seinen Arm, „das eine sag ich Ihnen: mit denen aus Apolda, mit denen ist kein Auskommen!“

wb.

Schriftsteller, schreibt!

Das Ministerium für Kultur hat die Bedingungen zu einem Preisausschreiben, das der Förderung der Gegenwartsliteratur dienen soll, veröffentlicht. Eine Anzahl von Preisen zwischen 7000,— und 2000,— DM wurde ausgesetzt. Zur Gestaltung können alle literarischen Genres gewählt werden. Letzter Einsendetermin ist der 31. August 1955.

Nähere Auskünfte über die Bedingungen gibt das Ministerium für Kultur, Hauptabteilung Schöne Literatur, Berlin C 2, Am Molkenmarkt 1/3.

Kleine westdeutsche Chronik

In einer von den städtischen Volksbüchereien in Dortmund herausgegebenen Schrift „Leseinteressen Dortmunds Hüttenarbeiter“ berichtet die Verfasserin Hedwig Bieber über die Ergebnisse statistischer Nachforschungen in einer Werkbücherei, die zugleich Volksbücherei ist. Zur Kundschaft dieser Bibliothek gehören vorwiegend Arbeiter (63 Prozent). Der Bücherbestand zählt 11000 Bände, davon gehören 41 Prozent zur schöngeistigen, 33 Prozent zur wissenschaftlichen und populärwissenschaftlichen und 26 Prozent zur Jugendliteratur. Hier sind die Titel

von Büchern, die am häufigsten entlehnt werden: Martin Andersen Nexös „Ditte Menschenkind“, Walter Bauers „Herz der Erde“, Theodore Dreisers „Amerikanische Tragödie“, Maxim Gorkis Werke, Bücher von Heinrich Lersch und Upton Sinclair. Auch Werke von Hermann Hesse und Werner Bergengruen werden öfters verlangt. Leider ist der Schrift nicht zu entnehmen, welche neuen deutschen Autoren, insbesondere welche sozialistischen Autoren in der Bibliothek vertreten sind. Doch ist schon das oben angegebene Ergebnis der Studie bemerkenswert.

Westdeutsche Bücher sind teuer. So teuer, daß sie für den „kleinen Mann“ unerschwinglich sind. Um wenigstens eine teilweise Abhilfe zu schaffen, haben sich 19 Verlage zu einer gemeinsamen Aktion zusammengefunden. Sie geben einmal im Monat ein Buch zum Preise von 6,80 Mark (anstatt der „normalen“ 14 bis 20 Mark) heraus, wobei der Reihe nach jeder der neunzehn zum Zuge kommt. Ein Informationsblatt „Unsere Bücher“ nennt als die nächsten „Bücher“ der Neunzehn“ im Jahre 1955: „Der Quell“ von Charles Morgan, „Das Leben heiß zu lieben“ von Edita Morris, „Talleyrand“ von Duff Cooper, „Der Weg nach Glockenreich“ von Harry Martinson, „In einem andern Land“ von Ernest Hemingway, „Der Mann von Asteri“ von Stefan Andres. Man beachte das Überwiegen der Übersetzungen aus dem Englischen!

Der Carl-Bertelsmann-Verlag in Gütersloh gibt bekannt, daß er einigen jungen Schriftstellern ein Jahr lang Monatsrenten von 400 Mark auszahlen wird. Die Namen der Stipendienempfänger sind Heinz Albers, Wolfgang Altendorf, Siegfried Einstein, Wilhelm Grasshoff, Anja Hegemann, Rolf Krappen, Heinz Piontek, Leopold Sievers, Gert Woerner. Im ganzen gab es 400 Bewerber um Stipendien. Die meisten von diesen wollten Romanmanuskripte beginnen oder beenden, ihr Studium fortsetzen, zwei wollten ihre Stellung aufgeben, einer wollte eine Schreibmaschine kaufen, ein anderer ein Zimmer mieten. Der Verlag hat diese Stipendien, wie die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ feststellt, zum Teil deshalb ausgesetzt, weil der dafür bestimmte Betrag eine „steuerbilanzkorrigierende Funktion“ hat.

Die Nymphenburger Verlagshandlung in München hat Leonhard Franks 1944 im Exil geschriebene „Deutsche Novelle“ zum erstenmal in Deutschland herausgebracht.

Hunderte Bewohner der badischen Stadt Kehl und der in der Nähe liegenden westdeutschen Orte sahen kürzlich den DEFA-Film „Das kalte Herz“. Allerdings mußten sie sich dazu ins Ausland begeben, nämlich nach dem benachbarten Straßburg, wo der Film aufgeführt wurde. Auf westdeutschem Boden dürfen deutsche Filme, die außerhalb des Adenauerschen Machtbereiches entstanden sind, vorläufig nicht gezeigt werden.

Der Schundroman „Die Rache ist mein“ des berühmten Mickey Spillane ist von der westdeutschen „Bundesprüfstelle“ als „jugendgefährdend“ erklärt worden. Welch ein Fortschritt, ist man versucht, auszurufen . . . doch das Lob bleibt einem in der Feder stecken, da man gleichzeitig erfährt, daß elf andere, ebenso gefährliche Machwerke Spillanes an die westdeutsche Jugend ohne weiteres verkauft werden dürfen.

Über Rainer Maria Rilke erschienen in den letzten Monaten zwei biographische Werke. Peter Demetz behandelt in dem bei Diederichs, Düsseldorf, erschienenen Buch „René Rilkes Prager Jahre“ die Jugendzeit (wobei er viel unbekanntes Material vorlegt), und I. R. von Salis untersucht den letzten Lebensabschnitt in „Schweizer Jahre“ (Verlag Huber, Frauenfeld).

Die „Neue Darmstädter Sezession“ veranstaltete eine Ausstellung in der Wiener „Sezession“. Die Zeitschrift „Das neue Tagebuch“ schreibt darüber u. a. „Das Gastspiel ist neu, das Spiel ist alt . . . Das reichhaltig assortierte, aber ziemlich gleichförmige Lager mit Willi Baumeister an der Spitze, tut so, als ob in Westdeutschland jede gegenständlich interessierte Malerei aufgehört hätte.“

Kleine Stilkunst in Versen

I

Bevor du schreibst, sollst du dich fragen:
Hab' ich was von Belang zu sagen?
Wenn nicht, dann schone deine Feder
Und ziehe gar nicht erst vom Leder.
Nimmst du den „Füll“ jedoch zur Hand,
Dann sei erfüllt vom Gegenstand.
Man muß sein Thema gründlich kennen
Und für den Gegenstand entbrennen.
Wer seinen Stoffkreis nicht beherrscht,
Wird nie zu einem Dichterserscht.
Der Leser, der sehr wachsam ist,
Bemerkt, daß du nicht sicher bist.

II

Gedanken, anderen abguckt,
Gewinnen nicht, wenn man sie drückt.
Versuche nicht, an Kleist und Hebbeln
Dich eifuegleich emporzupäppeln.
Will man des Lesers Lust entfachen,
Muß man sich selbst Gedanken machen.
Wer fremdes Wissen wiederkaut,
Hat nie die Leserschaft erbaut;
Auch lassen sich die tiefsten Fragen
In eignen Worten sagen.

III

Du sollst nicht große Worte machen,
Kein Riesenfeuerwerk entfachen;
Mach bei Beschreibung eines Besens
Von seinem Wesen nicht viel Wesens.
Vermeide Schwulst und hohle Phrasen;
Dein Stil sei niemals aufgeblasen.
Der Wortkoloß tönt immer leer,
Das schlichte Wort sagt uns viel mehr.
Dem hohlen Schall, dem eitlen Dunst
Versagt der Leser seine Gunst.

IV

Hetz den Gedanken nicht zu Tode
Durch eine lange Periode.
Mit Recht wird es dem Mann verdacht,
Der Makkaroni-Sätze macht.
Wer keinen Satz beenden kann,
Der fang ihn lieber gar nicht an.
Und wenn schon lang, dann gut gebaut,
Auf daß der Leser ihn verdaut.
Statt zügellos draufloszupinseln,
Versieh den Satz mit Rettungsinseln,
Wo man gesichert dann und wann
In Ruhe sich verschmausen kann.
Soll ich den Faden nicht verlieren,
Mußt du den Satz mit Zeichen zieren.
Das ist ein wichtiges Gebot:
Sonst kriegt der Leser Atemnot
Und gibt den großen Dauerlauf
Mit deinem Satze vorher auf.

V

Die „heits“, die „keits“, die vielen „ungs“
Sind Feinde schreiberischen Schwungs.
Drum höchster Geiz mit „heits“ und „keits“,
Sie nehmen einem Satz den Reiz.
Man kann sie doch sehr oft umgehn,
Weil sie meist für ein Verbum stehn.
Wir haben nur schon fast vergessen,
Daß sie das Zeitwort aufgefressen.
Für „eine Tätigkeit betreiben“
Kann man sehr einfach „wirken“ schreiben.
In allen solchen Zweifelsfällen:
Zurück an unserer Sprache Quellen!

VI

Das Beiwort präge sehr prägnant,
Mit Saft gefüllt bis an den Rand.

Was farblos, ungefühl und matt,
 Verwaschen, unecht und gar platt,
 Soll dir nicht aus der Feder fließen;
 Es soll ins Herz der Dinge schießen.
 Wie ausgelangt ist „interessant“,
 Wie Falschgeld geht's von Hand zu Hand,
 Ein abgenutztes Wortmetall,
 Das ohne Klang und Widerball;
 Drum prüfe, wäge, sichte, wähle,
 Daß sich das Wort dem Sinn vermähle;
 Nimm dir ein Beispiel an Flaubert,
 Wie prüfte, wählte, feilte der!

VII

Wer Bilder liebt in Wort und Schreibe,
 Der sorgt, daß er im Bilde bleibe,
 Weil er sonst ziemlich leicht entgleist
 Trotz allem Aufgebot von Geist.
 Setz keinem Faß die Krone auf,
 Sonst nimmt das Unheil seinen Lauf.
 Der Zahn der Zeit kam auf den Hund;
 Ihn nimmt kein Mensch mehr in den Mund.
 Der Finger in der offenen Wunde
 Hat auch kein Gold mehr in dem Munde.
 Die warme Lanze ist zum Teufel,
 Das duldei ja wohl keinen Zweifel.
 Man soll nicht einen Vorgang schildern,
 Um lustig daraufloszuwibldern.

VIII

Wer geistreich ist, darf geistreich sein;
 Erquälter Geist verursacht Pein.
 Spar mit Bonbons und mit Bonmots:
 Du wirst sie doch nicht alle los.
 Auch wirzle nicht um jeden Preis:
 Der Leser merkt, der Leser weiß,
 Trotz aller angewandten List,
 Daß mancher nur aus Kalau ist,
 Und strebt betrübt und etwas bang
 Zum nächsten Notausgang.

IX

Humor ist eine jener Gaben,
 Die leider längst nicht alle haben.
 Humor ist das, was man besitzt,

Wenn man dabei nicht schwitzt.
 Humor dort, wo er hingehört:
 Es gibt auch einen Witz, der stört.
 Schreib würdig über ernste Dinge;
 Versuch nicht, ob ein Witz gelinge,
 Denn wer zur Unzeit Witze macht,
 Sei nicht erstaunt, wenn keiner lacht.

X

O Schreibersmann, ich will dir raten:
 Sei äußerst sparsam mit Zitaten!
 Zitateles, Zitateles,
 Laß ruben Aristoteles!
 Glaub nicht, aus Blech würd' Messing
 Durch gutes Gold von unserm Lessing!
 Des Lesers Spannung muß erlahmen,
 Versuchst du alles auszukramen,
 Als seiest du ein Lexikon . . .
 Die Leser laufen dir davon.
 Verrate nicht durch jede Spur:
 Ich hab', jawohl, das Abitur!
 Verrate nicht zu jeder Zeit:
 Ich weiß im Büchmann toll Bescheid.
 Beschwer nicht jeden deiner Sätze
 Durch fremde Geistesschätze.
 Stell nicht so pomphaft wie ein Pfau
 Dein ganzes Federkleid zur Schau.

XI

O meide, streng, weil abgedroschen,
 Die ausgelatschten Sprachgaloschen!
 Sie büßten längst und „voll und ganz“
 Den nie sehr hochpolierten Glanz.
 Sie sind verblichen und verschossen:
 „Phantastisch!“ – „schrecklich!“ – „aus-
 geschlossen!“
 Bei „kolossal“ und „kolossiv“
 Lacht man sich seinen Absatz schief.
 Auch „restlos“ ist nun „restlos“ alle
 (Man sieht es ja an diesem Falle).
 „Pikant“, „dèzent“ sowie „enorm“
 Sind heute „unter aller Form“,
 Nach „irgendwie“ und nach „mondän“
 Wird bald kein Hund und Hahn mehr krähn.
 Das Modewort vermodert schnell,
 Denn es ist viel zu laut und grell.

O diese Sprache!

Sauen-Bedeckungsplan und Lehrlingsfangflotte

Neue Maschinen, Erfindungen, neue Verhältnisse erfordern logischerweise neue Begriffe und Bezeichnungen. Und es ist eine der schönsten Beschäftigungen für Geister, welche die Materie kennen und sich auf die Sprache verstehen, diese neuen Begriffe zu suchen und zu erfinden, oder vorhandene abzuändern. Wehe aber, wenn einer, der nicht die Sprache und ihre Geheimnisse kennt, mit neuen Vokabeln vor die Welt tritt. Da werden's fast immer Mißgeburten wie z. B. der „Sauen-Bedeckungsplan“, der uns im „Neuen Deutschland“ in einem Artikel über die Erfüllung des Volkswirtschaftsplanes präsentiert wird.

Ein sicheres Mittel, derartigen Unsinn zu erledigen, besteht darin, daß man ihn buchstäblich nimmt. Nimmt man so den „Sauen-Bedeckungsplan“ wörtlich, fragt man sich erstaunt, ob hier etwa der Fortschritt, der unentwegt auf den Beinen zu sein scheint, eine neue Etappe der Schweinebehandlung erreichte. Eine Behandlung, deren Clou ist, daß die Sauen bedeckt werden . . . hoffentlich nur, wenn sie schlafen. Und womit wohl: mit Federbetten, Steppdecken, oder soll ihnen – wie dem Soldaten im Felde – die Zeltplane genügen oder gar bloß Zeitungspapier, mit dem sich manch einer behelfen mußte, dem in Bombennächten das Haus über dem Kopfe weggebrannt war? Aber selbst ein „Sauen-deck-Plan“ wäre ein gewagter Begriff, denn man müßte ihn mit einem Plan ergänzen, der festlegt, daß die Sauen auch „annehmen“, wie der Erfolg beim Decken heißt. Und dazu müßte noch der „Wurfzahl-Plan“ kommen. Was wird wohl mit den Sauen, die statt acht oder zehn bloß fünf Ferkel werfen?

Nein, wenn man's recht besieht, brauchen wir keine Reform der Rechtschrei-

bung, sondern nichts als ein Gesetz gegen solchen Unglimpf. Ein falscher Kasus bei einem Manne, der für die Öffentlichkeit redet oder schreibt, ist mit fünfzig Mark zu ahnden; ein Mißgebilde wie der „Sauen-bedeckungsplan“ bei einem prominenten Redakteur mit . . . na, sagen wir fünfhundert Mark! Die Summen werden zur Finanzierung des Wohnungsbaus verwendet! Erfolg hätte man in jedem Falle: entweder Geld für neue Wohnungen oder richtiges Deutsch, und wenn dieses auch bloß aus Angst vor allzu harten Gehaltskürzungen zustande käme.

Und in der gleichen Nummer des „Neuen Deutschlands“ steht in einer Nachricht der aparte Satz: „Vier weitere Kutter der *Lehrlingsfangflotte* sind dazu (es ist vom Sprottenfang die Rede) mit den erforderlichen Geräten ausgerüstet worden.“ Arme Lehrlinge, die nun mit Flotten gefangen werden müssen, was treibt ihr euch auch auf dem Meere herum! Aber vielleicht hat der Schreiber eine Flotte im Sinne, die mit Lehrlingen bemannt ist. Dann hätte er „Lehrlingsflotte“, in Gänsefüßchen gesetzt, schreiben müssen.

Ch. G.

Verleihen

Daß wir in Meldungen des „Allgemeinen Deutschen Nachrichtendienstes“ und in Zeitungsartikeln immer wieder die falsche Wendung finden „... der Preis (oder Orden) wurde an die folgenden Personen verliehen“ (anstatt: den folgenden Personen), schmerzt uns zwar noch jedesmal, wundert uns aber nachgerade nicht mehr. Dagegen können wir uns der Verwunderung nicht erwehren, wenn wir diese Sprachverhunzung in den „Wissenschaftlichen Annalen“ finden, einer „zur Verbreitung neuer Forschungsergebnisse von der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin“ herausgegebenen

Monatsschrift. Und wenn wir außerdem noch lesen, daß der Verdienstorden „an Akademienmitglied Theodor Brugsch, *Hervorragender Wissenschaftler des Volkes*“, verliehen wurde, sind wir versucht, dem Redakteur neben der Sorge um die Verbreitung neuer Forschungsergebnisse ein wenig Achtung für die Wahrung alter Sprachgesetze, insbesondere der Regeln über die Übereinstimmung der Apposition (*Hervorragender Wissenschaftler*) mit dem zugehörigen Substantiv (*Akademienmitglied B.*), ans Herz zu legen.

Siegreich gestaltetes Fußballspiel

Im Sportteil unserer Zeitungen tobt sich die Sprachbarbarei besonders aus, vielleicht deswegen, weil den Redakteuren und Berichterstatern der Umgang mit Rekorden etwas Natürliches ist.

Den Rekord der Rekorde hat, unserer Meinung nach und bis auf weiteres, jener Sportreporter errungen, der seinen begeisterten Bericht über die Gastspielreise der brasilianischen Mannschaft Madureiras in dem Satz gipfeln ließ, daß die Spiele gegen Mannschaften der westdeutschen Vertragsliga „zum größten Teil *siegreich gestaltet werden konnten*“.

Unter einer siegreichen (warum nicht gleich auch *zackigen*) Gestaltung geht's nicht! Das einfache Zeitwort *gewinnen* ist diesem Sprachgewaltigen sicher viel zu schäbig.

...für deutsche Geschichte, aber
gegen die deutsche Sprache

Das „Museum für deutsche Geschichte“ veröffentlicht in der Tagespresse eine Anzeige, in der es heißt: „Das Museum zeigt nicht das Leben von Winkelfürsten und verstaubten Raritäten, sondern die Geschichte und Entstehung der deutschen Nation, *seine* positiven, vorwärtsdrängenden, fortschrittlichen und revolutionären

Überlieferungen.“ Zeigt das Museum tatsächlich *seine* Überlieferungen oder zeigt es *ihre* (nämlich der deutschen Nation) fortschrittlichen Überlieferungen? Und wenn dies gemeint ist, warum rechnet das Museum auch die deutsche Sprache zu dem Leben der Winkelfürsten und den verstaubten Raritäten, die – mit Recht – verdammt werden? Aber vielleicht bezieht sich die Aufschrift auf den Fahrradständer vor dem Museumsgebäude „Museum für deutsche Geschichte. Aufbewahrung auf eigene Gefahr“ auch auf den Umgang mit dem Sprachgebrauch des Museums?

Schwarz eingerahmt

Eine Konferenz,
wie sie nicht sein soll

Von der Jahreskonferenz einer solchen Institution, wie sie das Amt für Literatur darstellt, erwarten alle daran Beteiligten und Interessierten außer dem üblichen kritisch zusammenfassenden Bericht über die geleistete Arbeit vor allem eine Untersuchung der entscheidenden Probleme, die sich aus der Arbeit der abgelaufenen Berichtsperiode und aus möglichen Veränderungen in der Aufgabenstellung ergeben. Eine solche Diskussion wird zwangsläufig zu einem richtigen Erfahrungsaustausch führen und allen Beteiligten neue Anregungen für die kommende Arbeit geben. Dies ist erfahrungsgemäß selbst dann der Fall, wenn nicht alle wichtigen Probleme behandelt werden oder wenn man auf die eine oder andere Frage keine endgültige Antwort geben kann. Voraussetzung ist allerdings, daß eine solche Konferenz gut vorbereitet wird.

Die vierte Verlegerkonferenz, die vom 3. bis 5. Dezember 1954 in Leipzig tagte, erfüllte leider nicht das, was man von ihr erwartet hatte. Zwar gab es in den Diskussionen der Mitglieder verschiedener

Kommissionen und in privaten Gesprächen einige Anregungen und Versuche, entscheidende Probleme zu behandeln und zu analysieren, aber es gab keinen zentralen Gedanken und kein bedeutendes Grundproblem, um die sich die Auseinandersetzungen hätten entfalten können. So hatten zum Beispiel wahrscheinlich alle eine Auswertung der Studienreise einer Gruppe von Verlegern in die Sowjetunion erwartet, aber sie blieb aus.

Die bedauerliche Tatsache, daß die Konferenz völlig ungenügend vorbereitet war, wurde verschiedentlich zum Ausdruck gebracht, leider aber nicht klar und entschieden genug. Man fühlte sich als fremder Gast in einem fremden Betrieb, man fühlte sich nicht zu Hause und fragte sich am Ende: Wozu bist du eigentlich hergekommen? Die Konferenz hätte sicher einen anderen Erfolg gehabt, wenn das Amt für Literatur sich vorher mit interessierten Kreisen in Verbindung gesetzt hätte, aber weder das Ministerium für Kultur noch der Deutsche Schriftstellerverband waren zur Vorbereitung der Konferenz herangezogen worden.

Die Konferenz wurde durch eine festliche Kundgebung eröffnet, auf der Staatssekretär Albert Norden in inhaltlich wie formal ausgezeichnete Weise über die Unteilbarkeit der deutschen Kultur sprach. Seine Worte wären sehr wohl geeignet gewesen, der Konferenz eine Grundlage zu geben. In der unerbittlich scharfen Gegenüberstellung der kulturpolitischen Entwicklung, besonders auf dem Gebiet der Literatur, im Osten und Westen unseres Vaterlandes; in der Art, wie einige entscheidende Probleme im Kampf zwischen Fortschritt und Reaktion packend und lebendig vorgetragen wurden, trat die ganze Bedeutung unserer Arbeit zutage. Mit allem Nachdruck wurde uns noch einmal vor Augen geführt, warum wir unbedingt ein Gremium zur Verbreitung humanistischer Literatur in ganz Deutschland schaffen müssen.

Das Referat des Leiters des Amtes für Literatur und Verlagswesen, Karl Wloch, war nicht geeignet, eine schöpferische Diskussion zu entfesseln, da er nur ganz allgemein alle Punkte der vielfältigen Aufgabengebiete des Amtes berührte und keine organische Verbindung zwischen der Behandlung der politischen Probleme und der fachlichen Fragen herstellte.

Es ist wohl allen Beteiligten klargeworden, daß das Amt für Literatur und Verlagswesen seine Aufgabenstellung und seine Arbeit einer ersten Prüfung unterziehen muß. Schon die Entwicklung unserer Kulturpolitik, besonders aber wirtschaftliche Notwendigkeiten zwingen dazu. Alle Gedanken, die an die Ausführungen auf dem einundzwanzigsten Plenum des Zentralkomitees der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands anknüpfen, führten zu der Auffassung, daß es an der Zeit sei, eine spezifische Ökonomik für die an Herstellung und Vertrieb des Buches arbeitenden Einrichtungen zu schaffen. Dies wird eine schwierige und langwierige Arbeit sein, die wahrscheinlich mit der Feststellung des Standes der Arbeitsproduktivität beginnen mußte. Auf alle Fälle ist es notwendig, die polygraphische Industrie, die Verlage und den Buchhandel verwaltungsmäßig zu vereinen, so daß sie von zentraler Stelle aus kontrolliert und angeleitet werden können. Die ideologisch-künstlerische Anleitung aber sollte vom Ministerium für Kultur übernommen werden.

J. Schellenberger

Einer unserer Leser, von Beruf Buchhändler, macht uns darauf aufmerksam, daß „trotz aller Mahnungen zu sorgfältiger Planung und strenger Sparsamkeit“ gewisse Buchtitel doppelt erscheinen. So wird Kawerins Roman „Zwei Kapitäne“ gleichzeitig vom Aufbau-Verlag und vom Verlag Neues Leben herausgebracht, Strittmatters „Tinko“ erscheint im Aufbau-Verlag und im Kinderbuchverlag, Coopers „Wildtöter“ wird vom Verlag Neues

Leben und vom Kinderbuchverlag vorgelegt.

„Man kann zur Not verstehen“, schreibt unser Freund, „daß ein Buch wie ‚Tinko‘ in einer illustrierten Ausgabe für kleine und einer nichtillustrierten für große Leser erscheint, obwohl es sich bei der ersten um eine ungekürzte, textlich unveränderte Ausgabe handelt . . .

In den beiden anderen Fällen hat man Zeit, Mühe, Material und Geld verschwendet, indem man Kalkulation, Satz, Korrektur, Umschlagzeichnung, Werbetexte usw. (zum Teil auch die Übersetzung) doppelt herstellen ließ. Ich frage mich: Hat das Amt für Literatur, das die Pflicht hätte, eine solche Mißplanung zu verhindern, etwa geschlafen?“

Der Verlag teilt mit:

Um einem vielfach geäußerten Wunsch zu entsprechen, haben wir für die Bezieher der „Neuen Deutschen Literatur“, die Wert darauf legen, die Zeitschrift gebunden aufzubewahren, Einbanddecken in Kunstlederausführung für jeweils drei Hefte herstellen lassen. Diese können für die Quartale der Jahrgänge 1953 und 1954 gegen Voreinsendung des Betrages ab sofort vom Verlag bezogen werden. Der Preis je Einbanddecke beträgt 1,20 DM.

Bestellungen an den VERLAG VOLK UND WELT, BERLIN W 8, Taubenstraße 1-2, Ruf 225851, Postscheckkonto: Berlin 39854

IN KOMMENDEN HEFTEN

<i>Kurt Stern</i>	Der einsame Weg (Erzählung)
<i>Peter Hacks</i>	Eröffnung des indischen Zeitalters (Schauspiel)
<i>Arnold Zweig</i>	Anekdoten
<i>Harald Hauser</i>	Zu Füßen des Schlafenden Ritters (Erzählung)
<i>Gerhard Scholz</i>	Schriftsteller und Theorie

Die kleine Form: Anekdote, Kurzgeschichte, Glosse, Miniatur

Die politischen Valenzen des Dr. Witsch oder Der kastrierte Remarque

NEUERSCHEINUNGEN

Belletristik

Willi Bredel: Vom Ebro zur Wolga, Drei Begegnungen, Aufbau-Verlag, etwa 400 S.,
etwa DM 7,50

Bertolt Brecht: Die Gewehre der Frau Carrar, Aufbau-Verlag, etwa 58 S., DM 2,40

Matthias Claudius: Vom Wandsbecker Boten, von Gerhard Wahnrau, Verlag der Nation, etwa 256 S., mit Federzeichn. u. Titelvign. von Hans Mau, Kasette DM 11,80

Rudolf Daumann: Die Marwitz-Kosaken, ein historischer Roman, Verlag Neues Leben, etwa 528 S., etwa DM 6.—

Gudrun und Wolf Düwel: Tschechow, ein Lesebuch für unsere Zeit, aus dem Russ., Thüringer Volksverlag, etwa 500 S.,
DM 6,50

Leonhard Frank: Die Räuberbande, Roman, Aufbau-Verlag, 334 S., DM 2,85

Leonhard Frank: Im letzten Wagen, Erzählungen, Aufbau-Verlag, 281 S.,
DM 7,20

Peter Goldammer: Seume, ein Lesebuch für unsere Zeit, Thüringer Volksverlag, etwa 500 S., DM 6,50

Grüß dich, Deutschland, aus Herzensgrund. Hundert Jahre deutsche Landschaftsdichtung, Hrsg. Gerhard Steiner, Thüringer Volksverlag, 176 S., etwa DM 7,—

W. Koblbaas und H. Kubisch: Alarm im Zirkus, Henschelverlag, 100 S., etwa DM 4,—

Alfred Kurella: Die Gronauer Akten, Roman, Aufbau-Verlag, etwa 240 S.,
etwa DM 5,70

Margarete Neumann: Der Weg über den Acker, Aufbau-Verlag, etwa 246 S.,
etwa DM 5,70

Alf Scorell: Große Fische – kleine Fische, satirischer Roman, Thüringer Volksverlag, 326 S., etwa DM 5,20

Peter Seckbacher: Dollars, Dirnen, Divisionen, Kongreß-Verlag, etwa 160 S.,
etwa DM 2,90

B. Traven: Baumwollpflücker, Verlag der Nation, 276 S., DM 6,40

Otto Walcha: Die steinerne Glocke, Paul-List-Verlag, 120 S., DM 2,50

Inge von Wangenheim: Auf weitem Feld, Erinnerungen einer jungen Frau, Henschelverlag, 544 S., etwa DM 10,—

Hedda Zimmer: Nur eine Frau, Henschelverlag, 328 S., etwa DM 7,—

Kulturgeschichte, Geschichte

Heinrich Mann: Essays, Erster Band, Nachwort von Alfred Kantorowicz, (Ausgewählte Werke in Einzelausgaben, Bd. XI), Aufbau-Verlag, etwa 530 S., DM 9,—

Jean Paul Marat: Ausgewählte Schriften, Hrsg. von Claude Mosser. Aus dem Franz. von Hans Balzer, Verlag Rütten & Loening, 180 S., DM 2,50

Jugendliteratur

Daniel Defoe: Robinson Crusoe, Kinderbuchverlag, etwa 200 S., mit Textill. und 1 Farbtafel von Alfred Will, etwa DM 5,80

Ludwig Renn: Trini, Die Geschichte eines Indianerjungen, Kinderbuchverlag, 360 S., mit Textill. von Kurt Zimmermann,
etwa DM 6,50

Liseotte Welskopf-Henrich: Hans und Anna, Die drei Geschichten von Allezusammen, etwa 112 S., mit Textill. von Karl Fischer, Kinderbuchverlag, etwa DM 3,80

Literaturgeschichte, Literaturwissenschaft

Erläuterungen zur deutschen Literatur nach 1848, herausgegeben vom Kollektiv für Literaturgeschichte im Verlag Volk und Wissen, etwa 388 S., etwa DM 4,85

UNSERE ZEITSCHRIFTEN- UND ZEITUNGSSCHAU

Von der Berufung des Schriftstellers, ND 3. 11. 54/S. 3

Der Schriftsteller und die Kritik in der Sowjetunion, von E. Schöer, „Der Morgen“ 4. 11. 54/S. 4

Sowjetische Diskussionen und ihre Lehren, von Wolfgang Joho, „Sonntag“ 28. 11. 54/S. 6

Das Studium der deutschen Literatur in der Sowjetunion, von Professor Roman Samarin, TR 12. 11. 54/S. 4

Bei Durchsicht meiner ersten Stücke, von Bertolt Brecht, „Aufbau“ H. 11/54/S. 959

Von der Feder zum Hammer, von Alfred Kurella, „Aufbau“ H. 11/54/S. 963

Wie ich Schriftsteller geworden bin, von Willi Bredel, „Aufbau“ H. 11/54/S. 969

Bekenntnis eines Schriftstellers, von Fjodor Gladkow, ND 28. 11. 54/S. 6

Heine und Deutschland, von Heinz Kamnitzer, „Sonntag“ 7. 11. 54/S. 9

Ungarns größter Dichter (über Sandor Petöfi), von Andrej Turkow, SL H. 11/54 S. 212

Aristophanes, von Ruf Chlodowski, SL H. 11/54/S. 204

Stendhal in doppelter Bedeutung, von Viktor Klemperer, „Wissenschaftliche Annalen“, H. 11/54

Bodo Uhse „Die Patrioten“, von Ingeborg Djacenko, „Sonntag“ 14. 11. 54/S. 6

Bemerkungen zu Bertolt Brechts „Kaukasischem Kreidekreis“, von Max Schröder, „Aufbau“ H. 11/54/S. 983

Zum zweiten Kongreß der Sowjetschriftsteller, von Anna Seghers, TR 23. 11. 54/S. 4

Fortschrittliche Schriftsteller Indiens, von N. Semjonow, NZ H. 40/54 S. 16

Ein deutscher Gesellschaftskritiker des 13. Jahrhunderts, von Brigitta Schreyer, ZfG H. 4/54/S. 551

Abkürzungen

ND = Neues Deutschland

TR = Tägliche Rundschau

NZ = Neue Zeit (Wochenschrift)

SL = Sowjetliteratur

ZfG = Zeitschrift für Geschichte